This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Eduard von Bauernfelds
Gesammelte Aufsätze

12760

STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES

Schriften

des

Literarischen Vereins in Wien.

IV.

Eduard von Bauernfelds

Gesammelte Aufsätze.

In Auswahl herausgegeben und eingeleitet

von

Stefan Hock.

Wien 1905.

Verlag des Literarischen Vereins in Wien.

Eduard von Bauernfeld's

Gesammelte Aufsätze.

In Auswahl herausgegeben und eingeleitet

von

Stefan Hock.

Wien 1905.
Verlag des Literarischen Vereins in Wien.

MEH

Schriften

des

Literarischen Vereins in Wien.

IV.

Eduard von Bauernfelds

Gesammelte Aufsätze.

In Auswahl herausgegeben und eingeleitet

von

Stefan Hock.

Wien 1905.

Verlag des Literarischen Vereins in Wien.

Eduard von Bauernfeld's

Gesammelte Aufsätze.

In Auswahl herausgegeben und eingeleitet

von

Stefan Hock.

Wien 1905.

Verlag des Literarischen Vereins in Wien.

ME H

PT 1816
B5A19
1905

Alle Rechte vorbehalten.

K. u. k. Hof-Buchdruckerei u. Hof-Verlags-Buchhandlung Carl Fromme in Wien.

Einleitung.

Die Wiener Gesellschaft hat ihren alten Bauernfeld geliebt. Denn er hat ihr Wesen erfaßt wie wenige, er hat sie geschildert, gepriesen, wohl auch verspottet wie niemand sonst. In seinen Lustspielen hat er sie abkonterfeit mit ihren gröbsten und ihren feinsten Konturen, mit ihren ewigen Vorzügen und Schwächen und mit den kleinsten Eigenheiten der jeweiligen Verhältnisse und Moden. Er hat sie belauscht im Salon und zu Hause, im politischen und im literarischen Getriebe. Und er ist ihr Sprachrohr gewesen in bewegter Zeit, ihr Wecker und Warner, wenn sie schlief. Was er auf der Bühne laut verkündete, das zischelte er in feinen Satiren und Epigrammen, in graziösen und ironischen Versen, das flüsterte er bei festlichem Gelage der Nachbarin ins Ohr, das warf er als kühnes Witzwort in das Behagen des intimen Plauderabends, das klagte er raunzend und schimpfend seinen Freunden. Wahre Triumphe feiert da überall seine Begabung, soziale, politische, literarische Zustände sicher zu erfassen, ge-

schickt zu schildern, boshaft zu bekritteln. Scharfblick und rascher Verstand, Leichtigkeit der Produktion und liebenswürdige Anmut der Sprache zeichnen ihn aus. Im Lustspiel wie in seiner Lyrik ist er Feuilletonist. Und so drängte es ihn bald, sein Talent journalistisch zu verwerten.

Von früher Jugend bis ins hohe Alter geht Bauernfelds publizistische Wirksamkeit neben der poetischen einher. Eine große Zahl von Zeitungen, Revuen, Almanachen hat ihn unter die gelegentlichen Mitarbeiter gezählt; ständig hat er keinem Journal gedient. Mit außerordentlicher Geschicklichkeit hat er es verstanden, sich stets dem Milieu der Zeitschrift einzuordnen, für die er eben schrieb. In Schickhs Modezeitschrift und in der Theaterzeitung Bäuerles plaudert er anmutig von Schubert, erzählt von Johann Schenk, dem Komponisten des „Dorfbarbier", von Michael Vogl, dem berühmten Sänger der „Schubertiaden". Ganz anders tritt er vor das literarische und gelehrte Publikum des Hormayr-Kaltenbaeckischen Archivs; da steht er ernst und kampfbereit an Grillparzers Seite gegen die Pietznigg und Saphir, da betätigt er eifrig seine literarhistorische Begabung. Je näher zu 1848, um so schärfer wird die Tonart der Journale, und wieder bequemt sich Bauernfelds Feder der neuen Umgebung; in L. A. Frankls „Sonntagsblättern" und in den letzten Jahrgängen der Schickhischen Zeitschrift tritt er nun mit beißenden

Satiren — meiſt in dramatiſcher Form — hervor. Das Jahr 1849 findet ihn als geiſtreichen und unnachſichtigen Beurteiler im Feuilleton der „Oſtdeutſchen Poſt“ Kurandas. Von da an ändert ſich der Charakter ſeiner publiziſtiſchen Arbeiten. Der Fünfzigjährige iſt nicht mehr elaſtiſch genug, jeden Wechſel der Stimmung und Schreibart mitzumachen, in der vorderſten Linie der Kämpfer zu ſtehen; er legt ſich ſeine eigene Weiſe zurecht und beſchränkt ſich darauf, ſeine Erlebniſſe im vormärzlichen Öſterreich, kulturelle und politiſche Zuſtände immer von neuem darzuſtellen, in den gangbaren Tagesblättern, Rundſchauen, Jahrbüchern ſeine Erinnerungen zu publizieren, tote Freunde durch anſchauliche Schilderung ihres Weſens, oft auch durch Mitteilung von Briefen den jüngeren Zeitgenoſſen näher zu bringen.

Neben dieſer journaliſtiſchen Tätigkeit iſt Bauernfeld einige Male ſelbſtändig mit Streit- und Bittſchriften an die Öffentlichkeit getreten. In den vierziger Jahren hat er mit Broſchüren und Memoranden ſich lebhaft an dem Kampf der öſterreichiſchen Schriftſteller gegen den Mißbrauch der Zenſur beteiligt, mit Petitionen und Flugſchriften die Bewegung, die ſchließlich in der März-Revolution kulminiert, begleitet und geführt. Die berechtigten Anforderungen des Publikums an ein zeitgemäßes Theater hat er in nachdrücklicher Weiſe vertreten; in einer ſatiriſchen Zeitſchrift, die freilich nach

dem ersten Heft einging, ist er den großen und kleinen Sünden des Staates und der Gesellschaft an den Leib gegangen.

Eine Gruppe für sich bilden die Vorreden, die er einzelnen seiner Stücke beigegeben hat, und die wertvolle Einleitung zu seiner Übersetzung der Romane von Dickens. —

Auf den ersten Blick zerfallen alle diese Broschüren, Artikel, Feuilletons, Skizzen stofflich in zwei große Reihen. Die eine beschäftigt sich mit den kulturellen Zuständen Österreichs im allgemeinen und legt ein Hauptgewicht einerseits auf die Politik, anderseits auf die gemütliche Schilderung von Selbsterlebtem. Die andere berücksichtigt ein einziges Gebiet der allgemeinen Kultur, die Literatur, und hier beschränkt sich Bauernfeld nicht auf die Heimat und die Gegenwart, die freilich im Vordergrund seines Interesses stehen, sondern schweift gelegentlich weiter zurück und breiter umher. — In der ersten Gruppe stehen den historischen Aufsätzen andere gegenüber, in denen der Schriftsteller, statt das Vergangene beschaulich zu betrachten, an der lebendigen Gegenwart teilnimmt. Der Chronist macht hier dem Politiker Platz.

Im Jahre 1842 tritt Bauernfeld zum erstenmal als politischer Schriftsteller auf den Plan, und zwar in einem Gebiete, das der Literatur zunächst liegt. Die „Pia desideria eines österreichischen Schriftstellers“

wenden sich gegen die engherzige, Autor und Buchhändler schädigende Anwendung, oder vielmehr Nichtanwendung der liberalen Zensurgesetze von 1810. Bauernfeld entwirft in raschen Zügen ein Bild des zeitgenössischen Deutschland, der erfreulichen Gärung, die das Reifen köstlicher Früchte verspreche. Er zeigt, daß auch Österreich von dem neuen Geiste erfüllt, daß es materiell und intellektuell im Aufschwunge begriffen sei. In dieser allgemeinen Bewegung sei die Poesie ein wenig zu Schaden gekommen, die „neue praktisch-humane Richtung" benachteilige das große Individuum zugunsten der mittelmäßig veranlagten Menge, „das Goldstück setzt sich in Scheidemünze um". Da sei es nun doppelt wünschenswert, daß das heimische Talent gefördert werde. Statt dessen setze die gegen inländische Erzeugnisse so überaus strenge Zensur eben durch diese Strenge geradezu Prämien für die ausländischen Geistesprodukte aus. Bauernfeld verlangt von dem gebildeten Deutschland, daß es den redlichen Bestrebungen der Österreicher entgegenkomme und sie unterstütze, von dem landsmännischen Schriftsteller, daß er sich ermanne, seine Zeit erkenne und seine besten Kräfte und Talente der einzig echten, der nationellen Bildung zuwende, von der Zensur, daß sie nach den vorhandenen guten Gesetzen — die der neuen Zeit entsprechend zu modifizieren seien — gehandhabt werde. Und schließlich fordert er, „daß etwas geschehe, um ein wissenschaftlich-kritisches

Blatt in Österreich zu gründen, welches den Ausdruck unſeres neuen geiſtigen Lebens rein und treu widerſpiegle".

Dieſe in überaus maßvollem Tone — Hammer-Purgſtall wollte ſie dem Offizioſus Zedlitz zuſchreiben — gehaltene Broſchüre, die ſelbſt behauptet, ſie ſei der Ausdruck der Geſinnung der öſterreichiſchen Mittelklaſſen, bot im weſentlichen die Grundzüge für die berühmte Petition der Wiener Schriftſteller vom Jahre 1845, deren Hauptverfaſſer Bauernfeld war. So beſcheiden die hier aufgeſtellten Forderungen waren, ſo gering war ihr Erfolg. Ein „oberſtes Zenſurkollegium", das als unparteiiſche Inſtanz das Verbot des Zenſors revidieren ſollte, wurde verſprochen, auch „errichtet", ohne je ins Leben zu treten. Ein journaliſtiſcher Vertrauensmann Metternichs, Hofrat Klemens Freiherr von Hügel, ſetzte die Diskuſſion in einer Broſchüre fort, die ſich gegen die Preßherrſchaft wendet und die Schriftſteller geradezu als Privilegierte bezeichnet. Als das Büchlein unliebſames Aufſehen machte, wurde der Heißſporn von ſeinen Auftraggebern desavouiert. Bauernfeld hatte ſich beeilt, ſein Geiſteskind, die Schriftſtellerpetition, gegen den reaktionären Eiferer in einem witzigen „Schreiben eines Privilegierten in Öſterreich" zu verteidigen.

In dieſer kleinen Reihe von Streitſchriften iſt Bauernfeld vor allem der Vertreter der öſterreichiſchen

Schriftsteller und erst in zweiter Linie der österreichischen Intelligenz überhaupt. Im Jahre 1848 ändert sich das. Die Schriftsteller gehen hinaus ins Volk und werden seine Führer. Bauernfeld ist als Gast Doblhoffs in dessen Wohnung im Landhause aus unmittelbarster Nähe Zeuge der schwerwiegenden Beratungen im März und mit Begeisterung erfaßt er die Idee Kleyles, durch eine Adresse an den Landtag die Stellung der liberalen Opposition zu stärken. Mit Alexander Bach entwirft er eine kurze, aber energische Petition um Konstitution und Preßfreiheit und wirbt in den Kreisen der Kaufleute und Fabrikanten um Unterschriften. Am 11. März wird sie den Ständen überreicht; zwei Tage später sieht Bauernfeld, Seite an Seite mit Doblhoff und Anastasius Grün, von seinem Fenster hinab auf die erregte Menge im Hof des Landhauses und wieder zwei Tage später eilt er kühn entschlossen mit Anastasius Grün in die Hofburg und erreicht hier die sofortige Bewilligung der Konstitution. In der furchtbaren Aufregung dieser Tage, die am 18. März zu einer Gehirnhautentzündung führt, entwirft er ein Straßenplakat, in dem er die Entfernung aller Männer des alten Systems fordert, mit dem aufreizenden Titel „Provisorische Regierung". Es bildet den Höhepunkt und zugleich den Abschluß dieser fieberhaft erregten Periode seiner Schriftstellerei, den Abschluß auch seiner politischen Wirksamkeit, die ihm

für einige Zeit ungeheuere Popularität verschafft und seine Wahl ins Frankfurter Vorparlament zur Folge hat. Er muß aus Gesundheitsrücksichten ablehnen und zieht sich wieder in sein bescheidenes Poetenleben zurück.

In den ersten Jahren der Reaktion versucht er es noch einmal, sich mit den politischen Zuständen seiner Zeit auseinanderzusetzen, diesmal nicht als Mitstreiter oder gar als Führer, sondern als stiller, aber überlegener Beobachter. Und wenn seine vormärzlichen Publikationen ein wenig breit und doktrinär erscheinen, wenn in den Sturmpetitionen des Revolutionsmonats die Erregung des ganzen Volkes durch Bauernfelds Worte zittert, so findet er in diesen knappen und aktuellen „Studien" seinen eigenen, feinen Stil, so erhebt er sich hier zur Höhe eines Weisen. Mit einem wahrhaft großen Humor betrachtet er die Folgen der Ernüchterung in allen Kreisen der Bevölkerung, mit beißendem Witz schildert er die verwandlungsreiche Lebensgeschichte der „Gutgesinnten", den dornenvollen Leidensweg des „Altliberalen". Wenn nicht als politischer Führer, so will er als Erzieher wirken; er feuert die Gesinnungsgenossen an, er appelliert an die Machthaber, Österreich zu retten, es aus der Barbarei herauszuführen, der Jugend, dem Volke die Quellen der Bildung zu öffnen. Wenige Jahre vor der grundlegenden Reform der Mittelschule läßt er diese Mahnung ertönen und

nimmt so sein bescheiden Teil an dem großen Werke Leo-Thuns.

All diesen politischen Aufsätzen gemeinsam ist neben einem tatkräftigen Enthusiasmus der scharfe Blick für die Übelstände und Bedürfnisse der Zeit und die richtige Abschätzung dessen, was gefordert werden muß und was man erwarten kann. Nirgends — das halbverrückte Straßenplakat ausgenommen — versteigt sich Bauernfeld zu utopischen Phantasien, wie sie eben in jenen aufgeregten Tagen auch ernste Männer hegten und äußerten, stets bleibt dieser Lustspieldichter Verfechter einer gesunden Realpolitik. Dabei hält er aber durch alle äußeren Wandlungen hindurch fest an seinen Anschauungen und Überzeugungen. Mit einem gewissen Stolz nennt er sich einen „Altliberalen", als die Bezeichnung in Verruf kommt, mit gerechter Verachtung blickt er auf die Schar der Charakterlosen herab, die, gierig nach Brot, ihr Mäntelchen nach dem Wind hängen, der Ehrgeizigen, die sich nicht abnützen wollen, damit sie die Männer der Zukunft bleiben. Er selbst ist nicht von dieser Art. Er wirkt mit an dem großen Werk der Erneuerung Österreichs, solang er kann. Und als ihm erst die Anarchie, dann die Reaktion die Hände gebunden, ruft er die andern zur Tat und hört in einer Zeit allgemeiner Desperation nicht auf zu hoffen. Auch für sich selbst. In der letzten „Studie" wendet er sich an sein liebes, altes, sein junges Publikum; er fühlt sich

selbst wieder jung und schaffensfroh und er will der neuen Zeit neue Dichtungen darbringen. Zu einer großen Übersicht über sein bisheriges Poetenleben gestaltet sich dieses Feuilleton, das aus dem Rahmen der „Studien“ in die Gruppe der autobiographischen Publikationen hinüberstrebt.

Von jugendlichen Aufsätzen bis zu Erinnerungen des Greises läuft die nur durch die Revolutionsmonate unterbrochene Reihe der lebensgeschichtlichen Skizzen, in denen vor allem Bilder aus dem Kulturleben des Vormärz entworfen werden. Im Gegensatz zu den politischen Schriften sind sie von sehr ungleichem Werte. Neben ausgezeichneten Darstellungen und höchst interessanten Mitteilungen finden wir gehaltlose Anekdoten, langweilig breite Berichte über unbedeutende Menschen und Dinge. Unter den älteren Aufsätzen freilich überwiegen die guten. Besonders fesselnd weiß Bauernfeld jederzeit von seiner Jugend zu erzählen, von der Einrichtung des Unterrichts, von seinen Lehrern und Schulkameraden, vor allem von seinen ungebundenen Bohême-Jahren, von den trauten Genossen dieser Genieperiode Schubert und Schwind, von dem angeregten literarischen Treiben der zwanziger und dreißiger Jahre. Seine Mitteilungen gehören zu den wichtigsten Quellen, die wir für diese Zeit und diesen Kreis besitzen. Die Verhältnisse an den Schulen hatten sich in den zehn Jahren kaum geändert, die

Grillparzers und Bauernfelds Studienzeit trennen, und so können diese Partien aus den Memoiren des Lustspieldichters die entsprechenden Abschnitte in der Selbstbiographie des Tragikers ergänzen. Die Aufsätze über Schubert sind dem Biographen des großen Komponisten von höchstem Nutzen, aus den Berichten über das literarische Zusammenleben, über die politischen und sozialen Verhältnisse im Vormärz zieht der Historiker Gewinn, die Schilderung der geistig angeregten Gesellschaft, die sich um Schubert und Schwind scharte, gewährt jedem Leser reichsten Genuß. Diesen Kreis lieblicher Frauen, wie die Schwestern Hönig und Fröhlich, begeisterter Kunstfreunde, wie Spaun und Schober, die Freiherrn von Schönstein und Mayerhofer, bedeutender Musiker, Maler und Dichter, wie Lachner und Vogl, Kupelwieser und Daffinger, Mayrhofer und Grillparzer, dies wundervoll anmutige Leben voll Schönheit, Heiterkeit und Geist — Schwind hat es gemalt, Schubert in dem Wohllaut seiner Lieder und Tänze festgebannt, niemand aber so liebevoll, so lebendig nacherzählt wie Bauernfeld. Nicht nur die harmlose Fröhlichkeit dieser Blütezeit österreichischer Kunst hat er in seinen Skizzen festgehalten, er hat mit gleicher Treue das Bild der ernsten Zeit entworfen, die mit ihren politischen und finanziellen Katastrophen der Wiener Gemütlichkeit ein böses Ende machte. Für diese Jahre der heimlichen Gärung und der offenen Empörung sind seine Memoiren

mit die wichtigsten und zuverlässigsten historischen Dokumente.

Alle diese schriftstellerischen Arbeiten zeichnet eine außerordentlich angenehme Schreibart aus; besonders in die älteren scheint die ganze Liebenswürdigkeit der Zeit eingegangen zu sein, aus der sie stammen und die sie schildern. Dieser behagliche Plauderton bleibt Bauernfeld auch zu eigen, wenn er etwa zu Beginn der fünfziger Jahre von einer Reise nach Deutschland und Belgien an die „Ostdeutsche Post" wenig bedeutende „Reiseblätter" richtet, die nur dort lebhafteres Interesse erregen, wo sie über das Brüsseler Theater oder über einen Besuch bei Tieck in Berlin berichten. Mit den Jahren freilich läßt sich Bauernfeld immer lässiger gehen und seine Form wird manchmal allzu salopp. Schon seine satirische Revue, „Wiener Ein- und Ausfälle" (1852), die von Zampis geistreich illustriert wurde, leidet an Oberflächlichkeit in Stil und Inhalt. Es ist so recht ein Zeugnis für seinen Wunsch, sich völlig von der Politik zu entfernen, wenn er hier Frauenmoden und Gasthausleben, Theater und Tanzvergnügen aufs Korn nimmt und höchstens mit einem zahmen „phantastisch-industriellen Zeitgemälde" „Die Schutzzollfee" politische Fragen streift. In späteren Jahren weiß er selten Neues zu bringen; die kulturhistorischen Skizzen verlieren sich in endlose Wiederholungen und uninteressante Details, seine „Er-

innerungen" schweifen ohne Sorgfalt von Wichtigem und Fesselndem zu allerhand anekdotischem Kleinkram. Noch immer aber gelingt es dem alternden Schriftsteller, literarische Physiognomien in rasch hingeworfenen, lebensvollen Porträts wiederzugeben.

Denn die eigentliche Begabung des Historikers Bauernfeld liegt auf dem Gebiete der Literaturgeschichte. Scharfer Verstand, ästhetisches Feingefühl, glückliche Darstellung wirken hier zu trefflichstem Gelingen zusammen. Sein Interessenkreis ist allerdings auch auf diesem Gebiete kein allzuweiter. Von fremden Literaturen hat ihn eigentlich nur die englische dauernd gefesselt. Shakespeare und Dickens hat er übersetzt, die alten englischen Dramatiker, vor allem — auf Grillparzers Rat — Beaumont und Fletcher, studiert. Mit diesen Dichtern beschäftigt er sich nun auch kritisch. Ein Aufsatz über die beiden Lustspieldichter — er erschien mit gutem Grund anonym — ist freilich kaum mehr als ein Auszug aus den alten Kommentaren von Sewart und Sympson. Aber die Übersetzung der „Pickwick papers" hat er durch eine sehr hübsche Einleitung bereichert, die in raschen Zügen die Entwicklung des Romans bis Dickens skizziert und in eine zutreffende Charakteristik dieses Schriftstellers und seiner ersten Werke ausläuft. Schon hier bewährt Bauernfeld sein Talent, große Perioden in knapper Darstellung zusammenzufassen, die einzelnen Phasen wie die her-

vorſtechendſten Perſönlichkeiten mit wenigen Worten ſicher zu kennzeichnen. Auf anderem Boden bewegt ſich ein ſpäter Aufſatz über die Shakeſpeare-Überſetzungen, der in Erinnerung an den ſelbſtdurchlebten Frohndienſt bei Trentſensky die von A. W. Schlegel bis in die jüngſte Zeit immer wieder aufgeworfene Frage nach der Kunſt des Überſetzens zu beantworten ſucht.

Die reichſte und eindringlichſte publiziſtiſche Tätigkeit blieb naturgemäß dem Theater gewidmet. Ob er hier als Hiſtoriker auftritt, in einem vorzüglichen Aufſatz als erſter die Geſchichte der Wiener Volksbühne von ihren Anfängen bis auf die Gegenwart entwirft, Joſef Schreyvogel, dem treuen Eckart des Burgtheaters, dem Freund und Führer Grillparzers, aus dankbarem Herzen ein Denkmal ſetzt — ob er kampfbereit für die Einführung der Tantieme, für die Verbeſſerung des Repertoires, für die Neugeſtaltung des Burgtheaters eintritt: immer iſt er mit ganzer Seele bei der Sache, überall merkt man mit Wohlgefallen, wie dieſer leidenſchaftliche Theatermenſch für ſein Liebſtes zeugt und kämpft. Als im Jahre 1849 mit der eingetretenen Ruhe das Intereſſe für das Theater ſich wieder herſtellte, da trat Bauernfeld in ſeinen „Flüchtigen Gedanken über das deutſche Theater“ mit langgehegten und -verſchwiegenen Wünſchen hervor. Den freieren Geiſt, den die Revolution auf die Bühne gebracht, wollte er bewahrt, von hohen künſtleriſchen Geſichtspunkten die

Schauspielhäuser, vor allem das geliebte Burgtheater, geleitet sehen. Von seinen Forderungen sind heute manche erfüllt, viele aber nur dringender und unabweislicher geworden. So bleibt diese Broschüre von einer traurigen Aktualität. Und von ebenso trauriger Bedeutung für unsere Zeit ist ein Aufsatz, in dem sich Bauernfelds Haß gegen die vorlaute Kritik heftig ausspricht.

Der eifrige Theaterbesucher und sichere Beurteiler ist nur hie und da als Kritiker vor die Öffentlichkeit getreten. Er scheute und schämte sich, der Schar seichter und unehrlicher Rezensenten beizutreten, die gerade in Wien das Publikum am Gängelbande führten. Er wendet sich gegen die „falsche Kritik" der Saphir und Genossen und fordert an Stelle der urteilenden und meist verurteilenden eine beschreibende Kritik. In dieser schweren Kunst des Beschreibens ist nun freilich Bauernfeld nicht eben Meister; seine Analysen haben keinen rechten Mittelpunkt, sie zerflattern im Detail. Er hat auch wenig Liebe und Interesse für ein solches Zergliedern, wie ihm überhaupt die Dinge hinter den Menschen zurückstehen. Diese aber in ihrer Eigenart zu erfassen und sie gegeneinander zu kontrastieren, das ist ihm wiederholt ausgezeichnet gelungen. Nicht nur den einzelnen Künstlern ist er derart gerecht geworden, er hat es mit Erfolg versucht, die österreichischen Dichter zu gruppieren, und seine Anordnung gilt in vielen Fällen heute noch für richtig. Das Ähnliche und das Unter-

ſcheidende bei Caſtelli und Seidl, Anaſtaſius Grün und Lenau, Raimund und Neſtroy hat er deutlich erkannt und in präziſen Formeln beſtimmt. Mit den Perſonen hat ihm die Entwicklung der Poeſie in Öſterreich klar vor Augen geſtanden und ſeine knappe Überſicht über dieſe Entwicklung von Denis bis Lenau iſt der erſte und überaus gelungene Verſuch, dieſelbe darzuſtellen. —

Faſt alle dieſe Wahrnehmungen und Betrachtungen des ſcharfſichtigen und klugen Mannes, wichtige Beiträge zur Geſchichte des geiſtigen Lebens in Öſterreich, ſind in verſchollenen Zeitſchriften und vergriffenen Broſchüren zerſtreut. Nur einen kleinen Teil ſeiner Memoiren hat Bauernfeld unter dem Titel „Aus Alt- und Neu-Wien“ in ſeine Werke aufgenommen und ſo für die Nachwelt lebendig erhalten. Den Schatz von hiſtoriſchen und literariſchen Dokumenten, den er in Journalen und Almanachen vergraben hat, zu heben, ſchien dem Ausſchuß des Literariſchen Vereins eine notwendige und dankenswerte Aufgabe; er hat den Unterzeichneten mit ihrer Löſung betraut. Daß nicht alle, auch nicht alle in „Aus Alt- und Neu-Wien“ fehlenden Artikel neugedruckt werden konnten, war von vornherein klar; zu viel Unbedeutendes ſteht einer Geſamtausgabe entgegen. Aber die Auswahl bot Schwierigkeiten. In den Wuſt von Broſchüren, Skizzen, Kritiken auch nur einigermaßen Ordnung zu bringen, wurde durch eine

Eigentümlichkeit erschwert, die der Essayist Bauernfeld mit dem Dichter gemein hat und die seine Fruchtbarkeit zum Teil erklärt: die skrupellose Wiederverwendung der eigenen Produktion. Der Sammler der Feuilletons muß diesen Umstand tiefer bedauern, als dies seinerzeit der rasch vergessende Zeitungsleser getan hat; denn in dem Rahmen eines Buches wären die steten Wiederholungen unerträglich und manch geistreicher Gedanke, manch interessante Mitteilung mußte ausgeschlossen bleiben, weil sie mit zwei-, dreimal Gesagtem zu einer Einheit verbunden ist. Aber auch ganz äußerliche Motive führten die Zurückweisung zahlreicher Aufsätze herbei. Der Raum war von vornherein so spärlich bemessen, daß auch unter den guten Artikeln eine strenge Auswahl nötig wurde. Bei gleichen Ansprüchen wurde der an entlegenerer Stelle gedruckten Arbeit der Vorzug gewahrt; die Aufnahme von allzu gleichartigen Aufsätzen wurde vermieden, anderseits aber doch der Versuch gemacht, die ausgewählten stofflich zu Gruppen zusammenzuschließen. Eine der wichtigsten Broschüren, die „Pia desideria eines österreichischen Schriftstellers" konnte keine Aufnahme finden, weil sie allein ein Drittel des Bandes gefüllt hätte; aus demselben Grunde mußte auf den Abdruck von Bauernfelds „Erinnerungen" verzichtet werden. Diese beiden Schriften würden im Verein mit den besseren von den jetzt zurückgehaltenen Arbeiten einen zweiten Band bilden, zu dessen Herausgabe sich

vielleicht einmal Gelegenheit ergibt. Dann erſt wird das Erbe des Hiſtorikers Bauernfeld wiedergewonnen ſein.

Der vorliegende Band zerfällt ohne Zwang in drei Teile. Im erſten erſcheint Bauernfeld als politiſcher Schriftſteller. Mit Berückſichtigung der in den Anmerkungen abgedruckten Broſchüre Hügels läßt ſich der Kampf um die Zenſurfreiheit von 1845 bis 1848 verfolgen; die „Studien“ des Jahres 1849 ſchließen ſich an. Die zweite Gruppe beſchäftigt ſich mit Literatur und Theater. In der dritten ſind biographiſche Skizzen zuſammengeſtellt, je einem Maler, einem Muſiker, einem Dichter gewidmet. Die Briefe der George Sand an Deſſauer dürften eine um ſo willkommenere Beigabe bilden, als ſie in der „Correspondance“ der Dichterin (4.—6. Band. Paris. C. Lévy 1883—1884) ungenau gedruckt ſind. Daß die meiſten Briefe Schwinds an Bauernfeld von Holland im 6. Band des Grillparzer-Jahrbuches vollſtändig abgedruckt ſind, ſchien mir kein hinreichender Grund, den hübſchen Aufſatz zu unterdrücken.

Für gütige Nachweiſe bin ich Sr. Exzellenz Joſef Alexander Freiherrn von Helfert, Herrn Profeſſor Dr. Auguſt Sauer und Herrn Dr. Emil Horner zu Dank verbunden. —

Und nun ſpreche der alte Öſterreicher aufs neue zu ſeinen Landsleuten!

Wien, 11. Auguſt 1905.

Stefan Hock.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Einleitung V

Eduard von Bauernfelds Gesammelte Aufsätze.

1. Denkschrift über die gegenwärtigen Zustände der Zensur in Österreich (1845) 1
2. Schreiben eines Privilegierten aus Österreich zur Beleuchtung der merkwürdigen Broschüre: Über Denk-, Rede-, Schrift- und Preßfreiheit (1847) 28
3. Petition der Wiener Bürger (1848) 54
4. Studien (1849). 1.—12. 57
5. Neue Studien (1849). 1.—3. 115
6. Die schöne Literatur in Österreich (1835) 137
7. Kritik und Kritiker unserer Zeit (1835) 176
8. Flüchtige Gedanken über das deutsche Theater (1849) 187
9. Kleine theatralische Studien (1877). 1—3. 227
10. Moriz Schwind zum Gedächtnis (1877) 266
11. Meister Favilla (1877) 302
12. Anastasius Grün (1850) 328

Anmerkungen 349

Personenverzeichnis 389

1. Denkschrift über die gegenwärtigen Zustände der Zensur in Österreich (1845).

„Kein Lichtstrahl, er komme, woher er wolle, soll in Zukunft unbeachtet und unerkannt in der Monarchie bleiben oder seiner möglich nützlichen Wirksamkeit entzogen werden" — heißt es in der „Vorschrift für die Leitung des Censur-Wesens und für das Benehmen der Censoren" vom 10. September 1810, welche zum Eingange einer „zweckmäßig geleiteten Lese- und Schreibe-Freiheit" das Wort führt.

Der § 4 der Vorschrift spricht insbesondere den Grundsatz aus, daß wissenschaftliche Werke mit der größten Nachsicht behandelt, und ohne äußerst wichtige Gründe nicht verboten werden sollen, und der § 8 enthält wörtlich folgende Stelle:

„Werke, in denen die Staatsverwaltung im ganzen oder einzelnen Zweigen gewürdigt, Fehler und Mißgriffe aufgedeckt, Verbesserungen angedeutet, Mittel und Wege zur Erringung eines Vortheils angezeigt, vergangene Ereignisse aufgehellt werden usw., sollen ohne hinlänglich andern Grund nicht verboten werden,

wären auch die Grundsätze und Ansichten des Autors nicht jene der Staatsverwaltung."

Der § 12 räumt ferner den Schriftstellern, deren Handschriften von der k. k. Polizei- und Zensurhofstelle die Zulassung zum Drucke versagt wurde, das Recht ein, diese Handschriften mit Beifügung der Rechtfertigungsgründe an die „politische Hofstelle ihres Landes" überreichen zu dürfen, welche darüber an Se. Majestät Bericht zu erstatten hat.

Der § 14 endlich macht den Zensoren sowie den Revisionsämtern die möglichste Schnelligkeit bei Abgabe der Bücher und Erledigung der Manuskripte zur Pflicht.

Diese und andere milde und humane Bestimmungen, von denen die des § 8 beinahe wörtlich in die neue preußische Zensurinstruktion vom 24. Dezember 1841 aufgenommen wurde, bilden den Hauptinhalt der Österreichischen Zensurvorschrift vom 10. September 1810, welche jedoch nur als Instruktion für die Zensoren, nicht aber als Gesetz gelten zu sollen scheint, und die daher auch niemals öffentlich kundgemacht wurde, denn der Umstand, daß sie in mehreren Privatwerken (in Graf Barth-Barthemheins System der österreichischen Polizeiadministration, Faullers Polizeigesetzkunde, Kankas Handbuch der Gesetze über schwere Polizeiübertretungen) abgedruckt ist, gestattet noch keineswegs, diese Zensurvorschrift als offiziell

kundgemacht zu betrachten, da sich nach den bestehenden allerhöchsten Normen auf derlei Privatgesetzsammlungen wirksam nicht berufen werden kann. — Im Jahre 1840 soll eine Publikation dieser Vorschrift, und zugleich die Aufhebung sämtlicher, nach dieser Zensurinstruktion vom Jahre 1810 erlassenen polizeilichen Verfügungen allerhöchstenorts angeordnet worden sein. Unter diesen Verfügungen erscheint insbesondere das Hofdekret der k. k Polizei- und Zensurhofstelle vom 14. Juli 1812, worin angeordnet wurde, daß alle Schriften, welche die neuere Kriegsgeschichte betreffen, mit dem Gutachten der Zensoren zur definitiven Entscheidung der sogenannten Hofstelle vorzulegen seien, ferner das Hofdekret derselben Hofstelle vom 2. Oktober 1819, womit die obige Bestimmung auf sämtliche Manuskripte und später auch auf Bilder, Landkarten und Musikalien ausgedehnt wurde.

Die erwähnte Publikation war wohl nur behufs der Zensoren anbefohlen worden, um sie neuerdings auf die beinahe in Vergessenheit geratene Instruktion aufmerksam zu machen, und ihnen die genaue Beachtung der darin enthaltenen Grundsätze einzuschärfen Allein eine Kundmachung, selbst in diesem beschränkten Sinne, ist unsers Wissens bisher noch nicht erfolgt, der Zensor übt sein Amt fortwährend nach Gewohnheit und Herkommen aus, und der Schriftsteller kann sich auf kein Gesetz zum Schutze seiner Rechte berufen.

Diese exzeptionelle Stellung des österreichischen Schriftstellers ist es, welche die Unterzeichneten, nicht aus persönlichen Rücksichten, sondern im Interesse der gesamten vaterländischen Literatur zu der vorliegenden Denkschrift veranlaßte, welche sich insbesondere erlaubt, auf eine schmerzlich gefühlte Lücke unserer Gesetzgebung aufmerksam zu machen und vor dem Standpunkte des Rechtes wie der Billigkeit darzustellen, wie dringend notwendig die Verleihung eines Zensurgesetzes für Österreich erscheint.

Der Zustand der Presse, dem Zensurinstitute gegenüber, ist leider ein vollkommen rechtloser, der Schriftsteller wird gerichtet nach Normen, die er nicht kennt, und verurteilt, ohne gehört zu werden, ohne sich verteidigen zu können.

Der geringste Handwerker, der ärmste Taglöhner, überhaupt jeder Staatsbürger findet im Gesetze Schutz für seine Tätigkeit. Die Grenzen derselben sind ihm vorgezeichnet, aber innerhalb dieser Grenzen kann er sich frei und ungehindert bewegen; niemand darf ihn in der Ausübung seiner durch das Gesetz ihm zuerkannten Rechte stören.

Hielt man diese Vorsicht im Bereiche der materiellen Interessen für unentbehrlich zur Aufrechthaltung eines geordneten Rechtszustandes, so dürfte sie wohl da nicht minder notwendig befunden werden, wo es sich um die geistigen Güter des Menschen, um die

höchſten Intereſſen der Wiſſenſchaft, um die heiligſten Anſprüche der Wahrheit handelt. Allein wie troſtlos iſt die Lage des Schriftſtellers gerade in dieſer Beziehung!

Öſterreich beſitzt kein Zenſurgeſetz. Wo aber kein Geſetz, ſondern nur die individuelle Anſicht des Zenſors entſcheidet, da kann es leicht dahin kommen, daß ſelbſt das an ſich Erlaubte und Unſchädliche, ja das Gemeinnützliche verboten wird.

Der Zenſor — bei dem beſten Willen — kann irren; er kann aus Ängſtlichkeit und Sorge für die Beibehaltung ſeiner Stellung gegen ſeine beſſere Überzeugung ſo manches verdammen, was vielleicht zur Zierde der Literatur, ſomit zum beſten des Landes gereichen könnte. Bei dieſen Verhältniſſen arbeitet der öſterreichiſche Schriftſteller unter dem ſtets beſtehenden Drucke des Bewußtſeins, ſich vielleicht der Willkür preisgegeben zu ſehen, die nach ihm unbekannten Rechtsnormen über ſeine Erzeugniſſe aburteilen kann; denn kein Geſetz iſt vorhanden, unter deſſen ſchirmendem Dache er ſich gegen die Übergriffe der Zenſoren ſchützen, auf das er ſich zur Begründung ſeiner Rechtsanſpüche berufen könnte. Seine Schrift wird als „zum Drucke nicht zugelaſſen“ bezeichnet, und er muß verſtummen; nicht einmal die Frage um das „Warum“ iſt ihm geſtattet oder kann — wenn ſie auch geſtellt würde — auf Beantwortung hoffen. Von allen öſterreichiſchen

Staatsbürgern ist es sonach der Schriftsteller ganz allein, welcher ungehört verurteilt wird, während doch selbst dem Angeklagten, dem Verbrecher ein rechtliches Gehör und eine Verteidigung verstattet wird und ihm mit dem Urteile auch die Beweggründe desselben bekanntgegeben werden müssen.

Um diesen Übelständen zu begegnen, hat zwar die Zensurinstruktion vom Jahre 1810 dem Schriftsteller das Recht der Berufung an die „politische Hofstelle seines Landes" eingeräumt; allein dieses Zugeständnis ist bei der gegenwärtigen Verfassung der Zensuranstalt — wie man sichs nicht verhehlen darf — ein rein illusorisches, teils weil eben diese hohe Rekursbehörde (die politische Hofstelle) nicht selten schon vorläufig ein Informationsvotum über das ihr im Vorberatungswege durch die Zensurstelle vorgelegte Manuskript abgegeben hat und daher der Rekurs eigentlich gegen ihre eigene (mittelbare) Entscheidung an sie selbst gerichtet wird; teils weil dem Schriftsteller die Motive der zensurbehördlichen Abweisung nicht bekanntgegeben werden, er demnach auch seine Beschwerden nicht zu begründen, nicht mit einer Entkräftung der Abweisungsgründe zu begleiten vermag; und weil endlich die Vollziehung der durch die Rekursbehörde gefällten Entscheidung immer wieder nur der Zensurbehörde selbst anheimgestellt, von derselben aber nach allbekannter Erfahrung nur zu häufig zurückbehalten wird. Wahrhaftig, dieser im hu-

manſten Sinne bewilligte Rekurszug müßte ganz anders organiſiert ſein, wenn er dem Schriftſteller auch nur die geringſte Garantie gewähren ſollte. — Nicht beſſer verhält es ſich mit der im § 8 der Inſtruktion dem Schriftſteller eingeräumten Berechtigung, das Weſen der Staatsverwaltung im Ganzen oder in einzelnen Zweigen zu beſprechen, und ſelbſt Fehler und Mißgriffe aufzudecken, wenn alles dies nicht aus Gehäſſigkeit, ſondern in der guten Abſicht ihrer Abſtellung und in einem anſtändigen und beſcheideneu Tone geſchieht. Auch dieſe humane Verfügung ſcheint gänzlich in Vergeſſenheit geraten zu ſein. Die meiſten Aufſätze, welche irgend einen Zweig der Staatsverwaltung berühren, werden nach abgegebenem Votum des Zenſors noch insbeſondere jenen Hofſtellen, in deren Reſſort die behandelten Materien gehören, ja nicht ſelten auch Privatperſonen, deren Selbſtgefälligkeit vielleicht durch eine ſolche Publikation verletzt werden könnte, oder auch nur als Sach- und Fachkundigen zur Begutachtung mitgeteilt. Abgeſehen von der durch dieſes Verfahren herbeigeführten Verzögerung, die in mehreren Fällen Jahre betrug, und bei ſehr gediegenen, rein wiſſenſchaftlichen Werken nicht ſelten mit gänzlicher Zurückhaltung des Manuſkriptes endete, werden dem Schriftſteller hierdurch nur neue Hinderniſſe in den Weg gelegt. Hat er in ſeiner Arbeit irgend eine Regierungsmaßregel — wenngleich mit gebührender Beſcheidenheit — einer

würdigen Kritik unterzogen, so wird sich die Verwaltungsbehörde, von der jener Fehlgriff ausgegangen, durch den auch leise ausgesprochenen Tadel gekränkt fühlen; sie urteilt als Partei in eigener Sache, natürlich auf Druckverweigerung, und ihr Antrag wird von der Zensurbehörde, wenn er negativ lautet, jedesmal vollzogen.

Um noch einmal auf die Person des Zensors zurückzukommen, welcher nicht nach einem bestimmten Gesetze, sondern nach Herkommen und Gewohnheit oder vielmehr nach seinem subjektiven Ermessen zensiert, so kann es häufig geschehen und geschieht wohl auch, daß er sich auf den ganz verschiedenen Standpunkt des Kritikers stellt, und einen Vorschlag, eine Bemerkung, eine Erörterung bloß deshalb streicht, weil er über die vorliegende Frage anders denkt, ohne daß die Meinung des Schriftstellers irgend etwas Gemeingefährliches oder sonst durch die Zensurvorschriften Verbotenes enthielte. Mit einem ohne alle Motivierung hingestellten „typum non meretur" wird nicht selten über eine Schrift ein Verdammungsurteil ausgesprochen, das die literarische Kritik vielleicht nicht geteilt hätte und jedenfalls nur dieser zugestanden wäre. Wie drückend ist aber ein solcher Zustand! Er trifft nicht nur jene Erzeugnisse des Geistes, die wirklich unter der Schere des Zensors fallen, sondern auch zahllose Keime, die gar nicht zur Entwicklung gelangen, weil man sich

fürchtet, seine Mühe umsonst auf ihre Pflege zu verwenden. — Auch für die hohe Staatsverwaltung selbst werden durch ein solches System nicht unbedeutende Nachteile herbeigeführt. Sie entbehrt dadurch des wirksamsten Mittels, zu Kenntnis der etwaigen Gebrechen zu gelangen, die eine Verbesserung bedürfen; sie beraubt sich der Unterstützung aller Intelligenzen, die außerhalb ihrer eigenen Verwaltungsorgane verbreitet sind; sie verliert den tüchtigsten Maßstab für die Beurteilung des Einflusses, den irgend eine neue Maßregel auf die Gesinnungen und Ansichten des Volkes äußert; endlich, wo niemals eine Rüge gehört werden darf, findet auch ein wohlverdientes Lob keinen Glauben. Wie sehr durch ein solches Verfahren der konventionellen Lüge, der Gleißnerei und Heuchelei, diesen Ertötern des sozialen wie des Staatslebens, Tür und Tor geöffnet werden, liegt am Tage.

Bei solchem Zustande der Dinge mußte sich der besseren Schriftsteller eine solche Mutlosigkeit bemächtiger, daß sie sich freiwillig zum Schweigen verurteilen, andere, in denen ein mächtiger Geist sich regte, sahen sich genötigt, einen ungesetzlichen Weg einzuschlagen und ihre Werke, von denen einige bereits zur Zierde der neuen deutschen Literatur gereichen, unter angenommenen Namen ohne Bewilligung der österreichischen Zensur zu veröffentlichen. Der weitere Verlauf hat übrigens bewiesen, daß die humane österreichische Re-

gierung der freien Äußerung des wissenschaftlichen oder dichterischen Gedankens keineswegs so abhold ist, wie die ausführenden Organe der Zensur mit allzu großer Ängstlichkeit vorauszusetzen scheinen; denn die Regierung hat das eigenmächtige Verfahren jener Autoren dadurch stillschweigend gut geheißen und gewissermaßen gerechtfertigt, daß sie nachträglich dem Debit ihrer Werke kein Hindernis in den Weg legte. Der Schriftsteller liebt es jedoch nicht, sich in die Literatur nur einzuschwärzen; er zieht es vor, den Weg des Gesetzes zu gehen, und jeden Österreicher von Herz und Gesinnung hätte der Ruhm, welcher dem Talente seiner Landsleute gezollt ward, mit gedoppelter Freude erfüllt, wenn der Äußerung dieses Talentes gleich von vorne herein die Zustimmung der österreichischen Zensur zuteil geworden wäre, was nach Wort und Geist der Zensurinstruktion vom Jahre 1810 unzweifelhaft geschehen konnte.

Der wunderlichste Zwiespalt zwischen der Instruktion und ihrer Handhabung, sowie der längst schmerzlich gefühlte Mangel eines Gesetzes tritt aber insbesondere dann hervor, wenn wir beobachten, was in Österreich, und zwar mit Bewilligung der Regierung, gelesen wird, welche Masse von Ideen nur allein durch die in allen Schenken aufliegenden literarischen und politischen Zeitungen auch in den niederen Klassen der Gesellschaft sich verbreiten. Wissen-

schaftliche und belletristische Werke der neuen deutschen Presse, wenn deren Tendenz nicht geradezu verwerflich ist, werden selten verboten und im Falle ihrer Zulassung in den inländischen Journalen angezeigt, von den inländischen Buchhandlungen an jedermann ohne Unterschied verkauft. Dasselbe Werk aber eines Preußen oder Sachsen oder auch eines Österreichers, der es im sogenannten „Ausland" mit dem „admittitur fürs Ausland" hat drucken lassen dürfen, — dasselbe Werk, welches dann später im Inland ungehindert verkauft und gelesen werden darf, darf — im Inland nicht gedruckt werden. Dieser Druckverbot für das Inland eines sonst erlaubten Werkes ist für den vaterländischen Schriftsteller als Verfasser schon an sich äußerst kränkend und schmerzlich; er bringt aber auch noch andere geistige und materielle Nachteile mit sich. Insbesondere wird dem österreichischen Buchhändler dadurch die Ehre entzogen, ein mehr oder minder geistreiches Werk eines In- oder Ausländers verlegt zu haben, überdies aber auch der materielle Gewinn entrissen; denn die Verweigerung des „imprimatur für das Inland" hat geradezu die Wirkung einer Prämie, die man dem nord- oder süddeutschen Buchhändler zum Nachteil des österreichischen bezahlt, und zwar für dieselbe Ware, die der Inländer gleichfalls produzieren kann; — beiläufig, als verböte man die inländische Glas- und Lederfabrikation und nötigte uns, Glas und Leder, die wir zu Hause

in derselben Güte erzeugen können, von Ausländern um teures Geld zu kaufen. Dadurch, daß Bücher, welche im Inlande zu lesen erlaubt ist, im Inlande nicht gedruckt werden dürfen, wird dem buchhändlerischen Verkehr jährlich wenigstens eine Million Gulden entzogen, während die wichtigern geistigen Nachteile: die Versumpfung der Literatur, die Verachtung von Seite unserer Landsleute, die gänzliche Ertötung des nationalen Sinnes, das Zurückbleiben des lesenden Publikums unter dem Niveau der gewöhnlichen Bildung, unberechenbar bleiben. Dieser Unmöglichkeit, das Volk durch seine ihm angebornen Lehrer, durch seine guten vaterländischen Schriftsteller zu bilden, ist es vorzugsweise zuzuschreiben, daß der österreichische Leser ohne eigenes Urteil und ohne geläuterten Geschmack, begierig und mit Vorliebe nach den verpönten Büchern und Broschüren des Auslands greift, und zwar besonders nach denen von verwerflichen und unsittlichen Tendenzen und nach den über die öffentlichen Zustände unseres Vaterlandes maßlos schmähenden Pamphleten, die eben, weil sie ihm verboten sind, einem gebildeten Geiste aber durch ihren Mangel an Gehalt sich von selbst verbieten würden, den österreichischen Leser zum Genusse der verderblichen und faulen Frucht zumeist anzureizen scheinen.

Allein die mehr erwähnten Zensurbeschränkungen, welche zunächst gegen die Erzeugnisse der ephemeren

oder leichteren Literatur gerichtet ſcheinen, ſie laſten, noch mehr als man auf den erſten Blick anzunehmen geneigt ſein mag, auch auf allen ernſten Produktionen der Wiſſenſchaft mit der ganzen Schwere ihres Gewichtes und die traurige Folge eines ſo beklagenswerten Zuſtandes iſt es, daß ſich auch der eigentliche Fachgelehrte ängſtlich die Grenzen ſeiner Aufgabe abſtecken muß und auf jede Wirkſamkeit in weitern Kreiſen, wie ſie gerade von ihm die Richtung und das Bedürfnis der Zeit fordern, zu verzichten ſich genötigt ſieht. So bleibt er in dem Verkehre mit dem Auslande und in dem Bezuge ſeiner Hilfsmittel vielfach gehemmt und immer abhängig, von kleinen, aber beſtändig wiederholten Plackereien ermüdet und durch das entwürdigende Mißtrauen, mit dem er überwacht und ſeine Arbeit inquiriert wird, entmutigt als ein vielfach geängſtigter und peinlicher Stubengelehrter hinter den Forderungen der Gegenwart zurück oder er wendet ſich im Mißbehagen über das ungerechte, aber erklärbare Vorurteil, mit welchem das einer freieren Bewegung gewohnte und ſeiner geiſtigen Rührigkeit ſich bewußte Ausland die beſten Erzeugniſſe vaterländiſcher Wiſſenſchaft zu ignorieren oder zu beſeitigen gewohnt iſt, zuletzt dem Leben und ſeinen Forderungen entfremdet, ganz unpraktiſchen Richtungen zu, wenn er überhaupt noch Selbſtverleugnung und aufopfernde Hingebung genug beſitzt, um nicht lieber den dornen-

vollen Pfad einer zensurmäßigen schriftstellerischen Tätigkeit ganz zu verlassen und den heiteren Weg des Schlendrians und des materiellen Erwerbes zu betreten.

Wie sehr aber auch bei den obwaltenden Zensurverhältnissen die gänzliche Erlahmung des kommerziellen Hebels der Literater, des Buchhandels nämlich, und vor allem des so sehr gehemmten, ja in einer ersprießlichen Ausdehnung ganz unmöglichen Verlaggeschäftes auf die Wissenschaft zurückwirken muß, braucht bei einiger Kenntnis der Kräfte, welche in dem Getriebe menschlicher Dinge wirksam sind, gar nicht erwähnt zu werden. Und doch scheint gerade dieses Verhältnis die Rücksicht einer einsichtigen und sonst den Interessen der Wissenschaft wohlwollenden Staatsverwaltung um so mehr zu fordern, da sie nicht wie anderwärts durch freien Ausfluß ihrer Munifizenz das zu ersetzen gewohnt ist, was wir durch den Mangel reich gewordener und eine großartige Industrie entwickelnder Verleger oder dotierter wissenschaftlicher Korporationen entbehren. —

Betrachtet man diesen ganz betrübten Zustand unserer literarischen Verhältnisse, so wird gewiß jeder billig Gesinnte den lebhaften Wunsch der österreichischen Schriftsteller, ja sämtlicher in materieller oder geistiger Richtung tätigen Volksklassen unseres Landes begreiflich finden, diesen Übelständen endlich Schranken

gesetzt zu sehen, was einzig und allein auf dem Wege des Gesetzes geschehen kann.

Nach dieser Darstellung würden sonach die Unterzeichneten folgende unvorgreifliche Maßregeln vorschlagen, welche sie nach ihrem besten Wissen zur Abhilfe der gerügten Übelstände, sowie zur Belebung der österreichischen Literatur für ebenso zweckdienlich als in der Hauptsache für unerläßlich erachten.

Diese Maßregeln sind:

1. Erlassung eines Zensurgesetzes auf Grundlage der Instruktion vom Jahre 1810 und öffentliche Kundmachung dieses Gesetzes.

2. Verleihung einer unabhängigen Stellung für die Zensoren.

3. Gründung eines wirksamen Rekurszuges in Zensurangelegenheiten.

1. Erlassung eines Zensurgesetzes.

Die Instruktion vom 10. September 1810 zum Gesetz zu erheben, ohne vorläufige Revision sowohl der Form als der Materie nach, dürfte um so minder genügen, als ihr Ausdruck nicht immer korrekt und präzis, auch teilweise veraltet ist und überdies verschiedene Bestimmungen, wie z. B. die über den Nachdruck, darin enthalten sind, welche für die inzwischen gesetzlich geregelten Verhältnisse der Literatur und des Buchhandels längst nicht mehr passen. Als Grundlage

einer legislativen Arbeit könnte jedoch diese Instruktion immerhin dienen, wobei wir im allgemeinen nur bemerken zu müssen glauben, daß der milde Geist der Instruktion vom Jahre 1810 (insbesondere des mehr erwähnten § 8) nicht beschränkt werden dürfte, sondern ihm im Jahre 1845 vielmehr ein noch humanerer Ausdruck zu verleihen wäre, was auch bei den gegenwärtigen auf tiefe und ernste Bildung und wahrhafte Verbesserung der Zustände gerichteten Zeitverhältnissen ohne alle Gefahr geschehen kann und zum wahren Nutzen und Frommen des Landes gereichen wird.

Im ganzen dürften die Zensurverbote, welche gegenwärtig Regel sind, nur ausnahmsweise eintreten, und dasjenige, was eigentlich dem Druckverbote unterliegt, scharf und genau umgrenzt ausgesprochen und nicht mit allgemeinen Ausdrücken angedeutet werden, durch deren Hilfe sich jedes beliebige Verbot rechtfertigen ließe. Das Gesetz dürfte insbesondere so abgefaßt sein, daß es dem Zensor nicht mehr frei stünde, die Drucklegung eines Werkes zu verbieten, welches, wenn es im Auslande gedruckt würde, im Inlande später zu verkaufen und zu lesen erlaubt wäre.

Eines Mißverhältnisses darf hier noch erwähnt werden, daß nämlich den übrigen deutschen Journalen, insbesondere der Augsburger allgemeinen Zeitung, manche Nachrichten über vaterländische Zustände zu bringen gestattet scheint, deren Drucklegung einem öster-

reichischen Journale verweigert werden würde, welches doch das natürlichste Depot für einheimische Interessen abgäbe. Falls der § 8 der Instruktion zur Gesetzkraft erwüchse, würde wohl auch dieser Übelstand von selbst wegfallen, daß der Österreicher über literarische, soziale und andere Angelegenheiten, die sein eigenes Vaterland betreffen, zuerst durch auswärtige Zeitungsorgane unterrichtet wird.

Eine bedeutende Erleichterung würde für den österreichischen Schriftsteller dadurch entstehen, wenn ihm gestattet würde, seine Schriften in denjenigen deutschen Bundesstaaten, in welchen ohnehin Zensur besteht, drucken zu lassen, ohne sie vorher der österreichischen Zensur vorlegen zu müssen. Diese Maßregel würde dem freundschaftlichen Verhältnisse entsprechen, welches die österreichische Regierung mit den übrigen deutschen Bundesstaaten verknüpft, von denen sich dagegen wohl nicht erwarten läßt, daß ihre Zensur die Drucklegung eines Buches bewilligen würde, welches etwas Feindseliges oder Gehässiges gegen die österreichische Regierung enthielte. Durch eine solche Konzession würden zugleich diejenigen zum Schweigen gebracht, welche der österreichischen Regierung mit Unrecht vorwerfen, sie wolle einem freien Gedankenverkehr zwischen den einheimischen und den übrigen deutschen Schriftstellern schlechterdings hemmend entgegen treten, zugleich würde aber auch bei dem deutschen Lese-

publikum größeres Vertrauen für die Leistungen unserer gegenwärtig häufig unbillig behandelten Literatoren erweckt und selbst an den im Inlande erscheinenden Werken ein wärmerer Anteil gewonnen werden. Der österreichische Schriftsteller, dessen Buch in einem deutschen Bundesstaat ohne österreichische Zensur erscheint, müßte übrigens, wenn er sich dieser Begünstigung erfreuen will, verpflichtet werden, seinen Namen als Autor auf dem Buche zu nennen.

Die öffentliche Kundmachung des gehörig redigierten Zensurgesetzes, welches Rechte und Verbindlichkeiten der Schriftsteller enthält, ist eine Folge, die sich wie bei jedem anderen Gesetze von selbst ergibt.

Nachstehendes glauben die Unterfertigten, die sich auf den Standpunkt der Wissenschaft stellen, übrigens noch bemerken zu müssen: Das Recht, seine Gedanken zu veröffentlichen, gehört unter die angebornen, natürlichen Rechte des Menschen, durch deren Anerkennung im § 17 des allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches sich die österreichische Gesetzgebung nach dem allgemeinen Urteil eines der herrlichsten und unvergänglichsten Monumente gesichert hat. Möge diese inhaltvolle Gesetzesstelle doch auch in Beziehung auf das edelste aller angebornen, natürlichen Rechte des Menschen, in Beziehung auf sein gottentstammtes Recht der freien Mitteilung seiner Gedanken zur vollen Ausübung gelangen!

Möchte ferner bedacht werden, daß der Schriftſteller, welcher vielleicht nach jahrelanger Anſtrengung und Arbeit ein bedeutendes Werk geſchaffen, welches das Reich des Wiſſens erweitert, ohne fremde Rechte zu beeinträchtigen, durch den Verbot dieſes Werkes nicht nur der geiſtigen Früchte ſeines Strebens und der Ehre der Autorſchaft verluſtig geht, ſondern ihm auch der materielle Lohn für ſeine Bemühungen, der Erſatz für die gemachten Auslagen, für die dargebrachten Opfer entzogen wird, in deſſen Erwerbe ja ſelbſt der niedrigſte Taglöhner geſchützt wird! Denn die geiſtige Tätigkeit, inſoferne ſie nach außen wirkt bietet auch eine materielle Seite dar und darf als literariſches Eigentum denſelben Schutz des Staates anſprechen wie jedes andere Eigentum.

Der tüchtige und geradſinnige Schriftſteller, der für Wiſſenſchaft, Kunſt und ſchöne menſchliche Bildung wirkt und ſich in ſeinem edelſten Streben von Seite des Staates gefördert weiß, wird gewiß keinen Grund finden, in ſeinen Schriften gegen das wahre Beſte eben dieſes Staates aufzutreten, er wird vielmehr gegen das Reich der Lüge und des Truges, für das der Wahrheit und des Rechtes mit den glänzenden Waffen des Geiſtes kämpfen; er wird und ſoll aber auch nicht beſchönigen und ſchmeicheln, wo er wirkliche Übelſtände, von denen kein irdiſches Werk frei iſt, gewahrt: er wird die Gebrechen und Irrtümer mit ſittlichem

Ernste besprechen und eben in dieser Besprechung die Mittel oder wenigstens die Veranlassung geben, ihrer Herr zu werden, sie zu heilen. Von ähnlichen Ansichten war wohl auch der große österreichische Gesetzgeber durchdrungen, als er in seinem Zensuredikt die einfachen, aber denkwürdigen Worte aufnahm, die nach mehr als einem halben Jahrhundert frisch und ermutigend in die Gegenwart hineinklingen:

„Kritiken, wenn es nur keine Schmähschriften sind, sie mögen treffen, wen sie wollen, vom Landesfürsten an bis zum Untersten, sollen, besonders wenn der Verfasser seinen Namen dazu drucken läßt, und sich also für die Wahrheit der Sache dadurch als Bürgen darstellt, nicht verboten werden, da es jedem Wahrheitliebenden eine Freude sein muß, wenn ihm selbe auch in diesem Wege zukommt." (Gesetz über das Zensur- und Druckerfach vom 11. Juni 1781.)

2. Verleihung einer unabhängigen Stellung für Zensoren.

Die präventive Maßregel der Zensur erheischt nicht nur klare und humane Gesetze, sondern auch tüchtige Organe ihrer Handhabung. Wie wichtig zumeist die Wahl der hiezu tauglichen Persönlichkeiten sei, wurde in Österreich schon vor mehr als hundert Jahren anerkannt, indem eine Verordnung Kaiser Karls VI. vom 18. Juli 1715, Winkelbuchdruckereien betreffend ausdrücklich gebietet „verständige und ge-

lehrte Censores" anzustellen. Die Aufsicht über die noch in der Wiege befindliche Presse war damals der Wiener Universität anvertraut; erst im Jahre 1730 wurde der Landesstelle aufgetragen, die geregelte Zensur einzuführen; die Universität habe nur res mere academicas zu zensurieren; über publica waren besondere Zensoren und Revisoren und Finalbericht nach Hof angeordnet. Bald darauf kam das Amt der Zensur, trotz wiederholter Einsprüche von Seite der Wiener Universität, auf einige Zeit in die Hände der Geistlichkeit, während später von der Kaiserin Maria Theresia in den einzelnen Provinzen Zensurskommissionen errichtet, diese aber von Kaiser Josef II. im Jahr 1781 wieder aufgelöst wurden und zu einer gleichförmigen Verwaltung dieses Geschäftszweiges eine Hauptkommission errichtet ward. Im Jahr 1782 wurde die Oberleitung der Bücherzensur der Studien-Hofkommission aufgetragen, nach deren Aufhebung ihre Geschäfte im Jahre 1792 auf das Studienreferat der politischen Hofkanzlei übergingen, bis endlich im Jahre 1801 das ganze Zensurwesen der Polizeihofstelle anvertraut wurde. — Man muß zugestehen, daß diejenigen Anordnungen, welche dem Mißbrauche der Presse vorzubeugen bestimmt sind, in den Bereich der Polizeigewalt im allgemeinen gehören. Einerseits ist aber aus der obigen Darstellung ein bemerkenswerter Wechsel der Zensuraufsichtsbehörden zu entnehmen, bei deren Wahl, wie

z. B. bei der Studienhofkommission, zum Teil mehr der Gesichtspunkt des Förderns der literarischen Tätigkeit, als der des Abwehrens vorgewaltet zu haben scheint. Anderteils läßt sich nicht leugnen, daß das Institut der Zensur, als eines literarischen Richteramtes, dem wissenschaftlichen Berufe angehöre und sich auf der Höhe der wissenschaftlichen Fortschritte zu erhalten bestrebt sein müsse, eine Richtung, welcher nachzugehen man billigerweise von der polizeilichen Tätigkeit um so weniger erwarten kann, als sie in der Sorge für die öffentliche Sicherheit, in der präventiven Beseitigung eigentlicher Rechtsstörungen, in der Entdeckung von Verbrechen usw. vollauf Beschäftigung findet. Diese Rücksichten mögen nun wohl auch die Regierungen der gebildetsten Länder Europas, in denen eine Zensur besteht, bewogen haben, die Oberleitung derselben in Anerkennung der Würde der Wissenschaft und des Wertes derjenigen, welche sie betreiben, aus dem Ressort der zunächst der Schattenseite der sozialen Verhältnisse gewidmeten polizeilichen Tätigkeit auszuscheiden und sie derjenigen Behörde zuzuweisen, welche (wie in Österreich die Studienhofkommission) die geistige Entwicklung des Landes zu leiten berufen ist.

Welche Behörde aber auch immer die Aufsicht über die Zensur führen mag, die Forderung: wissenschaftlich gebildete, rechtliche und humane Zensoren aufzustellen, bleibt immer die nämliche. Allein wenn

der österreichische Zensor auch alle diese Eigenschaften besitzt, dabei aber nicht in der Lage ist, seine Entscheidungen auf der deutlichen Grundlage des Gesetzes fällen zu können, so bleibt seine Stellung stets eine völlig untergeordnete und abhängige, was schon daraus hervorgeht, daß dasselbe Werk häufig zwei, auch drei Zensoren mitgeteilt wird, welche nur ein beratendes Votum zu liefern, die eigentliche Entscheidung aber der k. k. Polizei- und Zensurhofstelle zu überlassen haben. Daß das Amt des Zensors als Nebensache betrachtet wird, zeigt ferner der Umstand, daß nur wenige wirkliche, meistens aber sogenannte Aushilfszensoren bestellt sind, von welchen dieses Amt teils unentgeltlich, teils gegen eine Art von Remuneration von 300, höchstens 400 fl. C.-M. ausgeübt wird und die ihr Amt mit um so größerer Ängstlichkeit ausüben, als sie von dem Zensurchef nach Belieben entfernt werden können.

Bei dem gegenwärtigen Verfahren, welches, wie bereits erwähnt, auf Herkommen und subjektiven Ansichten beruht, konnte die Bestellung der Zensurorgane in der angezeigten Weise genügen, obwohl nicht selten vorkam, daß ausgezeichnete, wohlgesinnte und literarisch gebildete Männer das schwierige, so wenig ehrende und lohnende Amt des Zensors ablehnten oder nach kurzer Ausübung wieder zurücklegten. Sobald jedoch die hohe österreichische Regierung sich veranlaßt finden

wollte, ein Zensurgesetz zu erlassen, dürfte es auch unumgänglich notwendig befunden werden, den Zensoren eine unabhängigere Stellung zu verschaffen, in welchem Falle sich dann auch die eigentlichen Männer der Literatur zur Übernahme dieses Amtes bereitwillig zeigen würden. Der Zensor, wie jeder andere Richter, hätte dann über das Werk des Schriftstellers nach dem Gesetze zu entscheiden und wäre zugleich gehalten, seine Entscheidung durch Anführung der betreffenden Gesetzesstellen motiviert hinauszugeben.

3. Gründung eines Rekurszuges in Zensurangelegenheiten.

Ein zweckmäßig organisierter Instanzenzug wird allgemein als eine unerläßliche Garantie für die Ausmittelung der Wahrheit, als eine unabweisliche Forderung der Gerechtigkeit anerkannt und besteht auch wirklich für alle bürgerlichen und Rechtsverhältnisse in unserm Vaterlande. Es läßt sich daher, wie man bereits früher anzuführen sich erlaubte, nicht wohl absehen, weshalb der Schriftsteller in seinem heiligsten Rechte des Gedankens minder beschützt sein sollte, als der letzte Handwerker in dem des täglichen Erwerbes, als selbst der Verbrecher in dem Rechte seiner Verteidigung.

Von der Entscheidung des Zensors in erster Instanz, welcher als einzelnes Individuum in vielen Fällen irren kann, dürfte dem Autor der Rekurs an

eine Oberbehörde unbenommen bleiben, wie er zum Teil in den Provinzen (von den Gubernien an die Polizei- und Zenſurhofſtelle) bereits beſteht. Dieſe Zenſuroberbehörde hätte gleichfalls auf der Baſis des Geſetzes (welches alle möglichen häufig höchſt verwickelten literariſchen Verhältniſſe nicht im vorhinein bedenken kann und ſomit mehr als jedes andere Geſetz eine Auslegung nach ſeinem Geiſte erheiſcht) von einem höhern Standpunkte in zweiter Inſtanz zu entſcheiden und würde dem Schriftſteller teils durch die kollegiale Verfaſſung des richtenden Organs, teils durch die Vorſchrift der Motivierung der richterlichen Sentenz eine doppelte Bürgſchaft gewähren. Was ferner die Art der Zuſammenſetzung dieſes Zenſurorgans betrifft, ſo dürfte bei dem Umſtande, als man auch bei dem gewöhnlichen Zivilrichter ſtrenge Proben der Befähigung zu ſeiner Amtstätigkeit erheiſcht, die Forderung nicht mehr als billig befunden werden, daß die Mitglieder der Oberzenſurbehörde vorzugsweiſe der wiſſenſchaftlichen Richtung anzugehören haben. Um endlich der Analogie mit dem in allen übrigen politiſchen und Rechtsverhältniſſen geltenden Berufungswege vollkommen zu genügen, dürfte es dem Schriftſteller noch überdies freigelaſſen werden, ſeine Vorſtellungen gegen die Entſcheidung der Zenſurbehörde unmittelbar Seiner Majeſtät zu unterbreiten.

Durch die Ausführung dieser und ähnlicher Maßregeln wäre so ziemlich dasjenige geschehen, womit sich Schriftsteller, Buchhändler und Lesepublikum des heutigen industriellen und gewerbfleißigen Österreich begnügen könnten, und wäre zugleich die Möglichkeit gegeben, in unserem Vaterlande, welches neuerlichst durch die segenreichen Schöpfungen des Staatseisenbahnsystems, der Industrie- und Ackerbauvereine einen so bedeutenden materiellen Aufschwung nimmt und welches so viele reiche geistige Kräfte in sich schließt, eine noch halb im Keime liegende Österreichische deutsche Literatur weiter auszubilden, deren Erstarkung insbesondere zu einer Zeit nicht gleichgiltig erscheint, wo sich das gesamte deutsche Vaterland die Forderung einer ernsteren Entwicklung, einer tieferen Bildung stellt. Wie dringend notwendig es bei solchen Verhältnissen sei, auch der österreichischen Literatur, besonders in dem gemeinschaftlichen Gedanken, die gehörige Geltung zu verschaffen, liegt am Tage; auf welche Weise ein zeitgemäß milderes Zensurgesetz zur Erreichung dieses Zweckes mitwirken könne, wagten diese Blätter jedoch nur anzudeuten, indem sie die Modalität der Ausführung getrost der höheren Beurteilung der Männer überlassen zu dürfen glaubten, welche der hohen österreichischen Regierung bei Beratung ihrer wichtigsten Interessen, somit auch der der Literatur, zur Seite stehen und deren Ein-

sicht, Wohlwollen und echtem Patriotismus bei Lösung der vorliegenden, minder schwierigen als höchst wichtigen und unverschiebbaren Aufgabe ein ebenso glänzendes als segenreiches Feld des Wirkens sich erschließen würde.

Wien, am 11. März 1845.

2. Schreiben eines Privilegierten aus Öſterreich zur Beleuchtung der merkwürdigen Broſchüre: Über Denk-, Rede-, Schrift- und Preßfreiheit. Wien 1847.

Wien, Ende Oktober [1847].

Jacta est alea! — Was ſagen Sie dazu? Eine Schrift über Preßfreiheit in Wien geſchrieben, in Wien gedruckt! Und obendrein ſo eilig, ſo über Hals und Kopf gedruckt! „Wien, den 15. Juli 1845“ ſteht am Schluſſe der Broſchüre und jetzt im Oktober 1847 iſt ſie bereits gedruckt. Dieſe raſche Erledigung von Seite der Zenſur — lachen Sie nicht! Daß die öſterreichiſche Zenſur überhaupt einer Schrift über Preßfreiheit das „admittitur“ gibt, ſchon das iſt bemerkenswert. Die Bewilligung muß plötzlich über Nacht gekommen ſein. Setzer und Drucker haben ſich auch rechtſchaffen beeilt — vielleicht beſorgten ſie einen Widerruf. Die Lettern rückten eilig vor, wie in einer Schlacht, und ließen eine Menge Verwundete (Druckfehler) zurück; ja, ganze Worte fielen als Tote aus den Kolumnen

heraus — aber was ſchadet das! Die Schrift über Preßfreiheit iſt einmal da! Viktoria! Das haben wir der vielbeſprochenen Schriftſtellerpetition zu verdanken. — Der Verfaſſer der 22 Seiten ſteht freilich auf einem Standpunkte, auf den ſich nicht ein jeder ſtellen möchte — immerhin! Jacta est alea! Das Feld der freien Erörterung iſt ja nunmehr eröffnet und man wird ohne Zweifel auch dem Gegenteil das Wort gönnen. Ich war auch bereits geſonnen, einen offenen Brief an den Verfaſſer der Broſchüre, und zwar bei dem Hofbuchhändler Rohrmann drucken zu laſſen, — da aber das längſt verheißene „Zenſur-Kollegium" noch immer nicht ins Leben getreten, ſo beſorgt' ich eine kleine Verzögerung von Seite der „beſtehenden" Zenſur und wende mich daher vorläufig an die glücklicher Weiſe gleichfalls beſtehende Preſſe im Auslande. Und nun zur Sache!

„Liebe Gott über Alles und deinen Nächſten wie dich ſelbſt" — ſo beginnt der fromme Herr Verfaſſer; auf der nächſten Seite klagt er:

„In ganz Europa geht das Verlangen nach Preßfreiheit wie eine anſteckende Krankheit herum." — Der Verfaſſer iſt im Irrtum: es iſt nicht bloß das Verlangen, das herumgeht, es iſt die Preßfreiheit ſelbſt; und ſie geht nicht nur herum, ſie hat ſich ſo ziemlich ſeßhaft gemacht, z. B. in England, Frankreich, Belgien, in der Schweiz, in Spanien, Schweden, Dänemark uſw.,

kurz im geſamten gebildeten Europa; ſogar in die päpſtlichen Staaten iſt die Epidemie eingedrungen, nur Rußland, Öſterreich und die Türkei ſind bis jetzt davon verſchont geblieben. In unſerm lieben Deutſchland macht ſie ſich's bereits recht bequem und ruht von ihrer Weltwanderung ein wenig aus, bevor ſie den deutſch-öſterreichiſchen Provinzen den ihnen längſt zugedachten Beſuch abſtattet. — Der Verfaſſer fährt fort: „Groß und Klein, Jung und Alt, Arm und Reich ſchreit nach der Preßfreiheit" — ſonderbar! Alle Völker, alle die Millionen müſſen wohl von irgend einer Art Wahnſinns ergriffen ſein — bis auf den Verfaſſer, — aber es iſt vielleicht „a fine frenzy" — ein „ſchöner Wahnſinn" — und wenn der Verfaſſer der Einzige iſt, der dabei nüchtern und vernünftig bleibt, ſo wünſche ich ihm Glück, denn das zeigt von einem ſtarken Kopf. — Wer aber hat das ganze Unheil über die Welt gebracht? — Das „Vorrecht" — verſichert die Broſchüre, dasſelbe Vorrecht, welches in der alten Welt mit dem Schwert geherrſcht und jetzt mit der Feder herrſchen, ſtatt der Leibeigenſchaft die „Geiſteigenſchaft"(!) einführen will. Dabei ſei niemand „intereſſiert" als der „neue Privilegierte — der Literat", der gerne von der Preſſe leben möchte (warum nicht?), „aber ohne Hindernis und Gefahr, was Preßfreiheit heißt" — Ohne Hindernis und Gefahr? Und der tote Börne? Und der ſterbende Heine? Und die Preßpro-

zeſſe in Paris! Die Verurteilungen zu vielen tauſend Francs, zu vielen Monaten Gefängnis, deren ſich dort die „neuen Privilegierten“ zu erfreuen haben! — Ohne Hindernis und Gefahr! Wir lachen über Eure Hinderniſſe! Wir ſpotten der Gefahren! Ohne Gefahr wird nichts Großes erreicht — das wiſſen wir ganz wohl — und Herz und Kopf am rechten Fleck haben, das iſt verderbten Herzen und verſchrobenen Köpfen gegenüber oft am gefährlichſten. — Ohne Hindernis und Gefahr! Daß Euch das Donnerwetter — — Sed motos praestat componere fluctus. — „Es wäre alles recht hübſch,“ pflegte der alte Goethe im Schoße ſeiner Familie zu ſagen, „wenn Ihr nur nicht gar ſo dumm wärt!“ — Aber weiter im Text! — Die Gedankenfreiheit habe es bloß mit Gott auszumachen. Wenn der Menſch allein iſt, ſo ſtehen ſich der „perſönliche Menſch“ und der „perſönliche Gott“ einander gegenüber. „Zollfrei ſind die Gedanken, aber nicht gottesfrei. Gedankenfreiheit von der weltlichen Autorität fordern, iſt eine inſultierende Dummheit, Gedankenfreiheit von Gott fordern, aber eine Blasphemie.“ — Nicht übel, kleiner Görres! — Die Gedankenfreiheit ſei zwar eine Sünde von Gott, allein (da kein „corpus delicti“ vorliege) kein Vorwurf für die menſchliche Juſtiz, ſolange die gedachten Gedanken nicht ausgeſprochen werden. Aber nur der zehnte Menſch ſpricht etwas (Geſcheites?), „großmütig gerechnet“ (jawohl!) — der

hundertſte ſchreibt, der tauſendſte läßt drucken — dieſe „rührigen Minoritäten“ müſſe man im Zaume halten; — „den Leuten weiß machen, man befehde (dadurch) ihre, d. h. eines Jeden Gedankenfreiheit — — heißt doch wahrlich unverſchämt auf den Stumpfſinn und die Hammelnatnr des großen Haufens rechnen und ſündigen.“

Die Rede- und Schreibefreiheit beſchränke ſich ſelbſt und übe eine Art „Selbſtzenſur“ aus, mit Rückſicht auf die Stellung und das Verhältnis, in welchem die Redenden und Schreibenden zu einander ſtehen. — Ganz anders verhalte es ſich mit der Preßfreiheit. Die Preſſe iſt ein Gewerbe, das ſogenannte „Geiſtesprodukt“ eine Ware; das Recht der Veröffentlichung ſeiner Gedanken kein „faktiſches Gemeinrecht“, ſondern nur ein „Privilegium“, ein neues Privilegium, das „ſchreiendſte, das ungeheuerſte“, welches man daher gleich den alten Privilegien beſchränken müſſe. „Reden wir deutſch und bündig!“ ruft der Verfaſſer aus und ſetzt auseinander, daß heutigen Tages das Buch nichts weiter ſei als eine Ware, der Buchhändler ein Kaufmann, der Buchdrucker ein Induſtrieller, die Zeitung eine Börſe; die Literaten endlich „Schriftinduſtrielle — in der kleinen Minderzahl, große Herren von der Feder, die die Welt zu leiten meinen, weil ſie die ſchwachen Gemüter irre zu führen und den ſchwachen Regierungen zu imponieren verſtehen.“ — Die ganze

geprieſene Macht der Preſſe ſei überhaupt nichts weiter als ein privilegierter „Popanz“, gegen welchen der Verfaſſer das „kleine Geſchütz der demokratiſchen Feuerwaffe des gemeinen Rechts“ zu Felde ruft. — Das iſt zwar metaphoriſch geſprochen, klingt aber doch ein bißchen wie damals in Galizien. — Der Verfaſſer geht nun auf die Zenſur über, wobei dem Kaiſer Joſef und dem 18. Jahrhundert einige Seitenhiebe zugeteilt werden. Die Zenſur, heißt es, ſei damals zu „blödſinnig“ geweſen oder zu „eingeſchüchtert“, um der „gottloſen Wiſſenſchaft und Literatur“ geradezu und mit Macht entgegen zu treten; ſie ſei aber „dem Staate notwendig wie die Polizei“ als die „diskretionäre Gewalt des Hausvaters“, nur müſſe ſie auch „diskret“ ſein. — Reden wir deutſch! — diskret — aber ſtrenge. „Autoren, Literaten, Verleger“ uſw. ſolle man zwar nicht bekriegen und verfolgen, denn dadurch bekämen ſie nur einen Nimbus; dagegen müſſe man ſich an das Buch als „Ware“ halten, ſie unter das „allgemeine Zollgeſetz“ ſtellen, ſie der „gemeinen Behandlung“ unterwerfen uſw., kurz, hier werden alle möglichen Plackereien den Kaufleuten, nämlich den Buchhändlern gegenüber, angeraten. Der Verfaſſer ſcheint nicht zu wiſſen, daß er mit ſeinem guten Rate viel zu ſpät kommt. Die armen öſterreichiſchen Buchhändler werden genugſam geſchoren und ſind längſt auf dem beſten Wege, darüber zugrunde zu gehen,

allein der Verfaſſer will ſie retten und ſchlägt zu dieſem Behufe ein äußerſt ſinnreiches Auskunftsmittel vor; er rät nämlich, das Maximum der Strafe auf verbotene Waren auch auf verbotene Bücher anzuwenden, d. h. die verpönten Bücher kurzweg zu behandeln wie den — Tabak!! — Vortrefflich! „Ich rauche keinen geſchmuggelten David Strauß mehr, keinen Feuerbach!“ werden die Leute ſagen; „der kommt mich zu hoch; da ſchmauch' ich lieber die Regie-Philoſophie von Günther und Pabſt — die iſt wohlfeiler!“ — Der Verfaſſer teilt dieſe Anſicht, indem er bemerkt: dieſes Syſtem ordentlich durchgeführt, würde den öſterreichiſchen Buchhandel vom Schmuggel abziehen und ihn wieder „ehrenhaft“ machen, ohne ihn im Abſatz zu beeinträchtigen. Das Leſen ſei Bedürfnis — (doch!) allein das „was“ ſtehe in zweiter Linie, das „wie viel“ in der erſten; (umgekehrt wird ein Schuh daraus! ſagt man hier in Wien); der öſterreichiſche Selbſtverlag würde ſich (bei dieſem Syſtem!) wieder heben, denn — hört, hört! — der öſterreichiſche Schriftſteller, welcher jetzt (im deutſchen Auslande) ohne (öſterreichiſche) Zenſur ſchreibt, wird, wenn der Verleger ſeine Ware im Inlande nicht anbringt, — in Zukunft ſolche Bücher ſchreiben, welche im Inlande mit inländiſcher Zenſur gedruckt werden können!! — Sollen wir dies von A. Grün, Lenau, Schuſelka, Kuranda, Carl Beck, Meißner, Dr. Wiesner glauben? Ich glaube

es nicht! Was die und andere ſchreiben, wird in Wien nicht gedruckt, darauf können ſich die Herren verlaſſen — und was man ſie drucken laſſen würde, ſchreiben ſie nicht — auch würde es niemand leſen.

Doch eilen wir zum Schluß. Vor allem gelte es, die Schädlichkeit der Preſſe (er meint die phyſiſche) zu überwachen; das geſchieht durch die ſtrengſte Beaufſichtigung und Regelung der Druckereien, damit „die materielle Kraft und Macht des Staates dem materiellen Behelf der ungeregelten Geiſtesfreiheit Herr und fühlbar" werde. — Wenn aber die Preſſe überhaupt gefährlich ſei, ſo ſei es die Zeitungspreſſe im erhöhten Grade; die Zeitung iſt „als Wucherpflanze auf der Staatsanſtalt, der Poſt, entſtanden" — dem Staate wird es daher ein Leichtes ſein, den Schmarotzer mit Stumpf und Stiel zu vertilgen. — Im alten Staate herrſchte das „Vorrecht"; im neuen ſoll das „gemeine Recht" herrſchen. — Auch die franzöſiſche Revolution war nichts weiter als ein Kampf um das Privilegium, das Vorrecht. — In Öſterreich ſoll es zu dieſem Kampf nicht kommen — in dieſem glücklichen Lande werden die Schwachen und Kleinen („die große Majorität der Geiſtesarmen oder Beſchränkten" heißt es früher) — „gegen das Übergreifen der Privilegien und Privilegierten" geſchützt (gegen die Schriftſteller — durch die Zenſur!). Das hat in Öſterreich jenes „exzeptionelle antirevolutionäre Gefühl bei den Maſſen und den

untern Klaſſen hervorgebracht" (z. B. in Galizien!). Dieſes Gefühl iſt die wahre „Popularität" — ſie aufzugeben, um bei den „Privilegierten" (das ſind immer die Schriftſteller!) populär zu werden, „wäre ebenſo töricht als es unwahrſcheinlich iſt, daß ſolches je geſchehen könnte". — (Schlußworte der Broſchüre.)

Ich bin nun mit meiner leidigen Aufgabe zu Ende: Sie, geehrter Herr Redakteur, mit dem Hauptinhalte einer ebenſo verworrenen als zelotiſchen Schrift bekannt gemacht zu haben. — Ein Verteidiger der Zenſur! werden Sie ſagen — was weiter! — Es hat allerdings wenig auf ſich, beſonders zu unſerer Zeit, wo, wie der Verfaſſer der Broſchüre ſelbſt eingeſteht: „Groß und Klein, Jung und Alt, Arm und Reich nach der Preßfreiheit ſchreit" — Zenſur oder Preßgeſetze? Es iſt längſt keine Frage mehr — die Sache iſt abgetan. Man leſe die Verhandlungen der jetzigen bayriſchen Kammer. Ego vero censeo, censuram esse delendam. „Kein redlicher Mann," ſagte der badiſche Abgeordnete Matthy bereits im Jahre 1845, „kein redlicher Mann, der im Beſitze ſeiner Verſtandeskräfte iſt, kann in unſern Tagen der Zenſur das Wort reden"; — das iſt alles recht hübſch und das Großherzogtum Baden erfreut ſich auch einer ganz anſtändigen Preßfreiheit; aber in ganz Öſterreich (nicht in ganz Europa)

geht erſt das „Verlangen“ danach herum — voilà la différence! „Reden wir deutſch!“ — Nein, reden wir öſterreichiſch!

Um unſerm Verfaſſer gehörig zu entgegnen, müſſen wir uns durchaus auf den öſterreichiſchen Standpunkt ſtellen. „In Öſterreich kann es ſich gegenwärtig noch um kein Preßgeſetz handeln, ſondern um eine wohlwollende und ehrliche (diskrete) Zenſur.“ — Hätte die Broſchüre das behauptet und weiter ausgeführt, ohne auf Preßfreiheit und Schriftſtellertum zu ſchimpfen, ſo hätte ſie ſich den Dank aller Redlichen verdient und damit zugleich einen humanen, ſomit wahrhaft chriſtlichen Zweck angeſtrebt. Ein ähnlicher Gedanke lag ihr wohl auch zugrunde — er blieb aber halb verſteckt und getraute ſich in den Typen einer Hofbuchhandlung nicht recht ans Licht hervor. Wenn der Verfaſſer die ſtrengſte Strenge gegen die Preſſe (er meint immer die phyſiſche) und gegen die verbotene Ware (das ſchlechte Buch) predigt, ſo grollt er dabei im ſtillen über die geiſtloſe Handhabung der Zenſur, welche den Schriftſteller als ſolchen verfolgt und es geradezu unmöglich macht, ſelbſt ein gutes Buch in Öſterreich zu ſchreiben und zu drucken. Dieſen Gedanken kann man hie und da zwiſchen den Zeilen herausleſen; denſelben Gedanken haben auch die öſterreichiſchen Schriftſteller in ihrer Denkſchrift ausgeſprochen, denen man — im Vorbeigehen geſagt — Unrecht tut, wenn man von ihnen

verlangt, sie hätten Preßfreiheit ansprechen sollen. Möge man doch aus der Broschüre unseres Verfassers lernen, daß sich der Redende und Schreibende jedesmal eine gewisse Selbstzensur auferlegen, daß er sich nach der Stellung, dem Charakter, der Fassungsgabe desjenigen richten müsse, zu dem er spricht, an den er schreibt. — Sei's denn in Himmels Namen! Ein Preßgesetz dürfen wir in Österreich noch nicht verlangen, dafür sind wir nicht reif genug — wohl aber eine wohlwollende und ehrliche Zensur — dafür ist jedermann reif, auch der Samojede und Kamschadale. Das ist es auch, was in allen Kreisen der österreichischen Gesellschaft bereits lebhaft gefühlt wird, was nicht etwa bloß der Schriftsteller (der „Privilegierte" — daß Gott erbarm'!) anstrebt, sondern der Fabrikant, der Handelsmann, der Bürger, der Beamte, wie auch der einsichtsvollere Staatsmann. Und wie sollte er nicht? Die österreichische Regierung hat in neuerer Zeit durch ihre allerdings zweckmäßigen Reformen, durch den Bau der Staatseisenbahnen, die Regelung und Beschleunigung des Postverkehres usw. den Gedanken der Industrie in ihren gesamten Erbländern hervorgerufen. Es ist nun zwar eine schöne Sache um die Industrie, um das materielle Wohlsein, „aber der Mensch lebt nicht vom Brode allein". Es gibt auch ein Ding, Geist genannt, es gibt geistige Bedürfnisse und diese gehen, man mag sagen, was man will, mit

den leiblichen Hand in Hand. Mit einigen Eisenschienen und Tunnels ist noch nicht alles abgetan, so sehr auch Rothschild und die Börsenmänner darüber jubeln mögen! Ein Land, welches seinen Staatshaushalt nicht ordnet, sein Steuersystem nicht reguliert, seinen Handel nicht zu beleben weiß, seine Justiz nicht verbessert, sein Erziehungswesen vernachlässigt, die Beihilfe der Wissenschaft verschmäht, jedem redlichen und wohlmeinenden Worte durch überstrenge Zensurgesetze den Zugang verschließt und auf diese Weise den Schlendrian verewigt, die Verknöcherung herbeiführt, der Gleißnerei und Heuchelei Tür und Angel öffnet — ein solches Land wird nun und nimmer in Gewerbe und Industrie etwas Bedeutendes leisten. Man sehe auf Preußen, dem die Suprematie in Deutschland wie von selbst zufällt — und wodurch? durch seine geistige Entwicklung, durch seinen Geist, den die Regierung zu „regeln" weiß, ohne daß er ihr über den Kopf wächst. Warum fürchten sich gerade die sogenannten „geistreichen" Leute in Österreich gar so sehr vor dem Geiste? Verstehen sie es etwa nicht, ihn zu „regeln", oder wollen sie das „Privilegium" des Geistes ganz allein genießen? — Ein berühmter österreichischer Staatsmann hat es selbst ausgesprochen, „daß die Presse die größte und wichtigste Gewalt der menschlichen Gesellschaft geworden sei". — Und sie ist es auch. Ich kann mir sehr wohl vorstellen, daß ein Staatsmann die lange und mit Glück

ausgeübte und gewohnte Macht nur ungern aus den Händen gibt, um sie einem Emporkömmling, wie die Presse ist, zu überlassen; das kann ich aber von einem Staatsmanne am allerwenigsten begreifen, daß er sich dieser neuen und allmächtig gewordenen Macht bloß einsam grollend gegenüberstellt, anstatt sich mit ihr zu verbinden und sie zu seinen Zwecken zu benutzen. Einem wilden Strome, der einher gebraust kommt und Felder und Saaten überschwemmt, muß man im Unmute nicht Felsstücke entgegenschleudern (das macht ihn nur wütender), sondern muß ihn klugerweise eindämmen und in sein Bette leiten und ihn lehren, Schiffe und Waren zu tragen, anstatt das Land zu verwüsten. Und was hat denn diese gefürchtete Presse in Deutschland gar so Übles angerichtet? Ich blicke dahin, wo ihr verhältnismäßig noch der freieste Ausdruck gewährt ist, und sehe, daß Sachsen, Württemberg und Baden die wohlhabendsten, glücklichsten und bestregierten Länder von ganz Deutschland sind — „infolge" der Presse oder „trotz dieser"? ich weiß es nicht; das aber weiß ich, daß ihr neuester Flor von dem Tage, von der Stunde datiert, wo die Presse mehr zum Bewußtsein kam. Vielleicht ist die Presse nicht der Stoff, der die echten Lebenskeime enthält, vielleicht ist sie nur der Sauerteig, der die Elemente zur Gärung und neuen Schöpfung bringt — gleichviel, wer oder was das Schaffende sei, wenn nur überhaupt geschaffen wird! — Hat eine

freie Preſſe in Württemberg und Baden genützt, was in aller Welt iſt denn in Öſterreich gar ſo Entſetzliches von ihr zu befürchten? Iſt denn der Öſterreicher ein um ſoviel gefährlicherer Menſch als der Schwabe? Iſt er der Bildung nicht fähig, oder iſt er nicht vielmehr ihrer im höchſten Grade bedürftig, da er rings von gebildeten Nachbarn umgeben iſt? Darf und ſoll denn in gebildeter Geſellſchaft ein Einzelner ohne Nachteil für ſich ſelbſt ungehobelt und unwiſſend bleiben? Wird er nicht bei ſonſt ganz gleichen Verhältniſſen dem feinern Nachbar in allem nachſtehen müſſen und im geſelligen Verkehr, in Handel und Wandel, in allem und jedem den Kürzern ziehen? Und noch einmal: Kann denn die Preſſe in Öſterreich gefährlich werden? Fehlt es etwa dort an diplomatiſchen „Eindämmern“ des wilden Stromes? Zumeiſt in den deutſchen Erbländern? Meines Wiſſens nicht. Aber in andern Teilen des großen öſterreichiſchen Staatenverbandes fangen die Waldwäſſer bereits ſich zu rühren und zu brauſen an. Die Ungarn ſchreiben längſt, was ſie wollen, und die Böhmen und Italiener, was ſie können, und nur der Deutſchöſterreicher ſchreibt gar nicht, weil er nicht ſchreiben darf. Nicht darf? Wer ſagt das? Der öſterreichiſche Schriftſteller ſchreibt im ſogenannten „Auslande“ — man verfolgt ihn längſt nicht mehr darüber — man drückt die Augen zu, macht bonne mine à mauvais jeu und läßt gewähren, was

man nicht hindern kann. Iſt es aber recht, iſt es auch nur klug, ſich ein Zugeſtändnis von der Zeit abtrotzen zu laſſen, das uns, wenn wir es freiwillig gewährten, Lob und Ruhm verſchafft hätte? Iſt es klug, Geſetze zu geben, die man nicht halten kann, und Verbeſſerungen zu verweigern, die ſich ſpäterhin von ſelbſt machen müſſen?

Doch genug! Mich ekelt's, das tauſendmal Geſagte zu wiederholen und unnütze Worte in die Luft zu ſchleudern! Auch will ich mich nicht ereifern, nicht ernſthaft werden. Geſchwinde eine Erholung, eine Zerſtreuung, eine Aufheiterung! Mein Blick fällt auf die Broſchüre — ich habe mein Labſal gefunden — ich ärgere mich nicht mehr, ich lache — Dank dem Verfaſſer! Ich lache! Wir wollen alle lachen — alle.

Das Schreiben iſt alſo ein „Privilegium" — ungeheure Entdeckung!! — Nun wahrlich! es braucht kein Geiſt aus der Unterwelt zu kommen, um uns das zu ſagen. Das Genie iſt allerdings ein Privilegium, und eines der ſeltenſten obendrein. Der gütige Gott teilt überhaupt lauter Privilegien aus. Dem gibt er Schönheit, dem Verſtand, dem wenigſtens gerade Glieder — lauter Privilegien dem Häßlichen, Dummen oder Krummbeinigen gegenüber, welche leider häufig die Mehrzahl, die „Maſſen" ausmachen. Schon daß einer kein Eſel iſt — auch das iſt ein Privilegium. — Wie

aber, wenn von all den „rührigen Minoritäten“, wenn von dem ſchönen Menſchen verlangt würde, er ſollte ſich verunſtalten, von dem Geſcheiten, er ſolle ſich dumm ſtellen, von dem Geraden, er ſolle hinken — und das im Intereſſe der „Maſſen“, der Vogelſcheuchen, Strohköpfe, Säbelbeine! — „Zollfrei ſind die Gedanken, aber nicht gottesfrei“ — was heißt das? Das heißt, wenn einer einen geſcheiten Einfall hat, ſo ſoll er ihn um Gottes willen unterdrücken, damit die dummen Leute davon nicht verführt werden. — Iſt denn die Welt bloß der dummen Leute wegen da? Und die Leute ſind gar nicht ſo dumm, als Ihr ſie ausgebt. — Ihr macht ſie nur dumm, Ihr erhaltet ſie in ihrer Dummheit. — Und mit der Verführung hat's vollends keine Not. „Eine kluge Rede ſchläft in einem dummen Ohr.“ Es braucht lange, bis ein geſcheiter Einfall in die „Maſſen“ ſchlägt. Der Geſcheite ſpricht anfangs bloß für einige wenige Geſcheite und vielleicht erſt in der nächſten Generation findet er ein größeres Publikum. Die „Maſſe“ hat dem Sokrates für einen geſcheiten Einfall den Giftbecher gereicht — die „Maſſe“ hat den Galiläi eingekerkert und wen ſonſt noch — die „Maſſe“ hat Chriſtum gekreuzigt — wahrhaftig, Ihr braucht die „Maſſe“ nicht erſt aufzureizen, ſie iſt ohnehin der geſchworne Feind alles Ausgezeichneten. Est turba semper argumentum pessimi. — Doch um wieder aufs Privilegium zu kommen, — von wem ſtammt

es? Von dem gütigen Schöpfer! Er hat es mir verliehen — folglich will er, daß ich mich ſeiner bedienen ſoll. „Du ſollſt dein Pfund nicht vergraben, dein Licht nicht unter den Scheffel ſtellen.“ — Das iſt was anderes, als Euere asketiſchen Lehren von der Abtötung! Geht mir weg mit Euern altgebackenen mittelalterlichen Dummheiten, die Ihr uns als friſche Schüſſeln aufſetzen wollt! — „Allein man ſoll das verliehene Pfund gut anwenden“ — richtig! Was iſt aber gut angewendet? Haben Sokrates und Plato, Descartes und Spinoza, Voltaire und Rouſſeau, Leibnitz und Kant, Schelling und Hegel ihr Pfund gut angewendet oder nicht? — Die frommen Augenverdreher, die Zenſur, die Polizei werden ſagen: nein, — und ging' es nach ihnen, ſo wäre nichts von dem Geiſte dieſer und anderer großer Männer auf uns gekommen. — Der Weg zum Heil iſt verſchieden. „In meines Vaters Hauſe ſind viele Wohnungen.“ — Die Heuchler, die Phariſäer wollen das nicht zugeſtehen. Sie wollen, daß allen Bäumen Eine Rinde wachſe, daß die geſamte Menſchheit in einer einzigen polizeigrauen Uniformierung einherſchreite. — Jene großen Männer haben hie und da Fehlgriffe getan — wer leugnet das? Gibt es ein Menſchenwerk, das vollendet iſt? Das große Werk der Humaniſierung wird überhaupt von keinem einzelnen Geiſte vollbracht — ſondern von allen miteinander, in verſchiedenen Zeiten — und die

Nationalliteraturen ſind der verſchiedene Ausdruck dieſes großen Geſamtwerkes. — Soll man aber das einzelne Werk ſeiner Mängel wegen zerſtören, oder es gar verhindern, zur Exiſtenz zu kommen? Seiner Mängel wegen, die von dem Menſchenwerke unzertrennlich ſind, die ſich eben mit tauſend Vorzügen paaren, die auf Jahrtauſende hinaus leuchten? Sollen wir ein Werk vertilgen, das vielleicht auf den Entwicklungsgang der Menſchheit einzuwirken beſtimmt iſt, bloß weil einige Unmündige ein Ärgernis daran nehmen könnten? — Himmel! Wenn einer jener Männer, etwa Spinoza, heutigen Tages lebte, in Öſterreich lebte und ſeine Principia oder ſeine Cogitata metaphysica der öſterreichiſchen Zenſur überreichte, dieſe das beliebte „damnatur" darüber ausſpräche, dem Verfaſſer jedoch aus einem gewiſſen national-gutmütigen Reſpekt den guten Rat aus der Broſchüre erteilte: nach der Zenſurinſtruktion vom Jahre 1810 zu ſchreiben und etwa einen Platz in der philologiſchen Abteilung der Akademie einzunehmen — — was für ein Geſicht würde der arme Spinoza machen! — Aber heutzutage gibt es keine Spinozas mehr. Leider nicht! — „Es iſt eine Wolluſt, einen großen Mann zu ſehen." Dieſe Wolluſt kann man in ganz Europa nicht befriedigen — vielleicht anderswo, unter den Barbaren. Es gibt keine großen Männer, keine großen Schriftſteller! Keine rechten „Privilegierten", keine eigentlichen „großen Herren von

der Feder"! — „Reden wir deutſch und bündig": — wir ſind ſamt und ſonders Epigonen, arme Schlucker, die vom Tafelabhub, von den Broſamen der dahin gegangenen Großen leben — was wir von Herder, Leſſing, Goethe gelernt, wir machen's nur klein zum täglichen Gebrauch — und auch das will man uns verwehren! Man ſchilt uns „Schriftinduſtrielle", Spekulanten, man hetzt uns die „Maſſe" auf den Hals, weil wir ihr einige alte, halbvergeſſene Wahrheiten jener Meiſter wiederkäuen! Wir ſollen damit das Publikum verführen, die Regierungen — was weiß ich! Sind wir denn wirklich ſo mächtig? Ich kann's nicht glauben. Und ſind wir „privilegiert"? *Wir* privilegiert! Gerechter Gott! Wir ſind froh, daß wir das Leben haben. Niemals hat weniger eine Schriftſtellerinnung beſtanden als in jetziger Zeit. Heutzutage nimmt ſich ein jeder aus dem Publikum das „Privilegium" heraus, zu ſchreiben — und ſo iſt's recht! So ſoll es ſein! Das Schreiben iſt kein Privilegium. Daß einer reden ſoll, dafür hat er das Maul. Wem immer aus der „Maſſe" ein guter Gedanke kommt, der ſoll ihn mitteilen *für* die Maſſe — ſo wird die Maſſe gebildet *aus* der Maſſe, *durch* die Maſſe. Der Schuſter, nicht der Gelehrte, ſoll über den Stiefel ſchreiben, der Kaufmann, nicht der Bureaukrat, über den Handel — ein jeder über das, was er verſteht. Hat ja doch auch der Verfaſſer der Broſchüre ge-

ſchrieben — der verſteht's zwar nicht! — Und er iſt nicht etwa aus der ſchreibenden „Maſſe", er iſt „privilegiert", er iſt ſogar der einzige Privilegierte. Meine frühere Vermutung hat ſich bewahrheitet. Soeben erfahre ich, daß einige wenige geſinnungsvolle Wiener Journaliſten die Broſchüre in ihren Blättern beſprechen wollten — „mit Würde und Beſcheidenheit", wie es im § 8 der Zenſursinſtruktion vorgeſchrieben iſt — allein vergebens! Man hat ihre Aufſätze geſtrichen!! Die waren nicht „privilegiert". Ote toi, pour que je m'y mette — (Worte der Broſchüre). Wer allein reden darf, hat immer recht. Schämt ſich der Verfaſſer nicht? Wird er nicht rot?

Und nun noch ein Wort zu ihm, das letzte! — Der Verfaſſer iſt mit ſeiner Broſchüre gegen den Strom geſchwommen, er hat die Literatur als ſolche, den Ruhm und Stolz der Nationen, beſchimpft, er hat die Schriftſteller der rohen Menge denunziert. — („Nur deutſch!" Aber mir fällt kein deutſches Wort bei, welches die Stärke des fremden wiedergäbe. Auch „perfid" läßt ſich nicht überſetzen, wie Goethe bemerkt.) — Der Verfaſſer hat ſich damit lächerlich gemacht, das Schlimmſte, was einem Schriftſteller widerfahren kann; — er hat ferner, die geiſtige Freiheit im Munde führend, unter Polizei- und Zenſurſchutz gegen ſie gekämpft — das iſt nicht chriſtlich, ſondern heuchleriſch, phariſäiſch; — der Verfaſſer hat mit geſchloſſenem

Viſier geſtritten, er hat ſeinen Namen nicht genannt — das iſt feige und ſetzt ihn der Gefahr aus, von jedem Troßbuben bekämpft zu werden. Übrigens gegen Unbekannten ein Unbekannter! Der Verfaſſer lüfte ſein Viſier, und ich werde nicht anſtehen, das meinige fallen zu laſſen; der Ritter ſoll dann ſehen, daß er zum allerwenigſten — einen ihm ebenbürtigen Gegner gefunden hat — wenn er es an den Waffen noch nicht erkannt haben ſollte. — Der Verfaſſer hat endlich der Sache, die er hat verteidigen wollen, einen ſchlechten Dienſt erwieſen — das iſt unklug — unklug im Intereſſe ſeiner eigenen Partei. Die Aufgabe, die ſich der Verfaſſer geſtellt, iſt an ſich ſchlecht, iſt verwerflich, aber die Ausführung iſt noch bei weitem miſerabler. Gebt mir dieſelbe Aufgabe — ich will ſie Euch bei weitem beſſer herausputzen — und warum nicht? Es gab einen Kardinal, der auf das ſcharfſinnigſte die Exiſtenz Gottes bewies und gleich darauf das Gegenteil. — Auf wen hat die Schrift unſeres Verfaſſers wirken ſollen? Auf die „Maſſen“? Die leſen ſie nicht. Auf die Gebildeten, den Mittelſtand? Die lachen darüber. Ich habe mit Leuten aus allen Ständen geſprochen, mit Kaufleuten, Fabrikanten, Handwerkern und Beamten, mit Geiſtlichen und Militäriſten, mit 98 von den 99 Schriftſtellern, welche die öſterreichiſche Zenſurpetition unterfertigten (einer iſt vor der Erledigung geſtorben), mit den 30 und etlichen Mitgliedern

der kaiſ. oder k. k. Akademie der Wiſſenſchaften — mit Leuten von allen Farben und Schattierungen, ſoviel ich ihrer habhaft werden konnte, ſogar mit Frauenzimmern und andern zaghaften Perſonen, — nun, und nicht ein Einziger, nicht eine Einzige war darunter, der oder die etwas anderes gefunden hätte, als daß die Broſchüre abſurd, konfus und perfid iſt — die Frauenzimmer ſagten ridikül. — Hier iſt es nicht mehr möglich, deutſch zu reden!

Der Verfaſſer bemerkt am Schluſſe ſeiner Broſchüre, daß ſich das öſterreichiſche Zenſurſyſtem niemals ändern werde, denn: „das wäre ebenſo töricht als es unwahrſcheinlich iſt, daß ‚ſolches' je geſchehen könnte." Wir erlauben uns hierin, geſtützt auf die Meinung der 98 und etlicher 30 und noch Einiger, der Meinung zu ſein, daß „ſolches" dennoch geſchehen werde. Das öſterreichiſche Zenſurſyſtem wird ſich ändern, muß ſich ändern, wie ſich die öſterreichiſchen Menſchen ändern, zum Teil bereits geändert haben, im beſtändigen Umändern begriffen ſind. Ein fauler Zuſtand kann dauern, lange dauern, ſehr lange, — allein wenn die Urſtoffe einmal in völliger Auflöſung begriffen ſind, ſo müſſen ſich neue organiſche Gebilde daraus entwickeln — eine Auflöſung ins leere Nichts gibt es nicht, und die allgemeinen Geſetze der Natur werden ſich nimmermehr aus Gefälligkeit für das Kaiſertum Öſterreich zu einer Ausnahme für dieſen einen Fall herbeilaſſen. Wann dieſe

neue Gestaltung der Dinge eintreten wird? Ich weiß es nicht, vermutlich bald, recht bald. Schon regt sich's in der Luft, die keimenden Blätter, die zwitschernden Lerchen verkündigen den Lenz. — „Wahrlich, wahrlich, ich sage Euch: wenn Ihr dies Alles sehet, so wisset, daß es nahe vor der Tür ist." Die Broschüre ist so eine flatternde, geschwätzige, Lenz-posaunende Früh-Lerche! Gestern oder vorgestern wär' es der Regierung nicht eingefallen, ihr „System" mit österreichischer Druckerschwärze verteidigen zu lassen — heute fühlt sie bereits das Bedürfnis. Der Verteidiger ist freilich ungeschickt — schadet nichts — uns schon gar nicht — aber das Schweigen ist gebrochen, das Bedürfnis verraten. Darum sei gegrüßt, Broschüre! Du Frühlingsrakete! Jacta est alea!

Ich hatte bereits geschlossen, als man mir aus guter Quelle den Namen des Verfassers nannte; — aber ich will „diskret" sein — ich will ihn nicht wieder nennen. — Wer jetzt Börne wäre! Nur auf eine halbe Stunde — auf eine Viertelstunde! Wer das „Privilegium" des Witzes und der Satire besäße! — Doch nein! bei dem Namen, der an mein Ohr schlug, verstummt jeder Witz, hört alles Satirisieren auf. Ich habe dem Verfasser unrecht getan! Ich streue Asche auf mein Haupt, ich bereue! Fast hätt' ich gute Lust,

mein ganzes Geschreibsel in das Feuer zu werfen, denn der Name ist unschuldig — er ist nicht zurechnungsfähig. Man nannte mir nämlich einen unglücklichen Autor, der in seinem ganzen langen Leben ein einziges Buch geschrieben, welches — keine Leser hat finden wollen. Darum hüllt er sich jetzt in christliche Demut, erklärt die Feder, jede Feder — nicht bloß die seinige, wie Zach. Werner nach seiner Bekehrung — für ein Werkzeug des Teufels, und hegt den bittersten Ingrimm gegen jeden andern Autor, der nicht durchfällt, wie er. O Gebrechlichkeit! Dein Name ist Schriftsteller! — Bin ich nicht falsch berichtet, so hatte der Mann im Leben überhaupt „Malheur". (Wir werden schon wieder nicht deutsch!) Ich will es nicht näher bezeichnen, aber es gab, wie man sagt, eine Zeit, wo ihm die Dinge nicht ganz so erschienen, wie sie wirklich sind — wenn sich das so verhält, so läßt sich die Broschüre — da gewisse Krankheitsperioden bisweilen wiederzukehren pflegen — ganz leicht aus dem pathologischen Gesichtspunkte erklären. Ein Pfund Niesewurz kurz vorher eingenommen, und die Broschüre hätte vielleicht völlig in ihr Gegenteil umgeschlagen, und der Herr Hofbuchhändler Rohrmann hätte sich die — übrigens zurechnungsfähige Schmach erspart, gegen sein eigenes Recht tun zu müssen. Zwar — wenn man das dunkle Panier betrachtet, unter welchem der Verfasser einherzieht, das mystische Weihrauchgefäß erblickt, das er

ſchwingt, die finſteren Grabesgeſänge hört, die er anſtimmt, ſo mahnt es einen ſchaudernd an ein geiſtiges Auto da fé — der Verfaſſer ſteht nicht mehr allein und unſchuldig da; er iſt der Führer oder Verführte einer Partei, einer ſchwarzen Schar, die gemeſſenen Schrittes, prozeſſionsartig hinter ihm herſchreitet. — Das Schlimmſte an der Geſchichte bleibt übrigens, daß der Verfaſſer in einem äußerſt nahen Verhältnis zu einem ausgezeichneten Staatsmann ſtehen ſoll, durch welchen Umſtand die Welt leicht zu dem Glauben verleitet werden könnte, als hätte dieſer auf die Broſchüre Einfluß genommen, als hätte er etwa gar ſeine ſelbſteigenen Gedanken darin niedergelegt. Das iſt aber gewiß nicht der Fall. Wir halten den Verfaſſer in dieſer Beziehung durchaus für ein „Original auf ſeine eigene Fauſt“. Der große Staatsmann hat nun, wie andere gewöhnliche Sterbliche, das Unglück, einen Vertrauten zu beſitzen, der ſeiner nicht ganz würdig iſt. „Behüte mich Gott vor meinen Freunden — mit meinen Feinden will ich ſchon fertig werden!“

Und nun leben Sie wohl, armer, unglücklicher, durchgefallener Herr Verfaſſer! Und auch Sie, verehrter Herr! Wenn's hier wieder eine beſondere Dummheit abſetzt, ſollen Sie mich trotz meiner ſonſtigen Trägheit allezeit ſchreibfertig finden. Ach, ſie werden einen nicht lange auf der faulen Haut liegen laſſen! — Im Grunde hat doch unſer Herr Gott alles hübſch einge-

richtet! Die Welt iſt bunt und die Menſchen ſind verſchieden — das bewahrt vor dem „ennui". (Iſt wieder nicht recht deutſch!) Gott beſſer's! Es muß allerlei Käuze geben.

Wien, im Oktober 1847.

Ihr ergebenſter

Der „Privilegierte".

3. Petition der Wiener Bürger (1848).

An die hochlöblichen Stände des Erzherzogtums Österreich unter der Enns zu Handen des hohen ständischen Verordneten-Kollegiums.

Seit einer Reihe von Jahren ist von jedem wahren Vaterlandsfreunde der Wunsch lebhaft gefühlt und von manchem in Rede und Schrift die Notwendigkeit laut ausgesprochen worden, auch unser schönes und mächtiges Österreich den Weg friedlichen und gediegenen Fortschrittes betreten zu sehen.

Die letzten Ereignisse im Westen Europas lassen diese Forderung um so unabweislicher und unaufschiebbarer erscheinen, als sie dem Weltfrieden sowie dem Staatskredit, der Sicherheit des Eigentums, der Ordnung und des Rechtes in jedem Reiche gefährlich werden können. Was in Deutschland in diesem Augenblicke zur Wahrung vor jedem Wechselfalle des Glückes, zum Schutz und zur Stärkung nach außen und im Innern geschieht, ist niemandem unbekannt. Jeder hegt zugleich die Überzeugung, daß Österreich, dessen Herrscherfamilie durch Jahrhunderte die deutsche Kaiser-

krone trug, auch nur in festem Anschließen an deutsche Interessen und deutsche Politik sein wahres Heil gewinnen könne. Wenn die österreichischen Bürger sich vor allem gedrungen fühlen, ihre unerschütterliche Liebe und Anhänglichkeit an das erhabene Kaiserhaus auszusprechen, so halten sie es zugleich für ihre heilige Pflicht, diejenigen Maßregeln offen und frei darzulegen, welche ihrer Meinung nach einzig und allein geeignet sein können, in so drohenden Zeitverhältnissen der Dynastie sowie dem Gesamtvaterlande neue Kraft und neuen Halt zu verleihen.

Diese Maßregeln sind: Unverweilte Veröffentlichung des Staatshaushaltes; — periodische Berufung eines alle Länder der Monarchie, sowie alle Klassen und Interessen der Bevölkerung vertretenden ständischen Körpers, mit dem Rechte der Steuerbewilligung und Kontrolle des Finanzhaushaltes sowie der Teilnahme an der Gesetzgebung; — Herstellung eines Rechtszustandes in der Presse durch Einführung eines Repressivgesetzes; — Durchführung des Grundsatzes der Öffentlichkeit in der Rechtspflege und in der gesamten Verwaltung; — Verleihung einer zeitgemäßen Munizipal- und Gemeindeverfassung und auf deren Grundlage Vertretung der in der gegenwärtigen ständischen Verfassung gar nicht — oder nur unvollkommen begriffenen Elemente des Ackerbaues, der Industrie, des Handels und der Intelligenz.

Die Stände — wenngleich in ihrer dermaligen Zusammensetzung nicht der vollständige Ausdruck des ganzen Landes — sind als verfassungsmäßiges Organ für die Bedürfnisse des Volkes berufen, die Gewährung unserer Bitten bei unserem gütigen Monarchen zu vermitteln.

Die Unterzeichneten stellen daher die Bitte: die hochlöblichen niederösterreichischen Stände wollen die vorgeschlagenen Maßregeln in der nächsten Landtagsversammlung in Beratung nehmen und die geeigneten Anträge zu deren baldiger Verwirklichung an den allerhöchsten Thron gelangen lassen.

Wien, 9. März 1848.

4. Studien (1849).

L'homme est le même en haut,
en bas, au milieu.

Balzac.

1. Die Preſſe und ich.

(Als Einleitung.)

Vor ein paar Jahren klagte ich bei einem großen Herrn — damals gab es deren noch und jetzt ſcheinen ſie wieder aufzutauchen — über den unerträglichen Druck der öſterreichiſchen Zenſur.

Der Staatsmann lächelte und ſagte:

„Gedulden Sie ſich, mein Beſter! Die neue Zeit ſteht vor der Tür — auch unſer Öſterreich kann ihr den Eintritt nicht verſagen. Darum ſchreiben Sie friſch darauf los und verſchließen Sie die Manuſkripte einſtweilen in Ihr Pult. Der Tag wird kommen, wo Sie damit herausrücken können."

Ich (etwas betreten über den geiſtreichen Rat): Exzellenz, das wird mir wenig nützen. Was unſereins heute ſchreibt, das will heute geleſen ſein. Die Welt iſt ungeduldig und wir ſind keine Klaſſiker.

Großer Herr (achſelzuckend): Dann kann ich Ihnen nicht helfen.

Er hat mir auch nicht geholfen. Aber die Prophezeiung des Staatsmannes iſt eingetroffen; die neue Zeit iſt gekommen und ſie hat ihn hinweggeſchwemmt, wie auch meine Manuſkripte im Pult. Nach den Märztagen durchſchaute ich die Papiere und erſchrak völlig über den „Altliberalismus", der darin herrſchte. Ich warf ſie in einen Winkel. „Jetzt gilt's, Neues zu ſchaffen!" rief ich aus. — Ich hatte das ganz richtig begriffen — allein vom Begreifen bis zum Schaffen iſt ein weiter Weg und führen gar dunkle labyrinthiſche Pfade! Ich zögerte lange, ſie einzuſchlagen. Auch war das Leben damals ſo ſchön, ſo frühlingswarm, ſo hoffnungsgrün! Die Vöglein auf den Bäumen zwitſcherten „Freiheit", der weiß-rote Blütenregen ſchwebte ſanft auf einen entfeſſelten Boden nieder und die jubelnden Menſchen ſanken ſich auf den Straßen in die nicht mehr gebundenen Arme. Wo nahm da einer das Herz her, die freudezitternde Schreiberhand zur Dolmetſcherin ſeines Kopfes zu machen! Welcher Kopf war ſtark genug, die ſchwirrenden Gedanken feſtzuhalten, zu ordnen, zu Bildern und Geſtalten abzurunden! Wo war da ein Menſch, ein Schriftſteller, dem der Kopf nicht mit dem Herzen davonlief! Dieſe friſche Lebensluſt, dieſer Taumel, dieſer Jubel — man mußte damals wenigſtens Miniſter ſein oder Depu-

tierter, um den Verstand nicht zu verlieren. Und auch das gewährte noch keine hinlängliche Sicherheit!

Es ist gewiß die reinste Lust, einen neuen und fruchtbaren Gedanken auszusprechen. So mancher große Mann hat sein Leben dafür eingesetzt. Wenn sich ein Phönix ins Feuer stürzt, so weiß er, warum — er kehrt geläutert aus dem Flammenmeer der Ideen zurück; aber die armen kleinen Vöglein, die ihm nachstürzen, verbrennen bloß. Wir Mittelgut von Menschen und Schriftstellern tun besser, für eine Idee zu leben, als für sie zu sterben. Man glaubt nicht, was ein Schriftsteller, auch nur von mäßigem Talent, auszurichten vermag, wenn er immer auf denselben Hauptgedanken zurückkommt. Das ist im Grunde das ganze Geheimnis der Popularität. Nach überstandenem ersten Freiheitstaumel sucht' ich denn auch meine in den Winkel geworfenen „altliberalen" Lieblingsgedanken wieder hervor — und erschrak aufs neue. Sie waren abermals unbrauchbar. Im März waren sie nicht mehr — jetzt noch nicht mitzuteilen.

Ich Unglücklicher! Muß ich denn immer „zu spät" kommen oder „zu früh"! Nun seh' ich's immer deutlicher ein: man muß nicht nur etwas Ordentliches machen, man muß es auch zur rechten Zeit zu machen wissen. Ein ähnliches Schicksal verfolgte mich auf dem Theater — doch davon ein ander Mal! Ich will jetzt nicht länger klagen, sondern schreiben. Ich besorge

dabei nur eins: daß ich den Ton nicht treffe, den mezzo termine, der in der jetzt herrschenden „Götterdämmerung" verlangt wird. Ein solcher Mittelzustand bietet freilich den Vorteil, daß der Autor behaupten kann, er habe seine besten Gedanken der ihm auferlegten Selbstzensur opfern müssen. Ich begebe mich aber dieses Privilegiums, indem ich frei und offen bekenne, daß ich nichts weiter als lauter kleine Hausgedanken bringen will, wie sie fürs Feuilleton sich geziemen. Diese „Studien" wollen durchaus keine hohe Politik treiben, sondern nur leichte publizistische Plänkler abgeben; sie wollen als flüchtige Vorposten das politische Terrain ein wenig beobachten, um dem Hauptkorps, zu welchem sie gehören, dem der Literatur und Kunst, den Zusammenhang mit dem wirklichen Leben nicht gänzlich abschneiden zu lassen. Nebenbei gesagt, so werden sie, wenn es gleich keine regulären Truppen sind, doch gute Mannszucht halten, obwohl man nicht dafür einstehen kann, daß sie sich nicht im Vorüberhuschen nach Plänklerart einige kleine Neckereien erlauben dürften.

Man wird nicht ein Journalist über Nacht, ich weiß wohl! Mißlingt mein Versuch, so schieb' ich's denjenigen ins Gewissen, welche uns übrigen Schriftstellern so häufig unser Schweigen zum Vorwurf machten. Weit bedeutendere Männer als ich haben sich bisher schweigend und untätig ver-

halten — es läßt ſich vielleicht entſchuldigen, gewiß erklären.

Das erſte Aufbrauſen einer kühnen, allzu derben Volksliteratur hat manche von ihnen erſchreckt; ihre Hand war ungewohnt, den neuen demokratiſchen Boden urbar zu machen — ſie hätten es vorgezogen, ſeinen Rand mit Blumen zu bepflanzen. Zudem — die Fülle eines neuen, reichen Stoffes überwältigte ſie erſt, bevor ſie ihn überwältigen konnten. Berühmte Schriftſteller ſind eine Art literariſcher Ariſtokraten; ſie haben Talent oder Genie, und obendrein von Gottes Gnaden; ſie ſitzen in der erſten Kammer der ſchönen Menſchheit und ſind durchaus nicht gewillt, ihr Privilegium der Kunſt aufzugeben. Als Ariſtokraten iſt ihnen auch ein feines Gefühl für die ſchöne Form angewohnt; darum ſollte ihrer Empfindung nach ſelbſt die demokratiſche Idee in einem gefälligen Gewande aufzutreten bemüht ſein. Sie führen Athen und Paris als Beiſpiele an — ſie haben vielleicht nicht ganz unrecht. Auch der Verfaſſer dieſer „Studien" hat ſich — in ſeinem beſcheideneren Wirkungskreiſe — ähnliche Forderungen geſtellt und er möchte gar zu gerne bei ſeinem geliebten Wien den Wetteifer erregen, ſich jene beiden Muſterſtädte der alten und neuen Welt an politiſcher Bildung und Vaterlandsliebe, ſowie an edlem Ausdruck und Geſchmack zum Vorbild zu nehmen — vielleicht wäre das zugleich ein Weg, ihnen an wahrer

Freiheit und geiſtiger Unabhängigkeit näher zu kommen.

2. Die Männer der Zukunft.

Man kann niemanden hindern, ſich ſein ganzes Leben lang für einen Mann der Zukunft zu halten. Auch in Wien ſpazieren ſolche Zukunftsmänner dutzendweiſe herum. Sie gehören allen Farben an, allen Parteien; viele haben ihre eigene Partei ergriffen; ſie meinen es aufrichtig mit ſich ſelbſt und möchten ſich gerne etwas Gutes zukommen laſſen. — Ich will verſuchen, Euch einige derlei Männer der Zukunft zu ſchildern. Da gibt es fürs Erſte eine gewiſſe Gattung diplomatiſcher Schlauköpfe, welche ſich bei der neuen Wendung der Dinge gleich anfangs zurückzogen und im Verborgenen hielten, um ſich nicht abzunützen. Dieſe Leute jubeln in ihrem ſicheren Hinterhalt, ſo oft ein Deputierter oder ein Miniſter einen Fehltritt macht; jeder Gefallene iſt für ſie eine neue Stufe, über welche ſie ſpäter emporzuklimmen gedenken; tritt ein Neuer, Friſcher auf, ſo berechnen ſie ihm ſeine Dauer auf die Minute. Das Zufällige haben ſie auch ganz richtig beobachtet, allein der Kern der Sache iſt ihnen fremd geblieben. Eine Idee, die ins Leben tritt, nährt ſich von Perſönlichkeiten; der Gedanke verzehrt eine Menge von Individuen, die ſich ihm halb bewußtlos opfern, bis er im letzten, rechten Mann hell-

leuchtend zum Durchbruch kommt. Das wiſſen aber jene nicht, die ſich für unentbehrlich halten, weil ſie mittelmäßig ſind, für weiſe, weil ſie zögern, und die, weil ſie der Zeit nicht gewachſen ſind, ſich einbilden, ihre Stunde werde erſt kommen. So ein Zukünftiger, der niemals zum Gegenwärtigen wird, gleicht ganz dem Homunkulus in der Phiole, der ſich nach der Exiſtenz ſehnt. — Andere können es nicht faſſen, daß ſich die Welt ſo urplötzlich verkehrt haben ſoll; der Wagen der Zeit iſt ein wenig aus dem Geleiſe gefahren — weiter nichts; kein Zweifel, er wird wieder einlenken. Sie freuen ſich ſchon darauf, wie ſie helfen wollen! Der Glaube dieſer Männer ſteht felſenfeſt; ſie weiſen auf die Geſchichte hin, auf Napoleon, auf die Reſtauration; General Cavaignac war eine geraume Zeit ihr letzter, unwiderleglicher Beweisgrund — auch der deutſche Ordnungsmacher kann nicht ausbleiben — kurz, die Vergangenheit iſt ihre Zukunft. — Gefährlicher ſind die eigentlichen Männer der Gegenwart, welche der Idee dienen, indem ſie ſie anzerren und ſie, zum Schrecken der Mäßigen und Nüchternen, wie im Hohlſpiegel als Fratze erſcheinen laſſen. Den erſten Riß und Krach im politiſch-ſozialen Gebäude, vor dem die andern ſich duckten, begrüßten ſie zuerſt mit einem Freudengeſchrei; es war ihre Wolluſt, das halb zerbröckelte Gemäuer mit frevelhafter Fauſt in den Abgrund zu ſtürzen und ſich an dem Donner im Nieder-

ſchmettern, an dem Staub und Dunſt zu ergötzen, ſowie an der Sorge und Angſt der untätig Nebenſtehenden. Man wirft ihnen unreine Abſichten vor — das mag von dieſem und jenem gelten: viele ſind wahre Idealiſten, nur in ihrer Art: dem Guten dient auch, wer das Schlechte vernichten hilft.

Aber die Luſt am Zerſtören iſt gefährlich; ſie wird leicht zur Leidenſchaft, zur krankhaften Begierde, die an keiner andern Tätigkeit, an keiner Tat des anderen Gefallen findet und ſo zuletzt dahin gelangt, die neue werdende Schöpfung zu verachten, weil ſie ihrem ſchrankenloſen Ideal nicht entſpricht, das friſche, lebendige Schaffen zu haſſen und zu hindern, das ihr verſagt iſt und ihr darum ein Vorwurf dünkt. Die erſten Männer einer neuen Zeit begraben ſich ſo meiſt unter den Ruinen der alten die wenigſten haben eine Zukunft. — Dort ſteht noch ein Mann — faßt ihn wohl ins Auge — er wird eine Rolle ſpielen, eine bedeutende Rolle, bevor der „Rechte“ kommt. Wie lächelnd er da ſteht, beſcheiden, von wenig Worten. Und doch — wie glühend wird er von Einer Partei gehaßt, wie innig verehrt von der andern! Er ſpricht ſelten in der Kammer — aber was er ſagt, iſt beſtimmt und ſcharf und trifft immer den Nagel auf den Kopf. Bei einer bedeutenden Frage wenden ſich die Blicke nach ihm und ſeine Anſicht gibt häufig den Ausſchlag, denn ſein Geiſt, ſein Wiſſen, ſeine Kenntniſſe ſind unbe-

ſtritten und ſelbſt die Gegner müſſen ſie widerſtrebend anerkennen. Er iſt der Mann des Ordnens, des Geſtaltens — man kann ihn nicht entbehren; auch eine gewiſſe Freiſinnigkeit iſt ihm nicht abzuſprechen, doch denkt man eher ans Gegenteil, wenn er ſie bisweilen im Munde führt. Man iſt gewohnt, bei allem, was er ſagt, was er tut, eine verborgene Abſicht vorauszuſetzen; man beobachtet aufmerkſam jedes ſeiner Worte, die geringſte ſeiner Geberden — ein Zeichen, daß der Mann bedeutend iſt. Heute hat er den Miniſter gelobt — warum? Man weiß, er iſt ſein Feind, er geht damit um, ihn zu ſtürzen. Das zweideutige Lob läßt das faſt ahnen. Das Miniſterium ſei „ehrenwert", heißt es, voll guten Willens — nur freilich ein bißchen ſchwach und ſchwankend; es verwirre die Dinge, die es ordnen ſolle, das eigentliche Regieren ſei nicht ſeine Sache — doch es iſt ehrenwert, vollkommen ehrenwert; der Redner hofft, das werde genügen, auch in dieſer ſtürmiſchen Zeit, deren Mißtrauen ſich eine feſte, kräftige Hand noch nicht gefallen laſſe uſw. — Hier ziſcht die Linke heftig. — Der Redner ſpricht ruhig und heiter lächelnd fort, von ſeiner zaghaften Freunde Beifall nur ſchwach unterſtützt, und verläßt die Tribüne, ohne einen eigentlichen Sieg errungen zu haben. Es war ihm auch nicht darum zu tun.

Aber der erſte Anlauf iſt genommen, das Stichwort iſt gefallen, bei einem nächſten Anlaß rückt man

deutlicher mit der Farbe heraus und findet bereits kräftigere Helfer; Journale und Koterien tun das übrige; man legt dem Miniſterium gelegentlich eine Falle, in die es plump und ehrlich hineintritt, man benützt ſeine Verwirrung, ſeine Unbehilflichkeit — und ehe man ſich's verſieht, iſt unſer Mann am Brett. Machiavell hat recht: Die Welt gehört den Gleichgiltigen, den Kaltblütigen, den Berechnenden — wenigſtens die Machiavelli'ſche Welt. Dieſe Welt ſoll ſich freilich ausleben — aber meint Ihr, das geſchehe ſo leichthin, ohne Kampf und Widerſtand?

Jede Gegenwart bereitet ſich ihre Zukunft, jede nächſte Zukunft ſchafft ſich ihren Mann. Wir brauchen populäre Männer — ich meine nicht ſolche, die dem Volke ſchmeicheln, ſondern denen es traut. Aber ſie ſind nicht ſo leicht zu finden. Die Popularität iſt ein Geheimnis wie die Liebe. Der hat ſie, der hat ſie nicht — der findet ſie, der nicht. Und gleich viel, ob der Volksmann aus dem Volke iſt! Wir laſſen uns auch mit einem populären Grafen Egmont zufrieden ſtellen. Er darf auch ſtolz ſein, eitel, leichtſinnig — aber wir müſſen ihn lieben können. Und Poſſen mag er treiben, wie Torheiten — wir ſehen ihm vieles nach!

Alcibiades ſchnitt ſeinem Hunde den Schwanz ab. Was war wohl ſeine Abſicht? Die guten Athener machten acht Tage lang ihre Gloſſen darüber. Der Schalk! Er hatte ſeinen Zweck erreicht — er wollte

ihre Aufmerksamkeit von gewissen andern Dingen ablenken und doch zugleich von sich sprechen machen. Alcibiades konnte so manches wagen: er war ein Abgott des Volkes.

Vorläufig rat' ich noch wenigen — sei's im Reichstag oder im Ministerium — ihren Hunden die Schwänze zu stutzen.

3. Hofrat oder Ministerialrat?

Ein König stirbt nicht — ein Hofrat auch nicht. Kaiser Max I. hat die Hofräte erfunden und schon unter Ferdinand I. haben sie sich bedeutend vermehrt. Seitdem hat ihre Anzahl unter jedem folgenden Herrscher fast in geometrischer Progression zugenommen. Der Stand der Hofräte unter ihrem Schöpfer und bald nachher war nicht eben zu beneiden. Sie hatten viel Arbeit und wenig Lohn. Vierzig Gulden monatlich. Wer vom (damals offenen) Rat und Gericht weg blieb, dem ward der Sold für den Tag abgezogen. Späterhin wurden ihnen ihre Geschäfte erleichtert und ihr Gehalt erhöht. Das macht die geometrische Progression.

Kaiser Max I., der sogenannte letzte Ritter und jedenfalls der erste Beamte, hatte noch keine Ahnung von einer konstitutionellen Monarchie, — sonst hätte er vermutlich gar keine Hofräte, sondern gleich anfangs lauter Ministerialräte erschaffen.

Die letzteren entstanden aber erst unter dem Ministerium Doblhoff. Wie langsam schreitet doch die Weltgeschichte! Drei volle Jahrhunderte brauchten die Hofräte zu ihrer Verpuppung, aus welcher dann endlich der bunte Tagesfalter „Ministerialrat" ans konstitutionelle Licht emporflatterte. Das genannte Ministerium hatte übrigens mit seiner Schöpfung eine arge Zwietrachtsfackel in die Welt geschleudert. Die alten Vollblut-Hofräte fingen nämlich an, die neugeschaffenen Ministerialräte mit einer gewissen aristokratischen Geringschätzung zu betrachten, während die letzteren, stolz auf ihren halb-plebeischen Ursprung, den Vorrang vor den ersteren behaupteten. Dagegen gab es wieder mehrere Hofräte des ancien régime, welche ihr Begreifen der neuen Zeit dadurch zu beurkunden suchten, daß sie sich freiwillig in Ministerialräte umtauften. Diese Anabaptisten fanden fast noch weniger Gnade vor den Augen der alten Hofratcreme. So hoch übrigens die Verwirrung und Erbitterung in der hierarchischen Bureaukratie durch diese Vorgänge auch gesteigert worden, so hatte sich doch allmählich der Glaube zu verbreiten begonnen, das alte Geschlecht der alten Hofräte sei im Aussterben begriffen. Da fachte plötzlich die Ernennung eines wirklichen Hofrats durch den Kaiser selbst den alten Streit aufs neue an. Faktisch haben wir nun Hofräte und Ministerialräte — jedenfalls eine Bereicherung! Aber in welchem Verhältnis stehen

ſie zueinander? Niemand weiß es. Haben vielleicht die Hofräte in Zukunft wirklich nur dem Hofe, die Miniſterialräte bloß dem Miniſter zu raten? Aber einem konſtitutionellen Hofe rät ja das Miniſterium — da braucht's keiner Hofräte, und die Miniſter müſſen ſich ſelber Rat wiſſen. Oder hält man die Schöpfung eines ſtarken Öſterreich für unmöglich, ohne das alte Inſtitut der Hofräte zu erhalten, zu kräftigen, neu zu beleben? Dann würde ich raten, die neuen Miniſterialräte wieder eingehen zu laſſen; ſie ſcheinen ohnehin nicht auf die Dauer berechnet; viele traten auf und verſchwanden wieder, wie die Bilder einer laterna magica. Ein echter Hofrat iſt aber noch niemals ganz verſchwunden — er hält ſich wenigſtens ſolange, bis er ſeine volle Penſion anſprechen kann. Dreihundertjährige Routine verleiht ein gewiſſes à plomb, was ein neugebackener Miniſterieller nicht ſo leicht erwirbt. Endlich iſt auch der Glaube, die Anhänglichkeit des Volkes an das lang Gewohnte, alt Hergebrachte zu berückſichtigen, zu ſchonen. Solange irgend ein Öſterreicher denken kann und noch weit länger, iſt alles und jedes im Staate durch die Hofräte bewerkſtelligt worden. Sie haben ſonſt die Rekrutierungsgeſetze gemacht, die Finanz- und Stempelpatente, die guten Zigarren; ſie haben die diplomatiſchen Geſchäfte geleitet, die Polizei gehandhabt, das Theater und die Zenſur. Manche von ihnen haben

ſogar geſchrieben — als wirkliche Schriftſteller, mein' ich. Adam Müller war ein Hofrat, Friedrich Gentz, Clemens Hügel und Friedrich Hurter — und wer noch alles? Dieſer und jener hätt' für ſein Leben gern Hofrat werden mögen. — Kommt Zeit, kommt Hofrat! Wie kann er's aber werden, wenn man die Hofräte abſchafft? Wie kann der junge Hofratslaich an der politiſchen Sonne ausgebrütet werden, wenn man den ganzen Teich ausleert, wenn man wohl gar miniſterialrätliche Störche hineinſetzt, welche die Hofratsembryonen aufzehren? —

Das hohe Miniſterium bedenke das alles und verhüte einen Streit zwiſchen alter und neuer Zeit, zwiſchen dem Chor Don Manuels und Don Cäſars, zwiſchen den ehrwürdigen hiſtoriſchen Hofräten und den neu erfundenen, noch nicht konſolidierten Miniſterialräten. Nebeneinander können die beiden feindlichen Geſchlechter nicht beſtehen — das iſt klar; unterordnen will ſich keines dem andern laſſen. Eines muß weichen, ſoviel iſt gewiß — aber welches? Ich habe zugunſten der Hofräte alles vorgebracht, was mir meine Neigung für ſie eingab. Die Miniſterialräte ſind jung und kühn — die mögen für ſich ſelber ſprechen. — Hofrat oder Miniſterialrat? Wir bitten das Miniſterium um gefällige Entſcheidung.

4. Über die Barbarei.

Die Wiener Sofier, welche über die Preßfreiheit jubelten, verkaufen kein Buch mehr, ſeit ſie ins Leben getreten iſt. Niemand nimmt ſich die Mühe, ein Werk zu ſchreiben, niemand die geringere, die früher geſchriebenen zu leſen. Alle Welt fühlt ſich durch die Tages- und Gaſſenliteratur befriedigt und panem et circenses ſcheint jetzt die Loſung, wie zur Zeit von Roms nahendem Verfall. Man wendet mir ein, daß wir noch nicht ſoweit ſind, eine neue Literatur zu ſchaffen; jetzt, wo der Staat erſt nach einer feſten Form ringt, wo wir den neuen kräftigen Lebensteig noch kaum geknetet, jetzt ſei der feinere Stoff gar nicht vorhanden, aus welchem ſich zierliche und künſtleriſche Geſtalten bilden ließen. Aber feſthalten ſollten wir wenigſtens, was wir beſitzen, und wem irgend eine Schöpfungskraft eigen, der ſoll ſein Licht nicht unter den Scheffel ſtellen, ſondern es leuchten laſſen, ſo gut es mag, und wär's keine Fackel, ſondern nur ein Johanniswürmchen.

Praktiſchere Völker als die Deutſchen haben ihnen auch in dieſer Richtung den Rang abgelaufen. Die Julirevolution war kaum gemacht, ſo hatte ſie ſchon ihre Literatur. Wir ſcheinen mit der unſrigen zu warten, bis die deutſche Verfaſſung fertig ſein wird. Unſer letzter Kunſtausfluß waren „Dorfgeſchichten". Völkergeſchichten haben wir freilich bisher nicht äſthetiſch

verarbeiten dürfen, denn wir selbst waren ja kein Volk, wir hatten keine Geschichte!

Es ist ein wahres Unglück für die Deutschen, daß ihre großen Männer eine so häusliche und bürgerliche, zugleich aristokratische Literatur zu machen genötigt waren, von welcher das Volk soviel wie gar nichts weiß. Jeder Engländer kennt seinen Shakespeare, und ich laß mir's nicht nehmen, daß dieser monarchische und protestantische Dichter und Seher viel dazu beigetragen, den Charakter seiner Insulaner, ihr stetiges und besonnenes Fortschreiten, ja ihre Scheu vor gewaltsamen Änderungen für eine lange Zukunft festzustellen und zu kräftigen. Wie sehr Voltaire und Rousseau in Fleisch und Blut aller Franzosen übergegangen, das bezeugt die ganze Revolutionsgeschichte. Es ist weit davon, daß Goethe und Schiller in ähnlicher Weise gewirkt, wirken können. Zwar Schiller war lange Zeit ein wahrer Volkströster. In seinen prächtigen Mantel des Idealismus wickelten sich die reell Nackten und Bloßen und:

„Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und würd' er in Ketten geboren" —

so jubelten sie, wenn sie auch was weniges dabei froren und zähneklapperten. Aber die ideale Freiheit genügt jetzt nicht mehr — der Mantel ist fadenscheinig geworden und seine herrlichen Kunststickereien halten nicht warm. An spärlichen Sonntagen stellen die Hof-

theater-Intendanten dieſen „heiligen Rock“ dem Volke bisweilen noch auf zur Schau, welches ihn gläubig mit ſchweigender Scheu wie eine koſtbare Reliquie von weitem betrachtet und verehrt. — Mit Goethe iſt's nun freilich ein anderes! Der iſt reell genug — nur daß ſie ihn nicht verſtehen. Und ins eigentliche Volk iſt er ſo gut wie gar nicht gedrungen, ſo ſehr er's verdiente. Wenn Herr von Cotta nicht wäre und ſein ewiges Privilegium, ich machte mich anheiſchig, aus dem geſamten Goethe eine Volksausgabe auszuziehen, daß ihnen die Augen aufgingen! Alle Pedanterien, alle poetiſche Stiliſtik, alle Schlacken der Zeit, Diplomatie, Anſingung von Fürſten, Verehrung der Miniſter uſw. ließe ich weg, und es ſollte mir ſoviel geſunde Poeſie, Liebe, Weisheit und Freiheitsdrang — kurz der wahre Goethe übrig bleiben, daß das deutſche Volk den tüchtigen, derben Frankfurter erſt recht erkennen und gar nicht bezweifeln müßte, weder der ſelige deutſche Bund in des Alten Vaterſtadt, noch das überſelige gelehrte Volksparlament daſelbſt dürfe ihm nur von weitem das Waſſer reichen. —

Was man hat, das hat man! Könnt Ihr nichts neues zuſtande bringen, ſo leſet wenigſtens, ſo ſtudiert eure Klaſſiker, eure Alten! Es iſt mehr Kern in ihnen, als daß Ihr, kaum flügge geworden, ſie über die Achſel anſehen dürftet. Glaubt mir, es iſt gefährlich, den alten Proviant in Übermut über Bord zu werfen, weil wir mit Nächſtem auf einer

üppigen Inſel zu landen hoffen, die uns mit friſcher Nahrung im Überfluß verſorgen ſoll. Die Inſel iſt noch fern — Ihr treibt auf offenem Meer — und auf dem Meer kann man verhungern. Dagegen iſt alles gut — ſelbſt Schiffszwieback. — Über ein Volk, das nichts ſchreibt und lieſt als Zeitungen, droht die Barbarei einzubrechen. Ihr ſeid von einer derlei gelinden Barbarei bedroht — Ihr — noch mehr eure Kinder. Leitende Artikel, Flugblätter und Kammerreden ſind in Ewigkeit keine Literatur und führen zu keiner; eine noch ſo große Maſſe Menſchen wird niemals zu einer Nation, ohne Zuſammennehmen aller ſchönen und edlen Kräfte, deren lebensvollſte Blüte die Wiſſenſchaft iſt, die Kunſt. Es gibt keine Freiheit, wo man jede Feſſel abſtreifen will, und ſo Ihr's verſuchen wolltet, ſo würden euch bald der treue Fleiß, die edle Sitte, das Forſchen nach dem Wahren, das Streben nach dem Schönen auch nur läſtige Feſſeln dünken, weil ſie auf Maß und Ziel dringen und dem Unruhig-Schrankenloſen heitere Grenzen ſetzen.

Das Miniſterium iſt in dieſem Augenblick mit der innern und äußeren Geſtaltung des neuen Öſterreich, mit den hochwichtigſten Angelegenheiten betraut und beſchäftigt; aber gehört darunter nicht auch dasjenige, was die Menſchen überhaupt, und folglich auch die öſterreichiſchen Menſchen, erſt zu wahren Menſchen macht? Das iſt die Sorge für die Erziehung, für die

Bildung der Staatsbürger; für die Erhaltung, Belebung, Förderung des Beſten und Edelſten, was die Menſchheit beſitzt. Ich verkenne die Schwierigkeiten nicht, welche ſich den jetzigen Lenkern des öſterreichiſchen Staates von allen Seiten entgegen türmen, die Anforderungen, denen ſie zu genügen, die Widerſprüche, die ſie zu bekämpfen haben; aber auch das republikaniſche Frankreich hat mitten unter den gewaltigſten Stürmen dasjenige nicht vernachläſſigt, was einzig und allein die gärende Geſellſchaft, zwar nur allmählich, aber andauernd, zu beſchwichtigen, zu beruhigen, zu verſöhnen vermag: die Lehre, die Wiſſenſchaft, die Kunſt. Die franzöſiſche Kammer hat in der größten Finanznot die Ausgabe von Millionen nicht geſcheut, um den Volksunterricht zu beleben, zu verbeſſern; die Republik hat die wiſſenſchaftlichen Inſtitute auf das Kräftigſte unterſtützt, ſie hat den Malern und Bildhauern Arbeit und dem Vaterlande in den Erzeugniſſen ihrer Kunſt neue Denkmale der Erinnerung und Aneiferung gegeben, ihre Sorgfalt hat ſich auch auf die Theater und Konſervatorien der Muſik erſtreckt. General Cavaignac, welcher nach Unterdrückung des furchtbaren Juniaufſtandes einer Sitzung der Académie française beiwohnt, erſcheint mir faſt nicht minder groß als Zar Peter unter den Strelitzen. — Öſterreich, das reiche und lebensfriſche Öſterreich, ſchließt nach allen Richtungen volle Keime der Entwickelung in ſich, und es bedarf

vielleicht nur einiger Aneiferung, geringer Beitat von oben, um ſie zu befruchten, zu reifen und die ſchönen Kräfte, die im Lande ſchlummern oder ſich fruchtlos verzehren, nach einer Seite zu lenken, die dem Ganzen zum Vorteil und Heile dienen wird, dienen muß.

Die Gegenwart iſt Kampf und Streit, aber ſie iſt von hoffender Ahnung froh bewegt; die Zukunft wird die Erfüllung ſein und die Zukunft gehört der Jugend an. Darum vor allem ſorgt für die Jugend! Aus jungen Leuten kann man Halbgötter machen wie halbe Menſchen. Erzieht euch ſelber für die neue Zeit und bildet die Jünglinge dazu heran, deren Erbe ſie ſein wird. Die nächſten Jahre entſcheiden viel. Eine Generation, die für die kommende ſorgt, bereitet neues Leben vor, Licht, Geiſt und Kraft; die ihrer vergißt, führt dem Untergang entgegen, dem Leichtſinn, der Rohheit, der Barbarei.

5. Qu'est-ce que le quatrième état?

In der guten alten Zeit waren in der guten alten Wiener Zeitung bisweilen gar wunderliche Dinge zu leſen. Aber auch heutzutage iſt ſie genötigt, ſo manches aufzunehmen, wovon ſich die Philoſophie nichts träumen läßt — z. B. den Inhalt der Sitzungen des Gemeinderates. Laut eines derlei Sitzungsreferates vom 10. Januar d. J. hatten die niederöſterreichiſchen Stände eine Deputation an den Kaiſer beſchloſſen, um

ihm ihre Glückwünsche zur Thronbesteigung darzubringen; zugleich hatten sie die Wiener Bürger eingeladen, sich bei dieser Deputation, als dem vierten Stande angehörig, zu beteiligen. Hierüber entspann sich, wie der Referent versichert, „eine interessante Debatte, in welcher von mehreren Rednern gründlich (!) nachgewiesen wird, daß Stände, zwar regeneriert, aber doch fortbestehen werden, folglich der Bürgerstand der Stadt Wien einen Fehlgriff täte, wenn er die Einladung nicht annehmen und so faktisch das Recht aufgeben würde, den niederösterreichischen Landständen anzugehören". Hiernach wurde auf den Antrag eines der Herren beschlossen, die Einladung anzunehmen.

Die Bürger Wiens haben sonach ihr Recht „faktisch" behauptet, als „vierter Stand" den niederösterreichischen Landständen anzugehören. Als vierter Stand! Die Geschmäcke sind verschieden. Ich meines Teils möchte Alles lieber sein, als ein niederösterreichischer Landstand — und wär's ein dritter, ein zweiter, ein erster — geschweige ein vierter! Nach dem März v. J. dachte kein Mensch mehr an die niederösterreichischen Stände — man wußte gar nicht, daß sie noch auf der Welt waren. Während die Landtage anderer Provinzen sich regten und rührten und ihre damals noch problematische Wiedergeburt dadurch vorbereiteten, daß sie den Forderungen der neuen Zeit „gerecht" zu werden suchten, hatten die niederösterreichischen Herren

Landſtände es vorgezogen, das Staatsſchiff den politiſchen Stürmen zu überlaſſen, dafür den weit angenehmeren Landaufenthalt zu wählen und auf ihren Schlöſſern und Burgen cum otio et dignitate in echt freiherrlicher und ritterlicher Heiterkeit zu hauſen, inſoweit dies ihr Schmerz über den drohenden Verluſt ihrer Urbarialrechte, Roboten und Zehenden zuließ. Das große Landhaus war wie ausgeſtorben, nur die Beamten waren zurückgeblieben, in banger Erwartung ihres Schickſals und ihrer Penſion. Die herrlich verzierten Säle, in welchen zur altliberalen Zeit die tönenden Reden der Vaterlandserretter und -befreier in spe erſchallten, hatte man längſt dem Sicherheitsausſchuß, dem Gemeinderat, den Wahlmännerverſammlungen überlaſſen und ſie nicht wieder betreten wollen, vermutlich um die bittere Erinnerung an die Entheiligung der feudalen Prachthallen durch die darin im März aufgenommene improviſierte Studentendeputation bei einem abermaligen Anblick dieſes zum Golgatha gewordenen althiſtoriſchen Herrenſitzes nicht ſchmerzlich-fruchtlos zu erneuern. — Verdenkt Ihr den niederöſterreichiſchen Ständen ihren Schmerz? Ich nicht. Sie hatten ſonſt ſprechen dürfen, allein ſprechen — in jedem Sinne — es achtete freilich niemand darauf, aber gleich viel! Wenn der Menſch nur ſprechen darf, ſich ausſprechen, ſchelten, drohen, ſei's auch vergeblich — es hilft, es erleichtert. Stumm ſein iſt gräßlich! Aber plötzlich ſprach alle Welt und

nur die niederösterreichischen Stände mußten schweigen. Mußten? Nein. Aber sie schwiegen. Die Bedeutenderen aus ihnen hatten ihre Stellung begriffen — nämlich, daß sie keine mehr hatten. Sie suchten sich daher eine neue, und da sie Geist und Talente besaßen, verließen sie den alten ständischen Pferch ohne vielen Kummer, schlossen sich der neuen Sache an und wurden Volksmänner, Minister und Deputierte.

Allein die übrigen Prälaten, Grafen, Herren und Ritter schlichen sich stumm zur Seite und wehklagten und jammerten wie die trauernden Juden. Und worüber klagten und jammerten sie denn? Über das, worüber die ganze übrige Welt frohlockte: über den Verlust ihrer Privilegien. Und was waren denn das für kostbare Privilegien, deren Verlust einen solchen Kummer rechtfertigte? Daß sie in Uniform auffahren, zusammensitzen, ihre häuslichen Angelegenheiten beraten, die Postulate anhören und die Steuern bewilligen durften. Wohl verstanden: bloß bewilligen — denn ihre etwaigen Anträge und Vorstellungen dagegen haben in einem halben Jahrhundert zu keinem Resultate, nicht einmal zu einer erledigenden Antwort geführt. — Ich gebe zu, daß die Herrschaft etwas unendlich Lockendes und Reizendes hat; aber der bloße Schein der Herrschaft, der Schimmer eines Scheines — nichts weiter! Und darum niederösterreichischer Landstand! und darum jammern und wehklagen! Ich kann's nicht fassen, nicht

begreifen. Wer nicht geradezu auf den Kopf gefallen iſt, der kann und wird in einem konſtitutionellen Staate bei gehöriger Tätigkeit bald zehnmal mehr Anſehen und Macht gewinnen als die geſamten niederöſterreichiſchen Landſtände im alten Regimente auch nur den Anſchein davon hatten oder haben konnten. Wer aber auf den Kopf gefallen iſt, der ſoll weder Landſtand ſein, noch Deputierter, noch konſtitutioneller oder auch abſoluter Miniſter. Der Verluſt eines Privilegiums, beſonders eines privilegium onerosum wie das der Steuerbewilligung, iſt alſo ſo wenig ein Verluſt als der Verluſt der roten Uniform! Freilich, kleine Seelen hängen an Privilegien und an roten Uniformen! Aber ein Landſtand, ein Vertreter des Landes muß eine große Seele haben — eine Seele überhaupt.

Ich komme auf den vierten Stand. Was iſt das für ein Ding? Qu'est-ce que c'est que le quatrième état? — Das ſind die Bürger und Bauern, vertreten durch Bürgermeiſter und Syndikus, welche zur guten alten Zeit der guten alten Wiener Zeitung auf dem Poſtulaten-Landtage in ſchwarzen Mäntelchen erſcheinen durften und vor der Türe des Sitzungsſaales warten mußten. Später wurden ſie herein gelaſſen, um die Poſtulate ſtehenden Fußes anzuhören und kein Wort dazu zu ſagen. Dann gingen ſie wieder nach Hauſe. Sie hatten weder Sitz noch Stimme —

das macht, sie waren noch immer in der Strafe, weil sie vor ein paar hundert Jahren einmal rebelliert haben sollen. Doch ich vergesse! Der Landmarschall hatte noch im vorigen Jahr (vor dem März) durchgesetzt, daß die Bürgermeister und Syndici sich niedersetzen und sogar sprechen durften, wenn ihnen etwas Gescheites einfiel — damals fiel ihnen aber nichts ein.

Und das sind nun die kostbaren Rechte, welche die Bürger Wiens, nach dem Antrage des Herrn im Gemeinderat „faktisch" behauptet und sich dadurch zweifelsohne das unschätzbare Glück errungen haben, in die n. ö. Stände als vierter Stand wieder eingeschmuggelt zu werden. Die „interessante Debatte" des Gemeinderates versichert freilich auch, die n. ö. Stände dürften regeneriert werden. Das meine ich nun nicht. Wo nichts ist, da hat der Kaiser das Recht verloren. Die alten Feudalstände sind tot und begraben und ein Toter kann sich nicht regenerieren, kann auch nicht wieder auferstehen als am jüngsten Tage. Es sei denn, die alten Stände wären nur scheintot, wie mancher besorgt, weil sie sich jetzt wieder bewegen — ich glaube aber, sie zucken bloß galvanisch. Die Wiener Bürgerschaft hatte folglich gar keinen Grund, ihr Recht zu vindizieren, den unorganischen Bestandteil eines aus- und abgelebten Leichnams ausmachen zu dürfen. Sollte aber der österreichische Reichstag, wie das zu erwarten steht, Provinziallandtage beschließen, so werden die

Wiener Bürger ohnehin nicht davon ausgeſchloſſen bleiben, es ſei als Wähler oder Gewählte. Dann kommt auch die Zeit, wo die n. ö. Stände überhaupt, deren früherer Organismus gegenwärtig geſtört iſt, den friſchen, fetten Humus abgeben werden, aus welchem ſich neue organiſche Gebilde erzeugen ſollen; dann mögen ſie das Feſt ihrer Auferſtehung feiern und das Vaterland durch ihre neubeſeelten glänzenden Leiber und Geſtalten überraſchen und entzücken, wenngleich keine roten Uniformen und keine ſchwarzen Mäntelchen daran hängen ſollten!

6. Der Heiland.

Ein Königreich für einen großen Mann! Was ſag' ich? Ein Kaiſertum — das ſchönſte der Welt — Öſterreich mit Deutſchland, ja halb Europa für einen großen Mann, für einen „Napoleon des Friedens", wie ſich Louis Philippe damals ſo gerne nennen hörte. Beinahe hätte er ſich unter dieſem herrlichen Beinamen in die Geſchichte eingeſchwärzt! Louis Philippe hat aber den Frieden nicht erhalten, er hat bloß den Krieg aufgeſchoben.

Auch Metternich war eine Art Louis Philippe — moins le roi. Er verſchob gerne. Der Staatskanzler hatte die längſt abgelaufenen peremtoriſchen Friſten der alten Monarchie ſolange erſtrecken laſſen, daß der Präkluſivbeſcheid inzwiſchen bereits erfolgt war und in

den Märztagen, dieſen beſcheidenen und ſanften Exekutoren der Weltgeſchichte, ſeine unabänderliche Vollziehung fand. Irgendjemand ſagte mir damals: „Es iſt nicht geſcheit von den Wienern, daß ſie den Metternich fortlaſſen. Wenn etwas neues werden ſoll, wer ſoll's denn ausführen?" — Ich lachte über das naive Wort — es war aber nicht ganz dumm. Wir brauchten damals allerdings den Mann, der uns ins rechte politiſche Geleiſe brächte — aber ins konſtitutionelle. Wir brauchten den Miniſter, den Staatsmann, den Staatskünſtler — nur moins le Metternich. Wir harren noch immer auf den bedeutenden Mann, auf den wahren Mann der neuen Zeit.

Nun behauptet man freilich dagegen, daß jetzt die Maſſen ſich bewegen und daß ein einzelner, und wär's der Größte, nichts vermöge. Weit gefehlt! Solange die Welt ſteht, haben Maſſen ſich bewegt und haben einzelne über die Maſſen alles vermocht. Ich will etwa die Völkerwanderungen ausnehmen, dieſen naturhiſtoriſchen Prozeß — und der erzeugte ſich ſeinen Attila, ſeinen Genſerich, ſeinen Odoaker. Der Geiſt, dieſes geheimnisvolle Etwas, bewegt die Welt — wer ſagt uns, wie der Geiſt, ein neuer Geiſt in die Maſſen kommt? Jedenfalls durch die ausgezeichneten einzelnen, deren jeder folgende auf die Schultern ſeines Vorgängers tritt. Alles, was geſchieht, geſchieht durch einzelne. Es gibt keine große Zeit ohne große Männer.

Der Mann mag Moſes heißen oder Alexander, Perikles oder Julius Cäſar, Lorenzo von Medici oder Ludwig XIV. oder Napoleon — immer iſt es ein einzelner, welcher der Zeit ſeinen Stempel aufdrückt, wie ſie ihm den ihrigen. Es ſind die Flügelmänner der Menſchheit. Eine Zeit fühlt ſich nicht befriedigt, ſolange ſie nicht in einem großen Menſchen ihren vollen Ausdruck findet. Daher vielleicht zum Teil die Unruhe, die uns jetzt durcheinander rüttelt. Die Maſſen bewegen ſich aus einem dunklen Triebe — kleine Leute führen ſie an, ebenſo winzige ſtehen dieſen gegenüber — man macht Vor- und Rückſchritte ohne Zweck, ohne Ziel: man verhandelt, hält ein, wartet ab und ſteht nach fruchtloſen Kämpfen etwa wieder am Ausgangspunkte. Es iſt wie ein chemiſcher Prozeß. Verſchiedene Elemente haben ſich aufgelöſt, der Moment der Sättigung iſt nahe, allein es fehlt noch das Vermittelnde, durch deſſen Hinzutritt der neu zu bildende Körper ſogleich in feſte herrliche Kriſtalle aufſchießen würde. Die Völkerwanderung der Profeſſoren in Frankfurt hat dieſen Vermittler bisher noch nicht finden können — ſo ſitzen ſie denn in einen flüſſigen Brei aufgelöſt zuſammen und harren vergeblich ihrer Kriſtalliſierung. Drum einen großen Mann! Und noch einmal und wieder: Einen großen Mann! Wir haben lange keinen gehabt. Die Welt ſehnt ſich nach ihm und ſie wird nicht fertig werden, bevor er da iſt. Und aus Öſter-

reich muß er kommen! Denn in Öſterreich entſcheiden ſich die nächſten Geſchicke der Welt, und Öſterreich iſt noch friſch und jung und ſeine Zeugungskraft noch mächtig — auch hat es bisher noch keinen recht großen Mann hervorgebracht. Gern' möcht' ich ihn euch verkündigen — aber ich ſehe keine Zeichen und Wunder, wie ſie ihm vorausgehen ſollen. Sollt' ich ihn aber erleben, und wär's im ſpäten Greiſenalter, ſo will ich mich freuen und jubeln und ausrufen wie der fromme Simeon: „Herr, nun laß deinen Knecht in Frieden fahren, denn meine Augen haben den Erlöſer, den Meſſias — ſie haben den öſterreichiſch-deutſchen Heiland geſehen!"

7. Optiſche Täuſchungen.

Kaum war das Volk frei geworden, ſo erblickte es nichts als eine unendliche Perſpektive von Wohlſein, Glück, Freude, Frieden und Bequemlichkeit. Eine lockende Fata Morgana zauberte den blöden Augen ein neu eröffnetes, lachendes Schlaraffenland vor. Niemand dachte daran, daß man jetzt doppelt, ja dreifach arbeiten müſſe wie früher — niemand, als etwa die Miniſter, die im Schweiße ihres Angeſichts frohnten wie die Laſttiere, ohne es irgendeinem recht zu machen. Zwar die erſte Zeit ging's prächtig. Neue Beſen kehren gut und ein neuer Rock kleidet gut. Die guten Leute hatten zwar nichts weniger als einen neuen

Rock, aber ſie hingen ſich die funkelnagelneue Preß-freiheit und die Konſtitution in spe in die alten Knopf-löcher und ſtolzierten überſelig damit herum. „Es wird ſchon kommen!“ meinten ſie. „Die andern werden's ſchon machen!“ Was aber eigentlich kommen und wo die „andern“ herkommen ſollten, die es „ſchon machen“ würden, davon wußte niemand zu ſagen.

Inzwiſchen kehrten die neuen Beſen, die Miniſter, ganz vortrefflich. Das Volk war unendlich ſtolz darauf, „Verantwortliche“ zu beſitzen und beſuchte ſie alle Tage. Vom Antichambrieren war keine Rede mehr. Jeder lief zu und ab, wie er mochte, fragte, klagte, riet, verbeſſerte nach Herzensluſt. Und der gute Miniſter mußte Stich halten — mußte bonne mine à mauvais jeu machen — ſonſt war's um ſeine Popularität ge-ſchehen. Und was iſt ein konſtitutioneller Miniſter, wenn er nicht populär iſt! Da hilft ihm nichts, als wieder ein abſoluter zu werden. Unſer freier Bürger fragte aber den Henker darnach, ob ſein annoch kon-ſtitutioneller Miniſter erſt nach Mitternacht an ſeine eigentlichen Geſchäfte kam und ſich gegen Morgen kaum ein paar Stunden unruhigen Schlummers gönnen durfte. Hatte der „Garde“ (ſo unterſchrieb er ſich immer) doch längſt im Wirtshauſe mit ſeinen gleichgeſinnten Freunden zuſammen geſeſſen, gemeinſchaftlich mit ihnen die künf-tige Verfaſſung beraten, über die Ruſſen geſchimpft, über die ariſtokratiſchen Engländer und die demo-

kratiſche Freiheit hoch leben laſſen. Dann legte er ſich aufs Ohr und ſchlief wie ein Probſt und träumte von nichts als von lauter Fahnenweihen, Verbrüderungsfeſten und von vermehrtem Geſchäftsbetrieb — nur wenn er dickes Blut hatte, grinſte ihm bisweilen ein ſcheußlicher Koſak entgegen oder ein hagerer Reaktionär.

Man ſteht nicht immer auf, wie man ſich niederlegte, und die Welt hat heute plötzlich ein anderes Geſicht als geſtern. „Was iſt's nur mit unſern Miniſtern? Sie tun nichts. Mein Laden, der ſonſt von Käufern nie leer wurde, iſt jetzt wie ausgeſtorben. Das kommt von der Reaktion. Kein Zweifel, die Miniſter verraten uns — ja darum iſt mir auch heut Nacht im Traum der Koſak erſchienen!"

Und der arme Miniſter, der geſtern noch ein Halbgott war, wird nun plötzlich geſchmäht, verſchmäht, verfolgt. Aber ſeine Schuld! Warum iſt er verantwortlich! Sich ſelber hält niemand mehr für verantwortlich, weder für ſein ſinkendes Geſchäft, noch für ſeine geſteigerten Ausgaben oder für ſeine Schulden — nur den Miniſter, nur das Miniſterium! Das ſoll regieren, aber ja nicht zu viel, ſoll Arbeit ſchaffen, ſoll den Handel heben, die Induſtrie, ſoll die ſchweren Steuern abſchaffen, dabei immer vollauf Geld haben — Täuſchung, optiſche Täuſchung!

Neue Beſen kehren gut. Auch neue Deputierte. Himmel! was iſt das für ein trefflicher Volksmann!

Er wird uns von allen Laſten befreien, von allen Abgaben — die Bauern, die Bürger, Jedermann! Hoch der Biedermann und Patriot! Juchhe, Hurrah und Fackelzug! Wenige Wochen gehen ins Land und der Biedermann hat bereits eine Mißtrauensadreſſe erhalten, die er ebenſowenig verdiente, wie früher den Fackelzug. Aber was hat ſich denn geändert? Nichts. Die guten Leutchen hatten ihren Deputierten früher von der Vogelperſpektive betrachtet; auf der fernen Rednerbühne, vom hohen Balkon des Hauſes in phantaſtiſcher Fackelbeleuchtung war er ihnen wie ein Magier erſchienen, wie ein wunderbarer Zauberer — jetzt ſtehen ſie ihm am nüchternen hellen Tage Angeſicht von Angeſicht gegenüber und finden, daß er eben ein Menſch iſt, wie andere auch — aber das nehmen ſie ihm übel! Sie hatten ſich einen Halbgott erwartet, einen Herkules, welcher den Augiasſtall in einem Tage zu reinigen imſtande wäre. Täuſchung, optiſche Täuſchung!

Neue Deputierte kehren gut. Neue Journaliſten auch. Das radikale Blatt iſt unſer Evangelium. Jetzt wiſſen wir doch, wie erbärmlich es bisher zuging, wie alles anders werden muß, und wie wir es anzuſtellen haben. Wir leſen täglich unſer Journal und machen von Zeit zu Zeit eine Sturmpetition. Nichts leichter als das! Aber alles in der Welt nutzt ſich ab — auch die Sturmpetitionen. Wir ſind am Ende friedliche Bürger, wollen Arbeit finden, Arbeit geben; bewaffnete Müßig-

gänger zu ernähren, will uns auf die Länge nicht taugen — befreit uns von ihnen, die Kerls zehren uns auf! Und wer trägt die Schuld von all dem Unheil? Die verfluchten Journaliſten, die uns das verkehrte Zeug in den Kopf geſetzt. Jagt ſie davon, ſchlagt ſie tot! — Geſagt, geſchehen. Aber die guten Bürger irren abermals. Die Journaliſten ſchrieben nur, was man damals gern leſen mochte; jetzt ſchreiben andere anders — und um kein Haar beſſer — eh' ſchlechter. Ihr laſet damals in der Morgenröte, jetzt in der Abenddämmerung — das iſt der Unterſchied. Täuſchung, optiſche Täuſchung!

Ich fürchte ſehr, die lieben Leute täuſchen ſich in dem Augenblick, während ich dies ſchreibe, aufs neue. Ich will nicht ſagen in wem. Man kann an den Gemeinderat denken, an die Handelskammer, oder an die Nationalbank, oder — — an was man will. Das Schlimmſte bleibt immer, wenn man ſich an ſich ſelber täuſcht. So mancher hält ſich für dick und er iſt nur geſchwollen. In Zeiten einer großen Bewegung überſchätzt ſich faſt ein jeder; allein ſo große Stücke er auch auf ſich ſelber hält, ſo erwartet er ſich das eigentliche Heil doch im Stillen von ſeinem Nachbar — und ſo einer vom andern. Dabei glaubt man an Wunder; daß die Ströme aufwärts rinnen, daß der Dornſtrauch Feigen tragen werde. Ihr lacht? — Aber wo iſt euer neuer Rock? Wo iſt nur die Preßfreiheit im alten

Knopfloch? „Es wird ſchon kommen! Die andern werden's ſchon machen!“ — Ich glaube nicht, daß es die „andern“ machen — und Ihr auch nicht. Wer auf dem Meere ſegelt, ſieht die blühende Inſel nah — aber er erreicht ſie erſt nach vielen Gefahren und Stürmen, und wenn er ſie erreicht hat, iſt's ein wildes Eiland, welchem er die ſüße Frucht mit harter, ſchwerer Arbeit abgewinnen muß. Er hatte gehofft, nur zulangen zu dürfen — es war Täuſchung, optiſche Täuſchung!

8. Palingenelien.

Nach den Philoſophen des Altertums iſt die Natur aus einem Chaos entſtanden, um dahin zurückzukehren, aber ſich neu und vollkommen aus demſelben wieder zu erzeugen und zwar im ganzen wie im einzelnen. Die Fourieriſten ſtellen eine ähnliche Hypotheſe auf. Nach Fourier iſt unſere ſchöne Erde noch weit davon, die ungeheure Ausbildung erreicht zu haben, deren ſie fähig iſt. Sie befindet ſich eben jetzt in dem Anfang einer großen Verwandlungsperiode, die eine Kleinigkeit von 35.000 Jahren währen ſoll und nach deren letzter Entwickelung denn endlich der Sprung aus dem Chaos in die „Harmonie“ erfolgen wird. Das iſt dann die Zeit, wo in Sibirien Orangen blühen, wo das Meerwaſſer nicht mehr ſalzig, ſondern ungefähr wie liebliche Limonade ſchmecken wird. Es iſt ſehr begreiflich, daß Haifiſche und Krokodile, welche in Limonade

ſchwimmen, viel von ihrem bösartigen Charakter verlieren und ſich nicht länger damit befaſſen werden, Menſchen und Propheten und ganze Schiffsladungen zu verſchlucken. Fourier hat dies auch eingeſehen und dieſen gewaltigen Beſtien, den Extyrannen der Meere, da ſie doch nicht müßig ſein können, das nützliche und für ihre Kraft durchaus nicht läſtige Geſchäft angewieſen, den Menſchen die Schiffe durch die friedlichen Gewäſſer zu ziehen. Überhaupt werden aus allen früheren „mißlungenen Schöpfungen", wie der Wolf, der Löwe, der Tiger uſw. bei einem genaueren Eindringen in das Syſtem der Natur lauter nützliche „Gegengebilde" (contre-moules) entſtehen, ſo ſtatt des Wolfes ein größerer Hund, ein „Überhund" (hyperchien), der über Abgründe ſpringen wird, trotz Gemſen und Steinböcken, und zugleich ein höchſt friedliches und liebenswürdiges Haustier abgeben. So werden wir ſtatt der Fiſchotter, die uns die Teiche verwüſtet, vielleicht ſchon in wenig Jahren einen „Überbiber" (hypercastor) bekommen, der uns Fiſche fangen hilft. Längere Zeit dürfte die Schöpfung des Antilöwen währen, unſeres künftigen Reitpferdes. So ein Antilöwe wird dreimal größer und ſtärker ſein, als ein dermaliger gemeiner van Akenſcher Löwe, und auf ihm wird ein Reiter, der am Morgen von Calais oder Brüſſel auszieht, ſein Frühſtück in Paris einnimmt, ſeinen Mittag in Lyon und ſeinen Abend in Marſeille zubringt, von

dieſer Tagereiſe weit minder angegriffen ſein, als Goethe in ſeinem berühmten, bequemen Schlafwagen, in welchem er die Belagerung von Mainz mitmachte. —

Ich bezweifle nicht, ungleich ſo vielen, Fouriers kosmogoniſche Spekulationen. Bieten ſich mir doch in der politiſchen Welt ähnliche Palingeneſien und plötzlich entſtandene Schöpfungen von „Gegengebildern“ dar! Es fehlt uns durchaus nicht an politiſchen „Überhunden“ und „Antilöwen“. Es gibt auch „Übergemeinderäte“ und „Antiminiſter“.

Ich ſelbſt zähle unter meinen Bekannten verſchiedene „Hyperdeputierte“. Welche merkwürdigen „Gegengebilde“ hat nur die Journaliſtik binnen kurzem zutage gefördert! So iſt ein blutroter „Demokrat“ urplötzlich zu einem harmloſen „Wanderer“ geworden; eine furchtbare „Gottesgeißel“ hat ſich geradezu in ein unſchuldiges „Freies Öſterreich“ verkehrt. Es gab einen Publiziſten — einen wahren literariſchen Proteus — der aus einem Republikaner und Anarchiſten in einen monarchiſchen Föderativiſten mit ziemlich ſtarker deutſcher Färbung und aus dieſem ſchnurſtracks in einen fertigen ſtarken „Hyperöſterreicher“ überging. Die Verwandlung ging raſch vor ſich, daß man kaum mit den Augen folgen konnte; auch mußte man das „Gegengebilde“ ganz genau betrachten, denn im erſten Augenblick war man faſt verführt, es für einen ſtarken „Hyperſlaven“ zu halten.

Ein anderer hatte sich schon lange vor den Märztagen umgewandelt und demjenigen gedient, was man damals die „gute Sache“ nannte. Jetzt, nach der großen Staatspalingenesie, welche gewisse Subventionen einzog, möchte er wieder dienen, und zwar der „über-guten Sache“, vermutlich gegen eine „Hypersubvention“.

Allein wer möchte sich wundern, daß Journalisten und gefeierte Schriftsteller sich verändern, deren leicht bewegliches Innere ihrer poetischen Natur nach in einer beständigen Metamorphose begriffen ist! Haben doch ganz gewöhnliche und prosaische Alltagsmenschen vom März bis November alle möglichen Gestalten angenommen! Wie mancher bureaukratische Haifisch, als er in die süße konstitutionelle Limonade geriet, ward plötzlich zugänglich und sanft und verschluckte seine „Überpraktikanten“ gar nicht mehr! Er half ihnen nicht nur die Schiffe voll Akten ziehen, sondern er zog ganz allein, während sie als wahre „Beamtengegengebilde“, in Nationalgardeuniform auf die Wache zogen und das „Deutsche Vaterland“ oder den „Ledernen Herrn Papa“ sangen. Freilich hat die Verwandlung dieser „mißlungenen Beamtenschöpfungen“ nicht lange angehalten; der Haifisch weist jetzt nach wie vor seine bureaukratischen Zähne und die deutschen Überpraktikanten sind wieder die alten österreichischen Praktikanten geworden. So haben auch die früher eingeschüchterten Börsewölfe ihre alte vielprozentige Gestalt wieder an-

genommen und ſind nichts weniger als gebeſſerte „hyperchiens". Nur die jetzigen „Antilöwen", die Miniſter, erſcheinen wirklich größer und ſtärker als ihre van Akenſchen Vorgänger, die wohl durch die vielen „Hyperinterpellationen", welche ſie aus dem Stegreife beantworten mußten, ihre ganze Löwenkraft eingebüßt haben mochten.

Wie ſollen wir uns aber erſt über die allerletzte und gewaltigſte Palingeneſie genugſam verwundern, über die Umwandlung des Wiener Reichstags in ſeine „contre-moule", in den Überreichstag in Kremſier? Er verfaßt dort die ſchönſten Hypergrundrechte, welche man in Wien und Olmütz mit den ſchlagendſten „Gegengebilden" beantwortet. Wahrlich, ich fürchte nicht nur, ſondern ich hoffe auch, wir langen mit Nächſtem wieder beim Chaos an, aus welchem dann der Sprung in die „Harmonie" endlich erfolgen wird, wenn auch erſt nach einer Kleinigkeit von 35.000 Jahren.

Jetzt lacht über Fourier und ſeine Palingeneſien, ſoviel Ihr wollt! Ich meinesteils glaube mit Feſtigkeit an die Antilöwen und Antihaifiſche, an das Meer von Limonade und an die Orangen in Sibirien — ja die letzteren ſind eigentlich jetzt mein einziger und letzter Troſt.

9. Hinter der Minorität ſteht das Volk.

Nicht leicht iſt ein an ſich wahrer Satz, wie der obige, in ſo verſchiedenem Sinne ausgedeutet worden.

Der Radikalismus hat ihn eigentlich erfunden, wenigſtens ihn zuerſt in dieſer Faſſung ausgeſprochen; das hindert aber nicht, daß ſein Inhalt ſo alt ſei, wie der Staat, wie die Welt. Wenn der patriarchaliſche Staat, wenn der Abſolutismus Geſetze gab, Steuern ausſchrieb, Rekruten aushob, ſo hatte er immer das Volkswohl im Auge oder doch im Munde; wagte es nun einmal irgendein kühner Marquis Poſa, dem Abſolutismus entgegen zu treten und ihm zu verſichern, daß das Volk über dieſe und jene ſeiner Maßregeln oder über alle miteinander murre, ſo bekam er zur Antwort: „Sie irren mein Beſter! Das Volk iſt zufrieden — was Sie murren hören, das ſind nur einige wenige Mißvergnügte, denen ich das Handwerk ſchon legen will.“

Moderner Marquis Poſa: Aber dieſe einigen wenigen ſind von Bedeutung: Hinter der Minorität ſteht das Volk.

Der Abſolute: Ganz gewiß! Hinter mir. Ich bin die wahre Minorität.

Man ſieht, wie man zur Zeit des Abſolutismus mit den Worten ſpielte — und mit dem Volke.

Als die Menſchen der Tyrannei eines einzigen endlich überdrüſſig wurden, da erfanden ſie den Konſtitutionalismus oder die Tyrannei der mehreren. Jede Repräſentativverfaſſung beruht auf der poetiſchen Fiktion, daß ſich die Wahrheit als ſolche durch Abſtim-

mung herausbringen lasse, und zwar in jedem beliebigen Moment, wann und wo immer die Volksvertreter beisammen sitzen. Die moderne Welt ist von der Untrüglichkeit dieser Fiktion so vollkommen überzeugt, daß sie sie selbst auf das Höchste und Heiligste im Leben angewendet wissen will — auf die Religion. So hab' ich vor einigen Jahren in der Synagoge zu Frankfurt einer Abstimmung über den Messias beigewohnt. Es ward die Frage aufgeworfen, ob der Heiland, der da kommen soll, als eine Idee, ob er historisch oder gar politisch aufzufassen sei. Der politische Messias erhielt damals gar keine Stimme — was hätte ihm aber auch an dem Sitze des Bundestages die glänzendste Majorität geholfen? Über den historischen Heiland wurde lebhaft gestritten, zuletzt trugen die Idealisten den Sieg davon. Mit einer Mehrheit von etwa einem Dutzend Stimmen wurde die Messiasidee angenommen und die orthodoxen Juden blieben mit ihrem zukünftigen historischen Messias in der Minorität — ich weiß nicht, ob das gesamte jüdische Volk etwa dahinter steht.

Es kommt übrigens sehr viel darauf an, wer abstimmt und wo abgestimmt wird und unter welchen Verhältnissen. Ich wette meinen Kopf, wenn ich einer Versammlung roher, unwissender und ungebildeter Menschen Stücke von Shakespeare und Kotzebue vorlege und sie abstimmen lasse, welcher von beiden der bessere dramatische Dichter sei — daß der leicht faß-

liche Kotzebue ohne allen Zweifel mit einer impoſanten Majorität aus der Urne hervorgehen wird. Iſt Shakeſpeare darum wirklich ein ſchlechterer Dichter? Nein! Sowenig als der Meſſias durch Ballotierung geradezu aus der jüdiſchen Welt hinwegdekretiert wird. Hinter der Minorität ſteht das Volk — ſteht bisweilen Shakeſpeare und der Welterlöſer.

„Hinter der Minorität ſteht das Volk" — ſo riefen die Barrikadenmänner in Frankfurt und täuſchten ſich vermutlich — wenigſtens hat ſich „das Volk" nicht ſehen laſſen. „Hinter der Minorität ſteht das Volk" — ſo rufen die Miniſter, wenn ſie in der Kammer in einer Hauptfrage keine Majorität zuſammenbringen können, und täuſchen ſich vielleicht gleichfalls. „Hinter mir ſteht das Volk" ſagte der Abſolutismus und täuſchte ſich nicht minder. Ein jeder will die Majorität für ſich gewinnen, und wenn's ihm nicht gelingt, beruft er ſich auf die Minorität. Wo will das hinaus? Wo iſt da die Wahrheit? Wie kann man zu ihr gelangen? Über Ideen läßt ſich nicht abſtimmen, wohl aber über praktiſche Dinge. Wollt Ihr wirklich Geſetze, Rechte und Pflichten, bürgerliche Verhältniſſe und Einrichtungen durch Abſtimmung einführen und feſtſtellen, ſo haltet euch an die Majorität. Ein Miniſterium, welches ſich ihrer nicht erfreut, muß abtreten — die Oppoſition, welche eine Niederlage erleidet, abwarten. Beruft ſich aber eine jede Partei auf die Minorität und auf das

Volk, welches dahinter ſtehen ſoll, ſo haltet Ihr damit den Schlund der Revolution beſtändig offen. Und die Revolution iſt die Verzweiflung! Ein tüchtiges Volk ſoll aber nicht in einem fort verzweifeln. — Soviel ich's begreife, ſind das einzige Mittel, eine vernünftige Majorität zu erzielen, gute Reichstagswahlen. Wenn lauter ehrliche, verſtändige und erfahrene Männer, oder doch ihrer eine überwiegende Mehrzahl, in der Kammer ſitzen, ſo wird das Volk bald nicht mehr hinter der Minorität, ſondern hinter der Majorität des Reichstages ſtehen und aus einer ſolchen Kammer wird dann auch ein wahres volkstümliches Miniſterium hervorgehen, hervorgehen müſſen. Das kann und wird aber erſt geſchehen bei längerer und ſorgfältigerer Übung der parlamentariſchen Debatte, bei größerer Aus- und Durchbildung des geſamten Volkes und ſeiner Vertreter. Vorderhand möchte ich einer jeden Partei Mäßigung ans Herz legen und Nachſicht mit den Schwächen der andern. Deſſen bedarf auch eine jede. Unſere Miniſter ſind noch lange keine Pitt's oder Peel's, unſere Deputierten keine Burke's oder O'Connell's, und unſer Volk muß erſt dahin kommen, eins zu werden. Darum achtet vorläufig die Majorität, wenn ſie auch je zuweilen etwas minder Vernünftiges beſchließen ſollte — ein Fehler iſt bald wieder gut gemacht, eine Gewalttat nicht ſo leicht. Hinter der Minorität ſteht häufig die Vernunft und die Wahrheit — aber es iſt nicht zu beſorgen, daß

ſie beſtändig überſtimmt werde. Sokrates mußte freilich den Schierlingsbecher trinken, den ihm eine „impoſante Majorität“ darreichte, aber die Welt lernt ſchon über zwei Jahrtauſende von ihm.

Drum friſch und kühn, bevor's zu ſpät!
Auch muß ſich Herz und Geiſt verbinden,
Denn hinter der Minorität
Iſt doch zuletzt das Volk zu finden.

10. Die Gutgeſinnten.

Wir haben jetzt nichts als lauter „Gutgeſinnte“. Das iſt ſehr gut. Ein Gutgeſinnter! Was kann einer Größeres ſein? Es iſt das höchſte Ehrenwort im Staate. Weit mehr als Exzellenz oder ſonſt ein byzantiniſcher Titel! Ariſtides war keine Exzellenz, er war aber ein Gutgeſinnter. Sokrates, Demoſthenes auch. Freilich wurde der erſte für ſeine gute Geſinnung verbannt, der zweite genötigt, Gift zu trinken, der dritte trank es freiwillig. Es iſt ſchön von unſern Gutgeſinnten, daß ſie ſich durch das üble Ende ihrer Vorgänger nicht abſchrecken laſſen, zu bleiben, was ſie ſind — Gutgeſinnte. Sie retten damit den Staat. Ein gutgeſinnter Miniſter kann Heil über das ganze Land verbreiten, ein gutgeſinnter Deputierter auch. Ein gutgeſinnter Gemeinderat oder Vertrauensmann wirkt in einem kleineren Kreiſe — ſo herunter bis zum gutgeſinnten Wahlmann und Urwähler. Nur muß man ſich in irgend einer Weiſe

beteiligen. Ein bloß gutgeſinnter — Gutgeſinnter iſt gar zu wenig. Aber unſere Gutgeſinnten waren allerdings etwas. Sie waren Garden. Nur wenn's „zu etwas kam", ſchickten ſie Stellvertreter. Das iſt vernünftig, auch patriotiſch; man muß ſich aufſparen. Sie ſparten ſich auch auf bis nach dem 18. Mai, wo ſie zum letztenmal mit Säbel und Tſchako nach der Nationalbank liefen, um — Geldſäcke heraus zu tragen. Seitdem ſparen ſie die klingenden Zwanziger auf und behelfen ſich mit Papierſchnitzeln. Späterhin ließen ſie ſich in den konſtitutionell-monarchiſchen Verein einſchreiben und trugen ſchwarz-gelbe Bänder. Am 26. Mai liefen ſie freilich davon — dafür aber auch am 6. Oktober. Im November kamen ſie wieder zurück, ſchrieben Dankadreſſen, ſteckten weiße Fahnen aus und wedelten damit, was eine ihrer Lieblingsbeſchäftigungen iſt. Und ſie wedeln jedem zu, der juſt am Brett iſt: Student oder Soldat, Deutſcher oder Kroate — das gilt ihnen gleich. Man ſieht, die Gutgeſinnten waren äußerſt tätig. Und es iſt gar nicht wahr, daß ſie Feinde der Freiheit ſind! Nicht einmal der demokratiſchen Freiheit! Ich ſelbſt habe Gutgeſinnte gekannt — und obendrein fünfprozentige, ſonſt eine gefährliche Gattung — welche noch im Juni und Juli v. J. den Deputierten von der Linken glänzende Feſte gaben und Arm in Arm auf der Straße mit ihnen herumliefen. Jetzt freilich ſchreiben ſie ihnen Mißtrauensadreſſen — das iſt aber nur

Verſtellung, Neckerei, Schelmerei! — Ich bleibe dabei, es ſind verſteckte Radikale, Demagogen, Deutſchtümler, und ich denunziere ſie hiemit. Warum haben ſie im Juli der Demokratie Feſte gegeben! — Zwar in dieſem Augenblicke verläugnen ſie ſie wieder, wie Petrus den Herrn. Das macht, die Demokratie iſt jetzt nicht mehr „der Herr", ſonſt würden ſie ſie vielleicht bekränzen und befackelzugen. Vorderhand ſähen ſie ſie aber lieber gekreuzigt; nach dem Wunſche ihres neueſten Lieblingsſchriftſtellers, des Exminiſters Herrn Guizot, welcher der verwünſchten Demokraten mit ſeinem Portefeuille leider nicht Herr werden konnte, ſie dagegen äußerſt glücklich mit ſeiner kleinen Broſchüre bekämpft.

Die Gutgeſinnten ſind leidenſchaftliche Anhänger der Ruhe und Ordnung. Epikurs „Wolluſt in der Ruhe" iſt ihr höchſtes Lebensprinzip. Darum loben ſie auch die „gute Preſſe", nämlich die ruhige Preſſe. Und in der Tat! Wir genießen jetzt ſehr viel wollüſtige Preßruhe. Die gutgeſinnte Preſſe beunruhigt niemanden als etwa den Reichstag, wenn er bisweilen wagt, ſich ein klein wenig die „Wolluſt in der Bewegung" zu gönnen. Schon das Wort „Bewegung" ſetzt die Gutgeſinnten außer ſich; bei dem wirklichen Erſcheinen einer Bewegung braucht man ſie nicht erſt zu erſuchen, ſich ruhig zu verhalten — ſie bleiben's ohnedem. Sie rühren ſich überhaupt nur ungern und leben als gute, friedliche Bürger in häuslicher und börslicher Zurück-

gezogenheit, ohne ſich jemals zu Ehrenämtern oder bürgerlichen Bedienſtungen heran zu drängen. Zwar im Gemeinderat ſitzen beinahe lauter Gutgeſinnte und ſie beſchließen auch nichts als Gutgeſinntes, wenn ſie bisweilen beſchlußfähig werden. Es ſind aber nur „Untergutgeſinnte“; die Oberen, die Vielprozentigen, die eigentlichen Nabobs ſind unter den Bankdirektoren zu ſuchen, wo die gute Geſinnung ſo recht mit Löffeln und guten Dividenden gegeſſen wird.

Die Gutgeſinnten ſind übrigens lauter Patrioten, lauter edle Laffitte's. Bekanntlich hat ſich der Ehrenmann Laffitte im Jahre 1830 der neuen Sache angeſchloſſen, nach ſeinem Austritt aus dem Miniſterium ſein Haus liquidiert und alle ſeine Güter verkauft, um das Defizit zu decken. Und das war obendrein bloß ein Linker, ein Radikaler — kein Gutgeſinnter! Unſere Vollblut-Gutgeſinnten machen's aber ganz ſo wie er. Der kleine Bürger hungert, der kleine Beamte gibt einen Teil ſeiner kärglichen Beſoldung ab, arme Witwen und Waiſen ſteuern ihren letzten Silberlöffel bei — was ſoll das! Das iſt ein Tropfen ins Meer. Das Staatsbudget weiſt in einem Monat ein Defizit von nahe an neun Millionen auf — was helfen da ein paar Silberlöffel? Die „gute Preſſe“ findet freilich, daß das Defizit ein wahrer Pappenſtiel und nichts weniger als beunruhigend ſei. Demungeachtet gibt es eine Menge ſchwacher Köpfe, welche ganz gewaltig den Kopf dar-

über ſchütteln. Jetzt gelte es, meinen ſie, dem Staate freiwillig große Opfer zu bringen! Die Gutgeſinnten wiſſen das, und ſie haben ſich auch im Stillen feſt vorgenommen, den Staat um jeden Preis zu retten. Sie haben nicht etwa erſt das alte Syſtem gehörig ausgepreßt, und als nichts mehr daran „zu verdienen" war, ſich wie die Blutegel an das neue angehäkelt — keineswegs! Sie benützten auch nicht jede Verlegenheit des Staates, zogen etwa Vorteil aus ſeiner Schwäche, ſtopften ſich die Ohren zu, als er laut nach Hilfe ſchrie, und würden ihm, wie ſo mancher irrig wähnt, gleichgiltig den Rücken kehren, wenn er erſt völlig in Agonie läge, um mit dem geretteten Mammon nach Amerika zu wandern oder auf Kalifornien zu ſpekulieren, falls etwas dabei „heraus ſchaut" — nichts von alledem! Sie hielten auch nicht, während ſie dem miniſteriellen Programm zujubelten, ihre Reiſekoffer gepackt und gute Tratten auf Londoner Häuſer in der Taſche bereit — das ſind Verläumdungen der „Wühler!" Und geſetzt, alles verhielte ſich ſo, wie uns die „Bösgeſinnten" glauben machen wollen, was weiter? Die Gutgeſinnten wollen den Staat retten — das ſteht feſt. Wer iſt denn der Staat? Sie ſind's. L'état, c'est moi. Um ihre Haut handelt's ſich, um ihre Papiere. Sie haben dran verloren, ſie müſſen wieder gewinnen — und ſie werden's auch. Und wenn ſie gewonnen haben, ſo iſt der Staat gerettet. Quod erat demonstrandum.

Ich verlasse mich auf die Gutgesinnten. Ihre Zahl ist Legion. Die Gutgesinnten und Vielprozentigen, welche einzig und allein der Staat sind, werden, müssen den Staat, sich selber retten; sie sind eine starke, mächtige, ja die allereinzige Partei, und sie werden ein neues, starkes Österreich gründen, welches sie eigentlich wieder selber sind. Mögen sie mich, ihren innigen Verehrer, daran Anteil nehmen lassen! Zivio die Gutgesinnten.

II. Die Frauenwelt.

Die Romane und Almanache mit eleganten Herren in Glacéhandschuhen und Prinzen im Inkognito sind längst verschwunden und haben den Staatszeitungen weichen müssen, die lange nicht so prosaisch sind, als es den Anschein hat. Darin treten junge Deputierte auf, Volksredner, werdende Minister. Welch ein neues Feld für ein Mädchenherz! Der schwarzlockige Jüngling, dessen feurige Blicke nur verstohlen den feuchten Augen des Mädchens begegnet — denn er durfte niemals ins Haus — der arme, unbekannte, Gönner suchende, Unterrichtsstunden erteilende, bildhübsche junge Mann ist plötzlich der Held des Tages geworden! Seiner Stimme lauscht das Volk, vor seiner Feder zittert die Gewalt — auch die väterliche — denn, o Wunder! der strenge Registratursdirektor, der Schrecken seiner Praktikanten, der seiner Tochter, kommt ganz gegen seine Gewohnheit freundlich lächelnd nach

Hauſe, er bringt zur Mittagsſtunde einen jungen Fremden mit, dem er alle Ehren erweiſt — bei Tiſche kommt der junge Volksmann neben dem Mädchen zu ſitzen — man braucht ſich nicht mehr verſtohlen zu betrachten, man ſieht ſich, ſpricht ſich täglich, allein, ohne läſtige Zeugen, denn der bureaukratiſche Vater iſt plötzlich wie umgewechſelt! Er ahnt die nahende Größe ſeines neuen Günſtlings, der bald ſein Gönner werden kann und ihn ſelber dann befördern, ihn wenigſtens auf ſeiner Stelle erhalten ſoll!

O über die himmliſchen Stunden einer keimenden, wachſenden, jugendlichen Neigung! Der ſüße Reiz der ruheloſen Bewegung der Seele, des Gemüts, noch erhöht, vergeiſtigt durch den raſtlos drängenden Sturm der Zeit, der Geſchicke eines großen Vaterlandes! — Der junge Redner entreißt ſich den Armen der Geliebten und eilt ins Parlament. Wie begeiſtert ſpricht er heute für das Einkammerſyſtem! Die entzückte Galerie ahnt nicht, daß der glühende Strom ſeiner Rede in dem Buſen eines Mädchens ſeine Quelle hat. — Und der Artikel im Journal! So feurig, ſo überquellend, ſo menſchlich-publiziſtiſch ſchreibt niemand, der bloß Zeitungsleſer vor Augen hat — ſo ſchreibt nur der Glücklichſte der Sterblichen, ein junger verliebter Demokrat, dem ſeine politiſche Göttin in der holden Geſtalt eines freiheit- und liebetrunkenen Mädchens lebendig verkörpert entgegen trat! —

Man muß nicht glauben, daß irgend eine Idee im Leben kräftig Wurzel faſſen kann, wenn die Frauen ſie nicht begünſtigen. Das Volkstum ſetzt ſich nicht äußerlich an, es will von Innen herauswachſen und es gibt keine echten Demokraten — ohne Demokratinnen. Das weibliche Demokratentum fehlt uns heutzutage nicht — ſogar bis zum gefährlichen Klub verdichtet. Sonſt lag wohl auch ein gewiſſes Abſolutiſtiſches in der Frauennatur, wie es in einer Lukretia Borgia oder Katharina von Medicis zur Erſcheinung kam; aber es war ihm doch ſtets die Leidenſchaft beigemiſcht, die ihm den Anſchein des Großartigen verlieh. Von einer zahmen Tyrannei, wie ſie in Deutſchland von Männern ausgeübt und geduldet ward, wollen die Weiber nichts wiſſen. Darauf beruht auch meine Hoffnung auf die deutſche Zukunft. Die Macht der Frauen iſt groß; was ſie wollen, das geſchieht. Wenn die jetzigen Frauen für den Abſolutismus wären — außer dem ihrigen — ſie brächten Metternich zurück, und ich glaubte nicht nur an die Reaktion — ich machte ſie ſelber mit. Zum Glück haben ſich unſere ſchönen März-begeiſterten Wienerinnen nicht ſo raſch abkühlen laſſen, wie ihre Männer und Liebhaber. Das macht, die Frauen beſitzen mehr Phantaſie als die Bankiers und Hofräte, denen ſie angetraut oder verlobt ſind, darum ſehen ſie auch in irgend einer Phaſe des politiſchen oder ſozialen Lebens nicht gleich den Ausgang,

ſondern entdecken mehr einen Übergang. Die Frauen haben aber auch einen feinen, berechnenden Verſtand; damit und mit ihrem zarten Gefühl taſten ſie in die Zukunft. Die Männer wiſſen nur das Pragmatiſche, die Frauen erraten das Poetiſche der Geſchichte.

Jede Frau iſt eine Pythia und Welleda, die ihrem Mann die Zukunft voraus verkündigt; ſo mancher Sybille oder Kaſſandra wird nur leider von den hiſtoriſch-gebildeten und eingebildeten Männern nicht geglaubt. Kurz ich bin überzeugt, daß die Freiheit eine Wahrheit werden wird, weil die Frauen an ihr feſthalten. Denkt an die Mutter der Gracchen, an Portia, an Judith, Charlotte Corday — an Bettina, Henriette Stieglitz! Wo immer eine Idee ſich am fruchtbarſten, zugleich auch reizendſten offenbaren will, da nimmt ſie die Geſtalt des Weibes an, der liebenden Mutter, der treuen Gattin, des begeiſterten Mädchens. Wahrhaftig, die Matronen bewohnen noch immer die geheiligten Haine und die Jungfrauen bergen ſich im Tempel der Veſta, um das heilige Feuer der Liebe zu wahren und der Freiheit!

12. Geſchichte eines Altliberalen.

Er iſt mit dem Jahrhundert geboren und hatte, noch kaum ein Jüngling, den Weltkampf mitgemacht, welcher die kleinen Fürſten jener Zeit von dem größten aller Geiſter befreite, weshalb er auch der Befreiungs-

krieg heißt. Dabei büßte unſer junger Held drei Finger der rechten Hand ein und kämpfte und ſchrieb ſpäter mit der linken, gleich Cervantes. In der Folge wurde er Demagog, aus Verzweiflung über ſein Vaterland, wie alle geiſtreichen jungen Leute jener Tage, und dafür auf mehrere Jahre eingeſperrt, wie die meiſten. Im Kerker hatte er hinlänglich Zeit, ſeine Gedanken zu ſammeln, die er ſpäter in ein Journal niederlegte. Er ſchrieb gegen die Reſtauration und Herrn von Haller, gegen den deutſchen Bund und Herrn von Gentz, gegen die künſtliche Romantik und den myſtiſchen Katholizismus, gegen die Schlegel, Adam Müller und Tieck. Man verurteilte den unruhigen Kopf zu wiederholten Gefängnisſtrafen, und zwar an jedem der verſchiedenen Aufenthaltsorte, die er nach und nach zu wählen genötigt war, und aus deren jedem man ihn vertrieb, ſo daß er endlich in den etlichen 30 deutſchen Vaterländern keinen Ruhepunkt mehr fand, da er, gleich Wilhelm Meiſter in den Wanderjahren (jedoch von Polizei wegen), nicht über drei Tage unter einem Dache verweilen durfte. Aus Unmut ging er in die Schweiz, wo er die Jeſuiten bekämpfte; mehrmals mit dem Tode bedroht, und nachdem er durch den Schuß eines fanatiſchen Meuchelmörders das rechte Auge eingebüßt, machte er zuletzt die Zufluchtsſtätte Börnes und Heines auch zu der ſeinigen. Traurig iſt das Leben der Verbannten, beſonders wenn ſie keine Genies, ſondern bloß ehrliche

Leute und Patrioten ſind. Unſer Freund machte wenig Anſprüche ans Leben, aber leben will man denn doch, beſonders in Paris. Iſt er nicht Schriftſteller? Der arme Verwieſene nimmt ſich zuſammen und ſchreibt begeiſterte Artikel, Parallelen zwiſchen Frankreich und Deutſchland, freiheitatmende, freiheitmutige — keine deutſche Zeitung will ſie aufnehmen. Was nun machen? — Der große Rouſſeau hat einen Teil ſeiner Tage durch Abſchreiben gefriſtet — ich armer Schelm, kaum ein Atom von dem großen Mann, will es nicht beſſer haben, als er. Geſagt, getan! Das Glück begünſtigte einmal unſern Exdemagogen und ließ ihn die Bekanntſchaft eines berühmten franzöſiſchen Hiſtorikers machen, der ihn zu ſeinen Exzerpten und Vorſtudien benützte — ja auch noch zu etwas mehr. Der berühmte Mann machte nämlich die gelegentliche Bemerkung, daß in des jungen Deutſchen Gehirn eine Fülle nicht alltäglicher Gedanken verborgen liege und daß ihm nur die Gabe fehle, ſie geiſtreich und elegant auszudrücken, ſowie der Glaube an ſich ſelbſt und damit auch der Glaube der andern. Er ließ ihn nun täglich ein paar Stunden gegen ein anſtändiges Honorar denken und ſchrieb die Gedanken des armen deutſchen Schluckers in ſeinen franzöſiſchen Prachtſtil um. Das Werk machte ungeheures Aufſehen und erſchien auch in mehreren deutſchen Überſetzungen. So verwirklichte ſich in einem praktiſchen Falle Börnes Ausſpruch und Vorſchlag: „Die Natur hat die Deutſchen

zum Denken und nicht zum Schreiben bestimmt, und blieben sie ihrer Bestimmung treu, würden sie ihre Gedanken roh ausführen und sie von Franzosen und Engländern verarbeiten lassen."

Jahre flossen dahin und unser Held lebte, dachte und studierte und brachte sich durch. Da erschien der Wendepunkt der französisch-deutschen Geschichte, der Zacharias Wernersche Schicksalstag, der 24. Februar — es schlug die Stunde der Republik. Der längst französierte und nun auch republikanisierte deutsche Auswanderer, der inzwischen zweimal 24 Jahre alt geworden war und fast vergessen hatte, daß es noch eine Geschichte gebe, zumal eine deutsche — erschrak völlig über die unerwartete Wendung, trotz den Franzosen, und bedauerte nur, daß die Republik vermutlich keiner glänzenden Stilistiker mehr benötigen dürfte, somit auch keiner berühmten Männer, denen er vorzudenken hätte. Aber die Gedanken vergingen ihm beinah, als er erfuhr, welche rasche und heftige Wechselwirkung der französische Schicksalstag auf Deutschland hervorgebracht. Seine Sehnsucht nach dem Vaterland erwachte mit einem Male auf das heißeste. Im Monat März erhielt er ein paar flüchtige Zeilen von seinem einzigen Jugendfreunde in Wien, die ihn aufs eifrigste zur Rückkehr ermahnten. Konstitution und Preßfreiheit in Wien! Es litt ihn nicht länger. Noch am selben Tage verließ er Paris. Am Rhein fand er die höchste Aufregung.

In Köln kreuzten sich die wunderlichsten Gerüchte über Berlin, welches er am ersten Tage der Barrikaden erreichte. Er sprang aus dem Wagen und nahm sogleich am Kampfe teil. Eine Kugel zerschmetterte ihm das rechte Bein, das ihm tags darauf abgenommen werden mußte. Er fühlte den Schmerz kaum — der Gedanke an das befreite Österreich, an das einige Deutschland machte ihn alles und jedes vergessen.

Der eine Gedanke beängstigte ihn nur, während er im Wundfieber lag, daß er nicht tätigen Anteil nehmen konnte an den Geschicken des erneuerten Vaterlandes. Kaum halb genesen, ließ er sich die Zeitungen bringen, schüttelte aber bedenklich den Kopf über die ersten Ergüsse der deutschen Preßfreiheit. Weder Inhalt noch Ausdruck sagten ihm zu. So hatte er in den wildesten Tagen seiner Demagogie nicht geschrieben — so schrieben die republikanischen Franzosen nicht. Auch mit dem Gange der deutschen Ereignisse war er nichts weniger als zufrieden. Höchst unpraktisch erschien ihm vor allem die Zentralgewalt, die man zu schaffen beliebte, und welcher nichts Geringeres mangelte, als das eigentliche Zentrum und die Gewalt. Nach seiner gänzlichen Herstellung ging er mit seinem hölzernen Stelzfuß in den Straßen Berlins herum, um sich das vielbesprochene Aufgehen Preußens in Deutschland einmal in der Nähe zu betrachten. Er fand aber nichts als altes Junkertum und den neu-demokratischen Linden-

klub. Er konnte nicht wohl begreifen, wie ſich die beiden „vereinbaren“ ſollten. Da juckte ihn der Schriftſteller, er dachte der alten Zeit und ließ ein paar Artikel in ſeiner Arndt-Jahnſchen Weiſe los, welche ihm den Ehrentitel eines „Altliberalen“ und eine prächtige Katzenmuſik verſchafften. Das half aber alles nichts. Unſer Don Quixote der Freiheit ward nun um ſo erbitterter und donnerte immer heftiger auf Kommuniſten und Anarchiſten los. Die Folge war, daß man ihm die Fenſter einſchmiß und daß er durch einen Steinwurf beinahe um das andere Auge gekommen wäre, welches ihm die Jeſuiten in der Schweiz noch übrig gelaſſen hatten. Das verleidete ihm endlich das rationelle Berlin, er raffte ſeine letzten Pariſer Erſparniſſe zuſammen und beſchloß, ſeinen Jugendfreund in dem „gemütlichen“ Wien aufzuſuchen. „Deutſchland iſt ja jetzt überall!“ dachte er. — Das Schickſal fügte es, daß er gerade am 12. Auguſt — zugleich mit dem rückkehrenden Kaiſer in Wien eintraf. Der Jubel, die Blumen, die Teppiche, die deutſchen Fahnen, die Nationalgarde, die Legion, die mutigen Geſichter, die kühnen Reden — das alles war unſerm quondam Demagogen in der vormaligen Polizeiſtadt par excellence ſo neu, daß ihm heiße Tränen der Rührung über die hageren Wangen herunter floſſen. Aber es iſt nicht alles Gold, was glänzt! In wenig Tagen hatte es der liberale Krüppel heraus, wo die Wiener der Schuh drückte.

Auch hier wie in Berlin, Ratlosigkeit von oben, Rohheit unten, Gleichgiltigkeit in der Mitte. Dabei kein Gesetz oder keine Geltung dafür. Mangel an barem Gelde, Stockung des Verkehrs, Verarmung — aber genug Fackelzüge, Deputationen, bewaffnete Landpartien, Kammerreden und Klubversammlungen. Die Blätter schrieben von Reaktion und Volkssouveränität, andere sprachen von den „Gutgesinnten", von der konstitutionellen Monarchie und von einem starken Österreich, und die „Schwarz-gelben" und die „Schwarz-rot-goldenen" rissen sich gegenseitig die Bänder vom Leibe herunter. Der „Altliberale" kam ganz aus dem Häuschen, stritt sich in Gast- und Kaffeehäusern mit dem ersten besten herum, und wurde von diesem für einen Reaktionär, von dem andern für einen Radikalen erklärt. So kam der 6. Oktober heran, wo der Ärmste sich vor der einen, so der 31., wo er sich vor der andern Partei verstecken mußte. Als endlich die Leute einigermaßen zur Besinnung kamen, aber plötzlich von dem lieben Deutschland gar nichts mehr wissen wollten, noch die Deutschen von Österreich — da brach unserm Vielgeprüften das Herz und da inzwischen auch sein Geldbeutel fast völlig leer geworden, so rief er doppelt schmerzlich bewegt aus: „Ich bin 48 Jahre alt, wovon ich 15 in Kerkern und Gefängnissen, 10 Jahre in der Verbannung zugebracht; ich habe im Dienste der Freiheit drei Finger, ein Auge und ein Bein eingebüßt,

bin nach Deutſchland zurückgekehrt, weil es endlich einig und frei geworden, und muß nun abermals flüchten, weil mein Altliberalismus, wie ſie behaupten, früher unbrauchbar war, jetzt wieder gefährlich iſt. So kehr ich denn in's Himmels Namen nach meinem Paris zurück — helf' ich meinem Vaterlande, wenn ich darin verhungere? Louis Napoleon iſt jetzt Präſident der Republik — die franzöſiſchen Gelehrten werden wieder Geſchichte ſchreiben, ſeis auch bonaparteſche, und ich bin gern bereit, ihnen um ein Billiges aufs neue vorzudenken. Hier können ſie keine Gedanken brauchen. Es lebe die Freiheit!"

Damit humpelte der Stelzfuß beim Tore hinaus. Sein einziger Jugendfreund hatte ſich inzwiſchen aus Verzweiflung in einem Miniſterialbureau anſtellen laſſen.

Armer Altliberaler! Ich wollte, unſere Gutgeſinnten hätten dein Herz — unſere Radikalen deine Uneigennützigkeit!

5. Neue Studien (1849).

1. Die Einkehr zu sich selbst.

Ein berühmter deutscher Gelehrter auf Reisen befand sich eines abends, nach der Ankunft in einem fremden Lande, auf seiner Gaststube ganz allein. Da geschah, was ihm — wie er freimütig eingesteht — seit 20 Jahren nicht widerfahren war: er dachte über sich selbst nach. — Es mag manchem sonderbar vorkommen, daß ein Gelehrter, der so vielen nachdenkt und ein Schriftsteller, der so vielen vordenkt, sein eigenes Selbst durch eine so lange Reihe von Jahren gar nicht mit Gedanken zu beteiligen verlangt — und ich vermag das weder völlig zu erklären noch zu entschuldigen. Schriftsteller sind übrigens Gedankenköche; in ihrem Eifer, die Speise für anderer Gaumen schmackhaft zuzurichten, nippen sie selbst kaum daran und verlieren zuletzt allen gesunden Appetit. Jenes Geständnis des berühmten Gelehrten mag übrigens als ein Aufruf an die gesamte Menschheit gelten; ihn ja nicht nachzuahmen. Der Denker von Profession, der Schriftsteller, der Dichter beschäftigen sich eigentlich immer mit sich selbst,

oft ohne es zu wiſſen; was ſie ſchaffen und dichten, iſt ein Stück ihres Innern, und die Welt ſowie die Rezenſenten zwingen ſie oft genug zum Nachdenken — wenigſtens über ihr mißlungenes Ich.

Den übrigen Weltleuten iſt aber auf das dringendſte anzuraten, bisweilen bei ſich ſelbſt einzukehren, beſonders in Zeiten eines großen Umſchwungs, wie die letzten. Die Hand aufs Herz! Wer von uns hat ſich nicht verändert? Und wer mag das gerne frei bekennen? Wer iſts, der nicht vielmehr jeden andern des Wechſels beſchuldigt? Sich ſelbſt nimmt ein jeder aus. „Ich bin mir immer gleich geblieben," ſagt jeder mit ſtolzem Bewußtſein. — Du irrſt, Freund Menſch! Du, ich, wir alle haben uns geändert; wir ſollen, wir müſſen uns ändern — moraliſch, politiſch, äſthetiſch. Sich verändern, ſich immer neu umgeſtalten, heißt leben; ſich gleich bleiben in gewiſſem Sinn, ſtehen bleiben, iſt ſterben, ſchon geſtorben ſein. Per aspera ad astra! Der Weg zur Wahrheit geht leider nur durch den Irrtum.

Wenn Dir's in Kopf und Herzen ſchwirrt,
Was willſt Du Beſſer's haben?
Wer nicht mehr liebt und nicht mehr irrt,
Der laſſe ſich begraben.

In Kopf und Herzen — das iſts. Wem bloß der Kopf ſummt und das Herz nicht ſchlägt, der ſteht in Gefahr, ſich zum bloßen Kopftier auszuwachſen;

und wem das Herz mit dem Kopf davon läuft, der kann ihn leicht auf dem Wege verlieren. Es ist nicht wahr, daß der politische Mensch mit dem Kopfe allein ausreicht, er braucht auch ein Herz so gut wie jeder andere. Napoleon hatte bloß Geist — und leider einen Riesengeist; Ludwig XVI. nur ein gutmütiges Herz; Heinrich IV. von Navarra besaß beides — Herz und Geist. Damals war Frankreich glücklich; das schwache Herz, der große Kopf brachten ihm jedes ein anderes Elend. Wie die Fürsten, so die Völker; wie das Volk, so der Fürst. Regierung und Nation bedingen und erklären sich gegenseitig, und müssen sich, trotz aller Zwischenphasen, zuletzt verständigen und einigen, wenn der Vernunftstaat zustande kommen soll. Vertrauen, sagt man, sei hierzu der Weg. Gefehlt! Es ist nicht der Weg, sondern das Ziel. Wer Vertrauen hat, hat alles. Aber wie entsteht das Vertrauen? Und wer soll zuerst vertrauen? Die Völker! sagen die Fürsten. Der Fürst! sagt das Volk.

Es ist ein ewiger Kreis, in welchem einer hinter dem andern herrennt, ohne sich einzuholen; aber bisweilen treffen sie doch zusammen. Das gibt dann glückliche — kurze Jahre, in denen Perikles mit seinen Athenienſern, ein Titus mit seinen Römern das schöne Fest der Menschheit feiert. Im ganzen kann ein Fürst leichter vertrauen als ein Volk, weil er die Macht hat und weil er sie durch Zutrauen meist verdoppelt. Die

Völker ſind dagegen gewöhnlich mißtrauiſch, nicht nur, weil ſie ſo oft betrogen worden, ſondern weil ſie ihre eigene Macht nicht kennen. Ein Schwacher oder wer ſich keine Kraft zutraut, glaubt ſich immer übervorteilt. Was iſt denn aber die Macht des Volkes? Sind's die vielen Köpfe? Gewiß nicht! Hunderttauſende ließen ſich von Alexander, dem ſogenannten Großen, Millionen von Napoleon zur Schlachtbank führen, weil es ihren Gebietern gefiel, der Seifenblaſe Ruhm nachzujagen. Waren das Völker? Nein — glänzende Sklaven! Wollt Ihr ein Volk ſehen, ſo blickt nach England. Die Regierung führt dort in allen großen Angelegenheiten nur den Willen der Nation aus — weil es eben die Nation iſt, und es iſt eine Nation, weil es ſeine gemeinſamen Intereſſen genau kennt und verfolgt, weil jedem ſein Platz angewieſen iſt, wo er freitätig wirken mag, keiner den andern hindert, da er ſich nur ſelbſt hemmen würde; weil in der Familie, in der Schule, in der Grafſchaft, in der Gemeinde bis zum Parlamentshaus alles nur zu einem Ziele ſtrebt: Groß und mächtig als Ganzes im Staate und ſelbſtändig und frei im eigenen Hauſe dazuſtehen. Das engliſche Volk, die Engländer haben es nicht verſchmäht, wie jener deutſche Gelehrte, über ſich nachzudenken; ſie haben das im Laufe der Jahrhunderte, der Jahre, oft und mit Ernſt getan; ſie haben auch viele Phaſen durchgemacht, ſie ſind ſich nicht immer „gleich ge-

blieben", ſie haben ſich verändert und ihr Kopf und Herz hat häufig geirrt. Schäme ſich doch keiner ſeines Irrtums! Alt-Öſterreich hat durch viele Jahrzehente nicht geirrt, ſondern geſchlafen — das iſt weit ſchlimmer als Irrtum! Dann iſt es aufgeſtanden, hat ſich die Augen gerieben, aber der blinde, noch ſchlaftrunkene Blick ließ es die Dinge außer ſich nicht recht deutlich erkennen; es tappte mit ungeſchickten Händen nach vielem Glänzenden, das es zerbrach; wie ein Kind langte es nach dem prächtigen Bilderbuch und hätt' es beinahe zerriſſen; jetzt ſtellt man das Buch — vielleicht war's nötig — einſtweilen in den wohlverwahrten Schrank und ruft dem derben Jungen zu: „Du mußt erſt aus deinem Täfelchen leſen lernen — ſpäter bekommſt du das Buch" — du mußt erſt leſen lernen — wahrhaftig, darin hat man recht. Darum, öſterreichiſch Volk, lerne leſen — und keine Macht der Welt wird, kann dir das Buch vorenthalten.

Zwei Jahre ſind wenig in dem Leben einer Nation. Für Öſterreich drängte ſich in die letzten zwanzig Monate der Inhalt eines Jahrhunderts zuſammen. Das Entzücken war groß, der Schmerz ungeheuer, Wirren und große Leiden werden nachfolgen — es ſind die Schmerzen der Wiedergeburt. Wie unbehaglich der jetzige Zuſtand auch einem jeden erſcheinen mag, eins ſteht feſt: das alte, dumpfe, ſchläfrige Öſterreich iſt nicht mehr. — Aber ein neues muß werden! —

Die Regierung hat das zuerſt ausgeſprochen und das Volk fängt an, es zu begreifen. Öſterreich muß eine neue Macht werden, groß, frei im Innern, unabhängig nach außen. Dies geſchieht nur durch raſtloſe Arbeit. Fehler ſind begangen worden von beiden Seiten, beide Teile haben daran gelernt. Daß man vergeſſen, ſich gegenſeitig vergeben müſſe, das bleibt ausgemacht. Nur das iſt der Weg zum Vertrauen — es gibt keinen andern. Und auch die große Arbeit iſt eine wechſelſeitige — das vergeſſe man nicht! Wenn die Regierung durch Gerechtigkeit, Lehre und Unterricht, durch eine großartige Handelspolitik, durch tüchtige Repräſentation nach außen nach und nach ihre Tätigkeit bewährt, ſo wird ſie es bald — nicht nur ungefährlich, ſondern erwünſcht und notwendig finden, an den Volkskräften in der Gemeinde wie in der Kammer ihre unentbehrlichen Mitarbeiter zu gewinnen. Bereite ſich ein jeder zu dem großen Werke und helfe und wirke in ſeinem Kreiſe, wie er's vermag, der Einzelne wie die geſetzlich Verbundenen.

Die engliſche Nation iſt längſt zur Einkehr zu ſich ſelbſt gelangt — Ihr Völker Öſterreichs, geht hin und tut desgleichen!

2. Wo iſt Gott nicht?

In Rom — ſo lautet ein alter Witz — iſt Gott nicht, denn dort hat er einen Statthalter. Durch eine ge-

raume Zeit hatte er keinen; Gott war also wirklich in Rom und mochte für seine Lieblingsstadt selber sorgen — ich glaube aber nicht, daß der liebe Gott die Römer damals unmittelbar regierte. Die Demokraten und die Diplomaten pfuschten ihm ins Handwerk. Jetzt hat Gott in Rom viele tausend französische Stellvertreter mit Bajonetten! Wunderlicher Wechsel der Dinge! Der Papst, der Herr der Welt, der sonst Könige und Kaiser ein- und absetzte und sie wie ihre Völker mit dem Bannstrahle zerschmetterte, mußte zuletzt froh sein, daß eine lasterhafte Republik und deren wunderlicher Präsident mit der unfreiwilligen Devise „avec moi le ridicule" sich seiner annehmen. In Paris machten sie damals sogar eine Kollekte für den heiligen Vater; Montalambert war der neue Tetzel, der für den Papst mit der Sammelbüchse herumging — für Pio nono, welcher zuerst die Büchse der Pandora geöffnet — weil er nicht wußte, was drin war. Jetzt wissen wir's. Nichts war drin oder soviel wie nichts. Nichts als eine Menge kleiner dummer Teufelchen, die sich für große und gewaltige Satanasse und Beelzebubs hielten, furchtsame Leute erschreckten, die Welt an allen vier Ecken in Brand stecken wollten — es war aber nur Theaterfeuer — und sich zuletzt von Mutigeren, als sie selber waren, haschen ließen, die sie ihres falschen Teufelsprunkes entkleideten, ihnen die Schürze abschnitten, die Hörner ausbrachen — und

die jetzt herumſtolzieren und ſich gerne für den wahren Teufelsbanner ausgeben möchten. Ihr treibt aber den Teufel nicht aus — den wahren Teufel! Man muß ſelber ein wenig des Teufels ſein, wenn man ihn austreiben will — und Gottes obendrein — das iſt die Hauptſache.

Wo iſt Gott nicht? Bei den Deutſchkatholiken. Wenigſtens war bisher kein rechter Gottesſegen bei ihnen, z. B. in Wien. Avec eux le ridicule! In Deutſchland iſt's zwar kein Schaden, ſich lächerlich machen. Es merkt's auch niemand. Die Deutſchen lachen ſelten und niemals über ihre eigenen dummen Streiche, für die ſie eine faſt abergläubiſche Verehrung hegen, wie für das alte deutſche Reich. Der Deutſchkatholizismus hat es höchſtens hie und da zu einer provinziellen Geltung bringen können; ſeine Anhänger ſind die Stillen im Lande, ihr Enthuſiasmus verraucht bald. Es fehlte allenthalben an den wahren Apoſteln; auch miſchte ſich die Politik drin. Das Ganze lief auf Abſtimmungen hinaus und auf einen Glauben ad libitum. Aber Wahlmänner-Verſammlungen ſchaffen keine kirchliche Gemeinde, Stimmzettel führen in alle Ewigkeit zu keiner Religion.

Wo iſt Gott? Ich weiß es nicht. Ich ſpür' ihn nirgends. Ich gewahre nur, daß man ihn nennt und nicht glaubt, glaubt und nicht begreift, zu begreifen glaubt und ihm nicht lebt, nicht in ihm, mit ihm,

durch ihn lebt. — „Wo drei ſich in meinem Namen verſammeln, da werde ich unter ihnen ſein.“ Nun, es haben ſich unlängſt drei verſammelt — drei Könige — ſie gingen wieder auseinander. Er war wohl nicht unter ihnen. Und vorlängſt haben ſich mehr als drei verſammelt, mehr als dreihundert — war er unter ihnen? — Oder haben ſie ſich etwa nicht in ſeinem Namen verſammelt? Doch, doch! Im Namen des Volkes — und Volksſtimme, ſagen ſie, Gottes Stimme! — Ich glaub', es iſt eine Eiferſucht im Himmel. Sie müſſen den heiligen Geiſt vernachläſſigt haben — drum iſt er ausgeblieben. Ein heiliger Geiſt läßt nicht mit ſich ſpaſſen — gar kein Geiſt. Der Geiſt macht Ernſt. Es iſt hohe Zeit, daß Ihr Ernſt — daß Ihr Geiſt macht auch für die Armen am Geiſte. Ein Volksvertreter iſt ein Geiſtvertreter. Wenn Ihr keinen Gott habt, ſo Ihr doch einen Stellvertreter hättet, einen Papſt! Ein großer Mann iſt ein Papſt. Aber Ihr habt keinen Papſt. Keiner von euch iſt auch nur ein Biſchof, geſchweige ein Papſt. — Es iſt was eigenes um einen großen Gedanken, um eine neue Idee, die ſich der Welt bemächtigen will. Sie tritt erſt gar leiſe auf, in einzelnen Menſchen, die man dafür verläſtert, verfolgt, einkerkert, kreuzigt. Ihre Jünger ſchweigen erſchrocken und bilden nach und nach eine ſtille Gemeinde, die noch immer zu leiden hat. Doch bald vergrößert ſich der Kreis und ein Nikodemus, ein Saulus, die offi-

ziellen Schergen der neuen Lehre, werden ihre geheimen Anhänger. Es ist der Wendepunkt. Die Gottesidee hat Wurzel geschlagen, sogar in den verhärteten Herzen der Vornehmen und Reichen — alles glaubt an sie — selbst die Polizei, die sie nur lässig, von Amts wegen verfolgt. Nun kommt ein leerer Raum des Ungewissen, des Unbehagens, bevor die Nation, das gesamte Volk sich offen und freudig zu dem bekennen darf, woran insgeheim ein jeder hängt. Vor Zeiten waren's große Männer, große Fürsten, die ihren Völkern vordachten und vorglaubten — aber jetzt! Das Unbehagen ist da, wer befreit uns davon? Das Unbehagen ist da — somit die Reife nah'. — Die Idee der wahren, schönen Freiheit ist kein Spuk in einzelnen Köpfen. Sie lebt und wurzelt längst und schoß in Blüten, und wenn ein heißes Jahr die ersten versengte, so ist sie stark genug, um frische zu treiben. Und Früchte wird's auch noch geben — die Natur verschwendet nur, um kräftiger zu zeugen. Tausend verbrannte Blüten sind ein Zeichen, daß es ihr ernst ist mit dem Treiben. — Wo ist Gott nicht? — Ihr Toren! er ist überall. Mit oder ohne Papst. Glaubt ihn nur herzhaft, lobt ihn nur erst und er erscheint mitten unter euch mit seinem neuen verklärten Leib, legt eure Hände in seine Wundmale und ruft euch tröstend zu: „Friede sei mit euch!"

3. Das Theater, das Publikum und ich.

Unter den Sterblichen ſind die allerunglücklichſten die Schriftſteller, unter den Schriftſtellern die Dramatiker und unter den Dramatikern hab' ich die Ehre, der unglücklichſte zu ſein. Das verehrte Publikum wird mir verzeihen, daß ich mein mehr als zwanzigjähriges Schweigen breche und zum erſten Mal in meinem Leben ein Wort über mich ſelbſt und meine „Tröſtungen" fallen laſſe. Sprech' ich doch auch zugleich übers Publikum und über dasjenige, was einſt ſein Lieblingsgeſpräch war: übers Theater. Aber auch ſeine Lieblingsbeſchäftigung, ſein vorherrſchender Gedanke, ſeine Neigung, ſein Hang, ſeine Leidenſchaft. O ſüße Zeit der erſten Theaterliebe! So was blüht ſchon gar nicht wieder — eher eine andere zweite Liebe, die mit der erſten bisweilen außerordentlich viel Ähnlichkeit hat — ſo wie die letzte. Mit dem Theater iſt's anders. Hat man ſich das einmal abgewöhnt, ſo kann es einem völlig zuwider werden, langweilig, unerträglich — es mag Nationaltheater heißen oder nicht — im Gegenteil! Mit dem Titel reißt nun gar der ſchöne Wahn entzwei. Was Nationaltheater! was Nation! Wir dachten damals gar nicht daran, daß oder ob wir eine Nation wären — das Publikum und ich. Wir gingen bloß ins Theater. Und was uns alles gefiel! Es iſt zu närriſch! Ritter-, Rühr- und Luſtſtücke —

uns war alles recht — gleich recht. „Der Wald bei Hermannſtadt“ jagte uns einen angenehmen romantiſchen Schauder ein. — Die Siebenbürger Sachſen kamen uns dabei nicht im geringſten in den Sinn — es war aber weniger geographiſche und hiſtoriſche Unwiſſenheit als eben lieblich-romantiſche Gedankenloſigkeit. Und wenn wir im „Bild“ von Houwald — das war der Euripides der Reſtauration — in ſüße Tränen der weiblichen Rührung dahinſchmolzen, wenn wir im „Bräutigam aus Mexiko“ — der zuerſt das Proletariat auf die Bühne brachte und die Apotheoſe der Kartoffelmahlzeiten lieferte — bald in ein ſchallendes Gelächter ausbrachen, bald wieder ſchluchzten, daß uns der Bock ſtieß, — wenn ſich ein roſiger, goldiger Schimmer ſogar über die „Silberne Hochzeit“ auszubreiten ſchien, ſo war es eben die Jugend, die Unbefangenheit, der harmloſe kindliche Sinn, die uns an dieſen hübſchen Sächelchen Gefallen finden ließen, weil wir das Beſte aus unſerm Innern, aus unſerm Lebensüberfluß ſelber hinzutaten, -dachten und -fühlten. — Um dieſe Zeit war's — noch im letzten Auslauf der guten alten Zeit — als einem jungen Menſchen das längſterſehnte, mit lautem Herzpochen erwartete Glück zuteil wurde, auf dem k. k. Hofburgtheater mit einem Ding auftreten zu dürfen, welches er „Luſtſpiel“ nannte. Der Erfolg war nicht beſonders günſtig. Der junge Mann zog ſich aus der Welt zurück, in die er kaum

eingetreten war und ſchrieb in der Einſamkeit und aus Verzweiflung über ein Dutzend neue Stücke. Nach drei Jahren trat er wieder mit einem hervor und war diesmal glücklicher. Kinder, überhaupt junge Leute verſtehen ſich leicht. So war denn bald zwiſchen dem Publikum und dem jungen Dichter eine Wechſelwirkung, ein angenehmes Verhältnis hergeſtellt. „Die Bekenntniſſe", „Das letzte Abenteuer", „Helena", „Bürgerlich und Romantiſch" uſw. gingen auf dem Theater wie warme Semmeln ab. Iſt etwas an der leichten Ware zu loben, ſo iſt's der natürliche Ton, die Naivetät der dramatiſchen Geſprächsweiſe, ſowie das Wegſein allen falſchen Ernſtes; hie und da glücklich erfundene Situationen, bisweilen ein etwas tieferer Charakterzug müſſen für die loſe Handlung entſchädigen. Die Luſtſpiele ſind eben, wie ſie ein junger Mann mit einigem Talent in Öſterreich ſchreiben konnte.

Ein Stück Leben, bürgerlich-humanen Lebens iſt darin; ein Stück deutſch-öſterreichiſchen oder ſpezifiſchen Wiener Lebens. Das gewann ihnen die Gunſt — auch anderwärts. Saphir ſchrieb damals: „Bauernfeld ergibt ſich mit allem Fleiß dem harmloſen Geſchäfte des Luſtſpielſchreibens." — Mein Gott! Was hätt' ich denn anderes tun ſollen! Nicht einmal ein „Feuilleton" wie dieſes war damals möglich! — Saphir hatte übrigens ganz recht. — Die Luſtſpiele waren ſchwach, mittelmäßig — aber ich konnte keine beſſeren machen und

die Leute hätten auch keine beſſeren haben mögen. Die Theaterdirektion ſchon gar nicht! Das war die Wechſelwirkung. Wo das geiſtige Leben ſchlummert, da behilft man ſich, wie's geht — zumeiſt auf dem Theater. Große Genien zünden eine Leuchte an, die die Welt aufs neue wieder erhellt. Auch große Ereigniſſe verleihen dem Leben einen neuen, friſchen Inhalt — da ſteigert ſich denn auch das Talent der Geringeren und ſie folgen dem Neuen, ſo gut ſie's vermögen. — Ich ſchrieb alſo harmloſe Luſtſpiele, wie geſagt. Mir machte das Schreiben Spaß, das Publikum ſah's gern und dem Theater trug es Geld. Ein junger Autor lebt ſelten im Überfluß. Ein „kleiner Beamter" auch nicht. Aber ich, in meinem Idealismus, dacht' ich ans Geld? Der treffliche Schreyvogel ließ mir für das „Liebesprotokoll" bare — 200 Gulden auszahlen. Ich glaubte einen Schatz zu beſitzen. Damals berechnete ich nicht, daß alle meine leichte Ware dem k. k. Hofburgtheater in einer Reihe von Jahren wohl hundert Tauſende einbringen und wie viele Tauſende dem Verfaſſer durch die Nichteinführung der Tantieme entgehen würden. Was wußt' ich von einer Tantieme! Das iſt ein revolutionäres Inſtitut, denn es macht die Schriftſteller leben. Was wußt' ich von einer Revolution! Und mein liebes Publikum war wie ich. Wir waren beide jung und liebten das Theater. O du liebe Jugend! Du liebes Theater! Du liebe, junge Theaterliebe!

Wir treten ins zweite Stadium. Die Jugend ſchwindet, die Erkenntnis beginnt. Wie alles in Öſterreich länger braucht als anderwärts, ſo machte dort auch das Jahr 1830 erſt ums Jahr 1840 eine Art von geringer Nachwirkung. Die Wirkung war fürs erſte gut. Die Leute fingen nämlich an, ernſthafter zu werden und ein bischen nachzudenken. Armes Theater! was ſoll aus dir werden, wenn dein Publikum zu denken anfängt! Ein Unglücksvogel, wie ich in allem bin, genoß ich zuerſt das Übel davon. Meine neuen harmloſen Luſtſpiele — nicht ſchlechter noch beſſer als die früheren — erhielten, was der immer artige Franzoſe „succès d'estime" nennt — auf deutſch: ſie fielen durch. Nun fing auch ich an nachzudenken wie mein Publikum — auch über mein Publikum. „Verlangen ſie denn wirklich Beſſeres?" rief ich aus; „und kannſt du's machen? — Wenn nicht beſſer, doch anders! Jede Zeit verlangt ihren Stoff, ihre Form. Was machte den „wilden" Goethe ſo groß, als daß er aufgriff, was eben in der Zeit lag und ihm das Siegel ſeines Geiſtes aufdrückte? Was jeden andern Dichter — beſonders den dramatiſchen? — Wir ſind leider keine Goethes, aber die erlaubten Kunſtgriffe mögen wir ihm immer ablernen und ein Verſuch lohnt immer der Mühe." — Gedacht, getan. Ich ſchrieb den „Deutſchen Krieger" und „Großjährig", zwei Stücke, beiläufig ſo harmlos wie die andern, nur trugen ſie etwas die Färbung von

dem, was im Innern des Verfassers sowie des Publikums vorging. Und Wunder über Wunder! Ich fand dich wieder, du mein altes, liebes — nimm mirs nicht übel — etwas kindisches Publikum. Du jubeltest mir entgegen, weil ich dir einige von deinen eigenen, halbliberalen und mäßig-boshaften Gedanken vorsagte. Ich schämte mich fast des Beifalls — ich hatte so wenig dazu getan. Aber Saphir mag sagen, was er will! Ich bleibe bei dem harmlosen Geschäft des Lustspielschreibens. Wer möcht' es aufgeben, wenn man ihm so freundlich entgegenkommt! Nein, mein liebes Publikum, wir bleiben beieinander, und nur der Tod oder eine neue Theaterzensur soll uns scheiden. Du freust dich über mich und ich erfreue mich an dir — Glück auf! Wir sind beide noch erträglich jung.

Drittes Stadium. Erste Periode: vom März 1848 bis November 1848. — Gleich nach den Märztagen war ich verloren — als Lustspieldichter nämlich. Da alle meine Sachen vormärzlich waren und ich natürlich nichts Nachmärzliches auf dem Lager hatte, so war ich völlig auf dem Trockenen, wie sämtliche „Altliberale". Man fing auch an, mich plötzlich mit andern Augen zu betrachten. Daß der „radikale" Schmerl zugleich ein Narr ist, schadete mir sehr. Umsonst war meine Entschuldigung: daß die Vor- und zugleich Nachbilder zu dieser lästigen Person im Mai und Juni zu Dutzenden in Wien auf der Straße herumliefen. Man hörte mich

nicht an. Ich hatte die Demokratie beleidigt, den Demos. Das mußt' ich über mich ergehen laſſen. In's Himmels Namen! Ich zog mich zurück. The rest was silence. An Luſtſpiele war ohnehin nicht zu denken, während die Shakeſpeareſche hohe Tragödie auf offenem Markte ſpielte.

Zweite Periode: von November 1848 bis heute. — Als das „Dingsda" über Wien verhängt wurde, hatte die Direktion des k. k. Hof- und inzwiſchen auch Nationaltheaters nichts Eiligeres zu tun, als ihr Repertoire ſorgfältig durchzuſehen und von allen ſeinen gefährlichen oder auch nur bedenklichen Elementen zu reinigen. Dieſe Manipulation gelang ſo vollkommen, daß ſogar der unſchuldige „Deutſche Krieger" und der lächerliche Pſeudodemokrat Schmerl für einige Zeit von den Brettern gewieſen wurden, welche die Welt bedeuten — ſollten. Aber bald darauf wurden ſie wieder podiumfähig. — Inzwiſchen hatte ich einen kleinen Schwank verfaßt, als Nachſpiel zu „Großjährig". Es war mein erſter Verſuch in der konſtitutionellen Zeit, der aber bei den Theatergöttern keine Gnade fand. „Der neue Menſch" wurde anfangs zurückgewieſen. Durch freundliche Vermittlung des Herrn Militär- und Zivilgouverneurs kam zwar das Stückchen dennoch zur Aufführung, jedoch verſchiedener Hinderniſſe wegen erſt nach einigen Monaten. In Paris werden die leichten Vaudevilles binnen 14 Tagen geſchrieben, einſtudiert, aufgeführt — belacht und vergeſſen. Bei uns Deutſchen

iſt das anders. Wir müſſen alles ernſthaft treiben, ſelbſt den Spaß. Eine Theaterpoſſe iſt für uns noch immer ein wichtiges Ereignis und wir zerbrechen uns den Kopf darüber, was wohl der Verfaſſer mit ſeinem Scherz „gemeint habe oder hätte meinen können", und da wir obendrein politiſch geworden, ſo wird noch in den Zeitungen ein Langes und Breites auseinandergeſetzt, daß der Luſtſpieldichter Soundſo mit ſeiner nagelneuen einaktigen Poſſe den Platz auf der Rechten oder auf der Linken oder im rechten oder linken Zentrum einzunehmen ſcheine uſw. Wann werden wir endlich geſcheiter werden? — Genug! Das Luſtſpielchen wurde aufgeführt und gefiel. Das war im Frühjahr 1849. Im Herbſt wurde mir ein neues, inzwiſchen überreichtes Schauſpiel gleichfalls zurückgeſtellt; auch kam mir die Nachricht zu, daß meine Luſtſpiele „Großjährig" und „Ein neuer Menſch" abermals „für einige Zeit" vom Repertoire zu verſchwinden hätten. Sie ſind auch bereits verſchwunden, da überhaupt, wie es hieß, „alle Stücke vermieden werden, welche Äußerungen religiöſer und politiſcher Meinungsverſchiedenheiten veranlaſſen könnten".

Du lieber Himmel! Veranlaſſen! veranlaſſen könnten! Was kann einer nicht alles veranlaſſen! Und wodurch! Ohne daran zu denken. Was haben nur Goethe und Schiller veranlaßt! Und Shakeſpeare und Calderon und Molière! Sollen die alle vom Repertoire verſchwinden? Gewiß! Denn ſie veranlaſſen Meinungsverſchiedenheiten.

Und wir! Was können wir! Wir können keinen Julius Cäſar ſchreiben, keinen Egmont, keinen Wilhelm Tell, keinen Tartüffe — wir bringen nur den Abhub von den Tafeln der Großen. Man hat im Grunde ganz recht, uns vom Theater zu verbannen, weil wir kein Talent haben, kein Genie, nicht weil wir Meinungen ausſprechen und veranlaſſen, die vielleicht die richtigen ſind.

Aber jene Großen! Sollen die auch nicht auf dem Theater erſcheinen dürfen — auf dem „Nationaltheater?“ — Ich weiß wohl, man meint das nicht im Ernſte, man ſpricht keine Grundſätze aus, man entfernt nur mit Scheingründen, das dieſen oder jenen mißliebig iſt. Aber das iſt's eben! Wir wollen nicht von Zufällen abhängen, von Gunſt, von Laune. Wir wollen, wir brauchen Grundſätze. Das Theater iſt eines der wichtigſten Inſtitute, beſonders im konſtitutionellen Staate; es iſt ein öffentliches Inſtitut. Die Kunſt ſowie die Volksbildung — beides wird auf der Bühne vertreten — gehören zu den heiligſten Intereſſen des Staates. Wir bitten, wir beſchwören das Miniſterium, wenn ihm der Inhalt dieſes Feuilletons zu Ohren kommen ſollte, ſich des Theaters anzunehmen. Die erſte Bühne der Reſidenz gehört unter die unmittelbare Leitung des Miniſteriums des Innern oder des Unterrichts, und dieſem ſteht es zu, die Grundſätze auszuſprechen, nach denen das Repertoire gebildet werden ſoll. Wir beſorgen durchaus nicht, daß ſie zu engherzig

lauten werden. Das Theater ist eine wichtige Frage der innern Politik, und einem Staatsmanne von Geist, der es begreift, daß das Volk von dem täglichen Brot einer guten Administration nicht einzig und allein gespeist werden kann, muß alles daran gelegen sein, daß der Eifer des Publikums sowie der Schriftsteller für die Bühne nicht erkalte, die, wenn sie ihrer höheren Bestimmung entspricht, eine willkommene Nahrung für die geistigen Kräfte und Interessen der Nation darbieten wird. Das moderne Leben enthält der schaffenden sowie der zerstörenden Elemente genug, welche in der Gesellschaft zu fördern oder zurückzuhalten, zu vermitteln, zu versöhnen, in Gleichgewicht und Einklang zu bringen sind. Auch die lebendigste aller Künste, die dramatische, wird nicht unterlassen können, sich dieser neuen Elemente zu bemächtigen, und eine Regierung, ein Ministerium, welches dem wahren Fortschritte huldigt, wird dem Bühnenschriftsteller, der es in seinen Gedanken und Plänen kräftig zu unterstützen vermag, ohne Zweifel Schutz und Beachtung verleihen; auch wird der Schriftsteller seiner Kunst nicht minder als der Gesellschaft dienen, wenn er Hand in Hand mit dem Staatsmanne geht, welcher einen Teil der gesellschaftlichen Interessen der holden Förderung durch die Kunst anvertraut.

Doch genug und schon viel zu ernsthaft für ein leicht hinflatterndes Feuilleton! — Ich bin dem Publikum noch den Beweis schuldig, daß ich der unglück-

ſeligſte aller Dramatiker bin. Hab' ich ihn aber für den aufmerkſamen Leſer nicht ſchon geliefert? Nur ſind die Leſer gewöhnlich nicht aufmerkſam! — Nun denn, ſo hört! — Von meinen erſten Jünglingsjahren an beherrſcht mich nur ein Trieb, ein Streben: ein ordentliches Luſtſpiel zu machen. Bisher iſt's mir nicht recht gelungen, ich weiß wohl! Aber man begnügt ſich mit Verſuchen; es kommen neue Bilder, neue Gedanken — das nächſte Mal wird's beſſer gehen! War's mißlungen, man fing was neues an. Auch fehlte es nie an Entſchuldigungen. Bald war's die Zenſur — bald dies, bald das! Nun — die Zenſur war vorüber, die Preßfreiheit da — wie freudig pochte das Herz! Aber es blieb noch dies und das! Am Ende blieb auch die Zenſur. In der demagogiſchen Zeit hieß es: „Deine Stücke ſind reaktionär — fort mit ihnen!" In der konſtitutionellen heißt es: „Deine Stücke können Äußerungen von Meinungsverſchiedenheiten veranlaſſen — wir ſtreichen ſie einſtweilen vom Repertoire." — Ei, ſo ſchlage das Wetter drein! Wie ſoll ich denn ſchreiben? — „Wie früher. Harmlos. Das dauert — das bleibt." Aber ich kann's nicht! Ich bin nicht mehr derſelbe harmloſe junge Menſch vom „Liebesprotokoll". Mein Publikum iſt's auch nicht. Ihm ſowie mir jagen Gedanken, Empfindungen durch den Kopf — täuſch' ich mich nicht wieder, ſo iſt's diesmal wirklich was neues. Ich muß es heraus kriegen und mein liebes Publikum muß

es kennen lernen! — „Dein Publikum! Das iſt's eben — dein Publikum!!“ — Publikum! Sollteſt du's glauben? Sie klagen weniger über mich als über dich. Du ſeiſt nicht reif, behaupten ſie, zu täppiſch, zu plump — was weiß ich! Du ſuchſt die Anſpielungen in den Stücken heraus — du lachſt, du klatſcheſt zu viel, zu heftig. — Wenn du das doch laſſen könnteſt! Oder tu's mäßig. Es haben dich gewiß noch wenig Theaterdichter gebeten, in ihren Stücken nicht zu applaudieren — aber es muß ſein. Drum nimm dich zuſammen — ſei ernſthaft. Sonſt bekommſt du mich gar nicht mehr zu ſehen — und Goethe und Schiller „nur ſelten“. An Sonn- und Feiertagen etwa. Sieh', wir haben über 20 Jahre miteinander gelebt — es wär' doch Schade, wenn wir uns trennen müßten. Und g'rade jetzt, wo wir beide etwas älter und geſetzter worden ſind! Aber eben drum ſollten wir uns auch vernünftiger betragen. Ich will im Schreiben auf mich acht geben — tu du dasſelbe beim Zuſchauen. „Anſtand, nur Anſtand“ — und du biſt das beſte Publikum von der Welt, ſo friſch, ſo heiter, ſo gemütreich, ſo jung — —

So jung! Das iſt's! Jugend kennt keine — Zenſur. Wir ſind beide noch viel zu jung — auch im dritten Stadium. Aber wir wollen uns beſſern, wir wollen älter werden. — Nichts für ungut! Leb' wohl, mein liebes, mein junges Publikum!

6. Die ſchöne Literatur in Öſterreich (1835).

Die Zeiten ſind vorüber, wo ein Volk auf das andere mit Stolz herabſah und im Gefühl eigenen Wertes den Charakter und die Erzeugniſſe des Fremden höchſtens nebenbei gelten ließ. Wenn der Deutſche mit franzöſiſcher Ware und Literatur hierin eine Ausnahme machte, ſo war es doch meiſtens nur die vornehme Welt, die dem Auslande unbedingte Verehrung zollte; das große Publikum nahm die Pariſer Gaben niemals ohne einigen Spott und Widerſpruch hin, ja zur glänzendſten Zeit unſerer Literatur tat ſich jeder Knabe etwas darauf zugute, daß er ſich, auf die beſten Muſter geſtützt, ungeſtört über Racine und Voltaire luſtig machen durfte.

„Des tät'gen Mann's Behagen ſei Parteilichkeit!“ war damals das Loſungswort. Und wirklich mußte der Deutſche, wenn er anders ſeiner Kräfte bewußt werden und ſelbſt ſchaffen ſollte, den fremden Einfluß rückſichtslos zurückweiſen und ſich ſeines innerſten, eigentlichſten Lebens und Weſens auf einige Zeit mit Vorliebe erfreuen. So entſtand denn, durch politiſchen

Einfluß aufs höchſte angeregt, jene Deutſchtümelei, die nun ſo gänzlich verſchollen iſt. Eine allgemeine, durchgreifende Bildung hat ſeitdem jenes rohe Weſen gänzlich abgeſtreift. Wir erkennen das Vortreffliche und Gute in den Werken der Franzoſen und Engländer ohne alles Vorurteil; und da wir den erſten Schritt getan, ſo fühlen wir uns geſchmeichelt, daß dieſe geiſtreichen Nationen ſich beeilen, uns entgegenzukommen und ſich unſere Literatur mit Liebe und Eifer anzueignen. Eine ausführliche Darſtellung, wie die deutſche Poeſie insbeſondere auf die neueſte franzöſiſche Literatur eingewirkt, würde in dieſer Hinſicht die merkwürdigſten Aufſchlüſſe gewähren und die wichtigſten Betrachtungen veranlaſſen.

Die Deutſchen machten in der allgemeinen Bildung noch einen weiteren Fortſchritt: ſie laſſen ſich gegenwärtig auch untereinander gelten. Die literariſchen Fehden werden immer ſeltener. Wenn ſelbſt Goethe und Schiller mit ihren erſten Werken dem heftigſten Widerſpruch begegneten, ſo kann heutigentags ein junger Autor, wenn er anders etwas Gutes liefert, überzeugt ſein, in kurzem ehrende Anerkennung zu finden. Ein Rezenſent, der an einem wirklichen Talente ſein Mütchen kühlen wollte, würde in dem Publikum kaum einigen Anklang finden. So frägt man auch bei einem neuen Buche nicht mehr: Ward es in Berlin, Leipzig oder Wien geſchrieben? Man läßt das Gute ohne engherzige Rivalität gelten.

So wünſchenswert die unabläſſige Fortbildung dieſer Humanität, zumeiſt im Reiche der Geiſter, erſcheint, ſo kann und ſoll ſie uns doch niemals ſo ſehr verallgemeinen, daß ſich nicht jede Nation als ein Ganzes und in dieſem der einzelne als ſelbſtändiges Individuum fühlen dürfte. Der Ausdruck der Nationalität und der eigentümlichen Sinnesweiſe macht ja eben den intereſſanten Menſchen und Schriftſteller. Dieſe Eigenheiten mit einem gewiſſen erlaubten Selbſtbehagen zu erhalten und zu veredeln, aber ja nicht zu verwiſchen, ſei das Beſtreben eines jeden. Sein Vaterland liebt jedermann, ſelbſt der Lappe und Samojede; und im Vaterlande liebt er vorzugsweiſe ſeine Familie, ſeine Angehörigen, ſeine Freunde. Wird jemand, der einen Herder oder Schiller kennen lernt, deshalb aufhören, ſeinen Vater oder ſeinen Freund zu lieben, weil jene Männer geiſtreicher oder gelehrter ſind als dieſe? Gewiß nicht! Er wird jene gewaltigen Geiſter verehren, bewundern, aber den Vater und Freund, in deren Herzen die Wurzeln ſeines Daſeins haften, wird er fortfahren zu lieben bis zum letzten Hauche ſeines Lebens.

So kann uns auch eine Nation geiſtreicher, tapferer, kunſtempfänglicher erſcheinen als die eigene, aber jenes fremde Land hat uns nicht erzeugt, genährt, gelehrt, hat uns nicht Eltern und Freunde gegeben; den eigenen Boden kennen wir beſſer, inniger, wir ſind mit manchem

ſeiner Vorzüge vertraut, die dem Fremden ewig fremd bleiben; wir ſind ein Teil, ein Produkt dieſes Bodens; mit einem Wort: wir ſind im Vaterlande, in der Heimat.

Wer nicht die Welt in ſeinen Freunden liebt,
Verdient nicht, daß die Welt von ihm erfahre.

Wie der einzelne Private ſich ſeines Vaterlandes freuen darf, ſo auch der Schriftſteller; und in dieſem Sinne laſſen wir den oft mißbrauchten Ausdruck „vaterländiſcher Schriftſteller“ gelten.

Öſterreich hat unſtreitig faſt in allen Fächern der Wiſſenſchaft bedeutende Männer aufzuweiſen; doch machte man ihm von jeher den Vorwurf, daß es in der ſogenannten „ſchönen Literatur“ zurückgeblieben. Den Gang und die Fortbildung, ſowie den gegenwärtigen Zuſtand dieſer Literatur in allgemeinen Umriſſen auf hiſtoriſchem Wege darzuſtellen, ſowie die Hoffnungen für die Zukunft auszuſprechen, ſei der Zweck und Inhalt dieſer Skizze.

Ich maße mir darin keineswegs an, über ſämtliche literariſche Erſcheinungen unſeres Vaterlandes ein ſtreng kritiſches Urteil zu fällen; ich bemühe mich vielmehr, die allgemeine Anſicht auszuſprechen, welche ſich über ältere Werke ſeit einer Reihe von Jahren feſtgeſtellt hat und welche meiſtens die richtige iſt. Gebe ich über neuere Autoren meine eigene Meinung, ſo ſuche ich durch kurze Darſtellung des Weſens ihrer

Werke meine Anſicht zu erläutern und zu begründen. Ich nenne ferner jeden, beſonders jeden lebenden Schriftſteller, der mir einen Stein zu dem Gebäude unſerer Literatur beigetragen zu haben ſcheint; ich konnte aber, wenn ich kein Buch ſchreiben wollte, nicht jedes einzelne Talent genauer bezeichnen, ſondern mußte mich beſchränken, auf diejenigen Werke näher einzugehen, welche im Inlande und hauptſächlich auch im Auslande größeres Aufſehen erregt hatten, wobei ich mir nur erlaubte, bisweilen auf ſolche Produkte aufmerkſam zu machen, welche mir minder beachtet ſchienen als ſie es verdienten. So viel im allgemeinen, um nicht mißverſtanden zu werden.

Unmittelbar vor und während der goldenen Zeit der deutſchen Literatur regte der politiſche Genius in Öſterreich nur ſelten ſeine Flügel. Der würdige Denis iſt beiläufig der einzige Dichter, der ſich aus der früheſten Periode nennen läßt. Seit Maria Thereſia den Thron beſtieg, nahmen häufige Kriege nach außen und mannigfache Bildungsprozeſſe nach innen die Geſamtkraft der Nation in Anſpruch, und ließen die heiteren Spiele der Muſen nicht gedeihen. Ein großer Mann ſprach das Wort der freien Vernunftentwicklung und der milden Duldung aus; tauſend kleinere Leute ſchwatzten es nach, und die Idee wie die Ausführung

verunreinigte ſich in ihrem Munde und unter ihren Händen. So entwickelte ſich jene leidige Aufklärungs- und Toleranzepoche, die denn auch mehrere Dichter erzeugte und ſie anregte, ihre Geſänge zu Ehren der klaren und proſaiſchen „Vernunft“ ertönen zu laſſen. Niemand wird Blumauers Talent und vor allem ſeinen glänzenden Witz verkennen; aber die polemiſche Richtung ſeiner Muſe, welche durchgehends die Farbe ſeines Jahrhunderts trägt, wird ihn in den Augen der Nachwelt nicht ſo hoch ſtellen, als ſeine Naturgaben ſie zwingen konnten, ihn zu ſtellen, wenn er dieſe minder einſeitig anwenden wollte. Die wahre Poeſie, von Homer bis Goethe, war niemals bloß polemiſch. — Nennen wir noch Maſtallier, Alxinger und Ratſchky, ſo ſind die berühmten Namen aus jener Periode ſo ziemlich beieinander. Die tauſend und aber tauſend Aufklärungsbroſchüren und -Gedichte ſind verſchwunden; als höchſt bezeichnend hat ſich ein Werk erhalten, welches den Titel ſeiner Zeit an der Stirne trägt: Fauſtin oder das philoſophiſche Jahrhundert, eine Art von philoſophiſchem Roman, durch Voltaires Art und Weiſe angeregt, worin ſich die Tendenz der Zeit vollkommen ausſpricht und welches nicht ohne Verdienſte iſt. — Wie der Zuſtand der Kritik damals in unſerm Vaterlande beſchaffen war, erhellt aus den Stimmen der Tonangeber. Von Ayrenhoff und Freiherr v. Retzer brachten dem tölpiſchen und unge-

schlachten Riesen Shakespeare verschiedene Stiche mit ihren Galanteriedegen bei und glaubten ihm den Todesstoß versetzt zu haben, weil er sich nicht rührte; er aber schlief sanft fort im Gefühle seines ewigen Ruhms, bis der eine jener Herren einen Shakespeareschen Stoff nach seiner Weise bearbeitete, worauf sich denn der Riese im Grabe umkehrte und seinen Bundesgenossen Goethe ersuchte, den kritischen Bearbeiter durch Götzens eiserne Faust ein bischen zurechtzuweisen.

Sowenig Ausbeute an Poesie unser Vaterland auch in jener Zeit darbietet, so wurde doch damals eine Anstalt gegründet und befestigt, welche mit der Poesie in inniger Verbindung steht und wenigstens ihrer Natur nach geeignet ist, poetische Talente zu erwecken, wenn auch heutigen Tages und in der Wirklichkeit häufig das Gegenteil vorkommt. Der große Kaiser Joseph brachte das deutsche Theater in Wien auf die Stufe hoher Vollkommenheit. Man hatte schon längst das Bedürfnis gefühlt, auf den Geschmack und die Bildung der mittleren Klassen der Gesellschaft zu wirken und fand die Bühne hierzu als das tauglichste Mittel. Sonnenfels war der Mann, der durch Wort und Tat dazu am meisten beitrug. Der Hanswurst im Kärntnertortheater wurde vertrieben; französisches Schauspiel und italienische Oper beschränkt; deutsche Schauspiele und Übersetzungen der Meisterwerke der Fran-

zoſen ſollten vorherrſchen. Auch die Volksbühne veredelte ſich von ſelbſt, indem das improviſierte Theater nach und nach aufhörte und Hafner ſeine Stücke ſchrieb. Schade, daß dieſes eigentliche Talent, dem es durchaus nicht an Erfindungsgabe, noch an Witz gebrach, zu viel Roheit und zu wenig Geſchmack beſaß, um andere als Lokalſtücke zu ſchreiben. Staatsrat Gebler, ſelbſt Theaterdichter, Heufeld an der Seite, deſſen Leſſing in der Dramaturgie erwähnt, leitete die Hofbühne mit Eifer und im edelſten Sinn. Durch Kaiſer Joſeph kam neues Leben in die Sache. Bedeutende Schauſpielertalente wurden gewonnen; dem Dichter ward die dritte Vorſtellung ſeines Werkes als Einnahme geſichert; das Theater hieß Nationaltheater. Wie ſehr ſich der große Mann ſelbſt in die Details der Bühnenleitung einließ, erfährt man aus der Biographie des Schauſpielers Müller, welchen der Kaiſer reiſen ließ, um Verbindungen mit Dichtern und Schauſpielern anzuknüpfen. Die ſchönſte Frucht dieſer Reiſe war, daß Schröder in der Folge für Wien gewonnen wurde. Sein Doppeltalent belebte und erweiterte das Theater. Er brachte zuerſt Shakeſpeare auf die Bühne, nebſt vielen ſeiner eigenen Werke und Umarbeitungen; die vortrefflichſten entſtanden zum Teil erſt in Wien. An Schröder ſchloſſen ſich manche andere, wie Jünger, Stephanie an, und förderten in ſeinem Sinne, wenn auch eben keine poetiſchen Werke, doch brauchbare

Theaterstücke zutage. Und so war schon damals gleichsam die Form bezeichnet, in welcher in Österreich die Poesie zuerst auftreten und allgemeine Anerkennung finden sollte.

Nach der Zeit dieser Übergangsepoche wurde ein höchst achtungswürdiger Mann durch das Beispiel des (im edlen Sinne) populärsten deutschen Dramatikers angeregt, einen Teil seiner Kräfte der vaterländischen Bühne zu widmen.

Joh. Heinrich v. Collins Trauerspiele sind Werke eines Mannes von Bildung und Geschmack, der zugleich mit den Forderungen der Bühne höchst vertraut war. In einer Geschichte des österreichischen Theaters würden sie jedenfalls eine genaue Würdigung und Auseinandersetzung verdienen. Der rhetorische Prunk jener Stücke verschaffte ihnen in Deutschland zu einer Zeit wenig Eingang, wo durch das Beispiel der ausgezeichnetsten Talente und durch das Studium und den Genuß von Shakespeares Werken die Forderung an Poesie bereits höher gestellt war. Indessen kamen Collins Trauerspiele den damaligen Bedürfnissen der Wiener Bühne höchst erwünscht entgegen, und man ward durch eine Reihe von Jahren nicht müde, würdige und männliche Gesinnungen in wohlklingenden Versen aus Korns Munde zu vernehmen, der eben durch diese Stücke der Liebling des Publikums wurde. Einem minder gebildeten Teil der Zuschauer waren

zugleich Zieglers Schauſpiele eine willkommene Gabe, welche auch die übrigen Bühnen Deutſchlands nicht verſchmähten.

Das Theater beſaß die vorzüglichſten Talente, und hatte ſich längſt zu dem erſten in Deutſchland emporgeſchwungen, nur mußte es ſeinen poetiſchen Bedarf meiſtens aus dem Auslande beziehen. Zu erwähnen wäre hier nur, daß Kotzebue während der kurzen Zeit ſeiner Leitung des Hoftheaters einige ſeiner beſten Stücke in Wien ſchrieb, und daß Theodor Körners Dramen (der freilich als lyriſcher Dichter bedeutender iſt) ihre Entſtehung nur ſeinem Aufenthalte in Wien und ſeinen Verhältniſſen zu der Hofbühne verdanken, ſowie auch Ludwig Zacharias Werner zu mehreren ſeiner wunderlichen, aber zum Teile höchſt poetiſchen dramatiſchen Schöpfungen hier angeregt wurde.

Der Zuſtand der Kritik wurde zu Anfang unſers Jahrhunderts durch einen Mann verbeſſert, deſſen bereits mehrmals in dieſen Blättern erwähnt worden. Joſef Schreyvogel (genannt Weſt) ſetzte ſich in ſeinem „Sonntagsblatt“ das Ziel, die neuen Erſcheinungen der Literatur und der Bühne gründlich und ausführlich zu beſprechen und auf den Geſchmack und die Einſicht des großen Publikums durch überwiegenden Verſtand und wahrhaft kritiſchen Geiſt zu wirken. Auf Ariſtoteles und Leſſing, wie auch auf die erſten Dichterwerke aller Zeiten geſtützt, ſtellte er ſich ins-

beſondere der neuen romantiſchen Schule, namentlich den bilderſtürmiſchen Beſtrebungen der Gebrüder Schlegel entgegen. Wenn er hierin in ſeinem Eifer bisweilen zu weit ging und mitunter ſogar die wahrhaft poetiſchen Erfindungen ſeiner Gegner verkannte, ſo muß man bedenken, daß zur Zeit einer Gärung der Widerſpruch ſich immer rückſichtslos auszudrücken pflegt, und daß derjenige, der ein Prinzip bekämpft, ſich nicht darauf einlaſſen kann, das einzelne Gute, was ſeine Gegner etwa hervorbringen, beſonders gelten zu laſſen. Hat doch ſogar Leſſing, indem er ſeinem Shakeſpeare in Deutſchland Eingang zu verſchaffen ſuchte, nötig befunden, die franzöſiſche Bühne vorher mit Stumpf und Stiel auszurotten, deren Verdienſt ihm gewiß nicht entgangen war. Unſere Zeit bietet, beſonders in politiſcher Hinſicht, merkwürdige ähnliche Belege dar.

Wie man übrigens auch Schreyvogels allzu heftigen Eifer gegen die modern-romantiſche Poeſie, deren Anhänger bedeutende Talente unter ſich zählten, tadeln mag, ſoviel bleibt gewiß: die Forderungen und Zwecke des Theaters, dem er ſich in der letzten Hälfte ſeines Lebens mit ausſchließender Vorliebe widmete, kannte er weit beſſer, als die Romantiker. Seine Verdienſte um die Leitung der Wiener Hofbühne, die ſo glücklich war, ihn beinahe durch zwanzig Jahre als Dramaturgen und Theaterſekretär zu beſitzen, ſind noch

friſch in jedermanns Andenken. Was er durch Rat und Beiſtand dem Schriftſteller geleiſtet, weiß jeder, der ihm näher ſtand. So manches beliebte und belobte Stück, welches hier entſtand, verdankt ſeiner kritiſchen Feile den günſtigen Erfolg, wie es denn auch Müllner und Raupach nicht verſchmähten, ſich ſeines Rates und ſeiner Prüfung bei ihren bedeutenden Arbeiten zu bedienen. Und wirklich war ein Mann, wie Schreyvogel, der von Natur mehr auf Reflexion und Analyſe hinſtrebte als auf lebendiges Schaffen, und der doch zugleich des praktiſchen Blickes und der nötigen Technik nicht entbehrte, für den eigentlichen Schriftſteller und Dichter ein unſchätzbares Kleinod, indem ihm dieſer Kunſtrichter, bei ſeiner gereiften Anſicht und Erfahrung, gewiſſermaßen für ein ganzes Vor-Publikum dienen konnte. Rechnet man hinzu, daß er bei einem durchaus ſtreng rechtlichen Charakter und bei einer immer gleichen Wärme für alles Gute und Schöne ſeine Ratſchläge ohne alle Nebenabſichten erteilte, ſo läßt ſich begreifen, daß der Verluſt dieſes Mannes dem Schriftſteller ſowie der Schauſpielergeſellſchaft gleich unerſetzlich erſcheinen muß.

Wir beſitzen von Schreyvogel eine Sammlung Novellen, die, nebſt den geiſtreichen Erzählungen des Freiherrn von Steigenteſch, das Beſte ſind, was die öſterreichiſche ſchöne Literatur in dieſem Fache aufzuweiſen hat. Noch bedeutender ſind ſeine Bearbeitungen

der ſpaniſchen Meiſterwerke: „Das Leben ein Traum“ und „Donna Diana“. Man kann kühn behaupten, daß weder die deutſche, noch eine andere Nation eine ähnliche in eigenes Fleiſch und Blut übergegangene Umarbeitung eines fremden Werkes beſitze. Selbſt A. von Schlegels berühmte Überſetzungen Shakeſpeares laſſen ſich hiemit nicht vergleichen, da ſie eigentlich darauf hinzielten, den fremden Autor, wie er war, und ſomit freilich auf die wirkſamſte Weiſe, dem Vaterlande vorzuführen.

Im Jahre 1816 ward Schreyvogel mit Grillparzer bekannt, der ihm den Plan zu ſeiner „Ahnfrau“ und in der Folge den erſten Akt dieſes Stückes mitteilte. Schreyvogel kam dem jungen Autor mit aller Wärme entgegen. Der weitere Gang des Trauerſpiels wurde beſprochen, mit vielem Hin- und Widerſtreiten, wobei der Kunſtrichter dem Dichter manche ſeiner eigenen Anſichten unterſchob. In wenig Wochen war das Stück vollendet, mit welchem die Poeſie in Öſterreich eigentlich erſt geboren wurde. Die Wirkung bei der erſten Aufführung der „Ahnfrau“ im Theater an der Wien (Heurteur als Jaromir, die Schröder als Bertha) war außerordentlich. Die friſche Lebensquelle der Poeſie drang mit Macht in die trockenen Gemüter der Theaterbeſucher. Bald war die Ahnfrau heimiſch auf allen Bühnen Deutſchlands. Die Wirkung, die Anerkennung war allgemein. Natürlich fehlte es nicht an einzelnen

Stimmen der Kritiker, welche dagegen auftraten. Das Stück ſchien ſich einer Schule anzuſchließen, deren Bekämpfung zur literariſchen Mode gehörte. Welch ein Unterſchied übrigens zwiſchen der „Schuld“ und der „Ahnfrau“! Müllners Trauerſpiel erſcheint als das Werk eines höchſt verſtändigen Mannes, der in der Kompoſition ſeiner Fabel die größte Kunſtfertigkeit, ja Meiſterſchaft entwickelte. Die Schickſalsidee liegt zum Grunde; darnach iſt alles wohl berechnet, alle Häkchen paſſen ineinander, wie bei einer kunſtreichen Maſchine; der tragiſche Prozeß mit ſeinem pro und contra ſchreitet unaufhaltſam vor, man ſieht den Helden ſich verſtricken, wanken, fallen. Aber der Held ſelbſt ſowie die übrigen Perſonen, ſind keine lebendigen Weſen, ſondern vielmehr perſonifizierte Begriffe; ebenſo iſt ihr Verhältnis zu einander kein wahres, natürliches; ſie ſind nur da, um ein poetiſches Rechenexempel löſen zu helfen. Was ſie ſprechen, iſt geiſtreiche Reflexion, philoſophiſche Zergliederung der Leidenſchaft, aber nicht ihre dichteriſche Darſtellung.

Die „Ahnfrau“ wird gewiß von der „Schuld“ an techniſcher Kunſt übertroffen; dagegen iſt ſie das Werk eines wahren Dichters. Nicht der kalte, berechnende Verſtand hat die Perſonen und ihre Verhältniſſe nach Begriffen erſonnen und mit einem poetiſchen Scheinleben bekleidet, nein, hier iſt alles empfunden, erlebt, verkörpert. „Des Dichters Aug', in ſchönem Wahnſinn

rollend", hat die Geſtalten wirklich erſchaut, und der Zauber der ſchaffenden Phantaſie teilt ihre Lebenswärme der ſchwächeren Einbildungskraft des Zuſchauers mit. Dieſe geheimnisvolle Operation, wodurch das Wort zum Körper wird, geht im Reiche der Kunſt ſeltener vor, als man denkt.

Wie viel an der Wirkung der „Ahnfrau" auf das große Publikum, um einen Ausdruck Goethes zu gebrauchen, „ſtoffartig" war, laſſen wir dahingeſtellt; ſoviel iſt übrigens gewiß, daß man Grillparzers Talent noch immer nach ſeinem erſten Werke ermißt und das Romantiſche für die eigentliche Sphäre ſeiner Kunſt hält. Um ſo überraſchender war ſein zweites Auftreten mit einem antiken Stoff. „Sappho" machte darum keine geringere Wirkung.

„Nur aus vollendeter Kraft blicket die Anmut hervor", konnte man dem Stücke zurufen. Der Dichter ſchien nunmehr zur Anerkennung der geſetzlichen Schranken und Regeln gelangt zu ſein; es gefiel ihm, ſich von ſeiner früheren romantiſchen Welt mehr zu den Verhältniſſen des Lebens zu wenden. Die neuen Elemente, in denen ſich die „Sappho" bewegt, kehren ausgebildeter in den ſpäteren Werken wieder.

„Das goldene Vließ", die Frucht mehrjähriger Arbeit, iſt vielleicht in der Art, wie er hier behandelt wurde, einer der größten Stoffe, deren ſich jemals ein dramatiſcher Dichter bemächtigte. Es war bereits früher

häufig verſucht worden, uns die antike Welt wieder ins Leben hervorzurufen. Die Franzoſen moderniſierten ſie und tauchten ſie in Sentimentalität; die deutſchen Verskünſtler der vorigen Jahrzehente glaubten die Auffaſſung der Antike in der Nachbildung der klaſſiſchen Form zu finden. Klinger, der die großen Stoffe des Altertums in der damals üblichen Theaterproſa behandelte, brachte ſie wohl um vieles dem Leben und der Natur näher, aber der Verfaſſer der „Zwillinge“ verlieh ihnen eine zu bürgerliche Geſtalt. Goethe hatte in der „Iphigenia“ das rein Menſchliche des antiken Stoffes ergriffen, und ihm den Gehalt und die Form verliehen, welche neue Zeit und Bildung, neue und ganz andere poetiſche Bedürfniſſe erheiſchten. Die Poeſie hatte durch die „Iphigenia“ eine neue Eroberung gemacht; aber „Iphigenia“ iſt kein Trauerſpiel. Die tragiſche Auffaſſung und Belebung jener gewaltigen Stoffe blieb noch immer eine Aufgabe der neueren. In „Pandoras Wiederkehr“ erſcheint die Blüte des antiken und modernen Lebens vermählt, jedoch geſtaltet ſich das kleine Meiſterwerk vielmehr zur Allegorie, ſowie im zweiten Teile des „Fauſt“ die Griechenwelt ſymboliſch eingeführt und halb ernſthaft, halb in literariſchem Scherz behandelt wird.

„Das goldene Vließ“ bietet in der ganzen neuen Literatur das einzige Beiſpiel einer echten tragiſchen Wiederbelebung der Antike dar. Die Art, wie hier das

Verhältnis des Jaſon zur Medea aufgefaßt wurde, gewährt uns einen der tiefſten Blicke in das menſchliche Herz. Ein edler jugendlicher Griechenheld, kräftig und ruhmdürſtig, verſammelt andere edle Genoſſen zum Kriegszug nach dem Kolcherland. Seine Kraft, ſeine edle Kühnheit gewinnt ihm das Herz eines wilden jungen Barbarenmädchens, der Königstochter. Sie verläßt ihm zuliebe Vater und Vaterland; durch ihre Beihilfe, durch ihre Kenntnis geheimen Zaubers gewinnt er das erſehnte goldene Vließ. Sie wird ſein Weib, und er kehrt mit ihr als Sieger in das heitere Griechenland zurück. Aber die Liebe, die unter Kampf und Streit begonnen und der des Vaters Fluch in die Fremde folgte, war keine glückliche. Mit Grauen dachte Jaſon an Medeens Zauberkünſte; ihre wilde Leidenſchaft genügte ſeinem Herzen nicht, welches nach der ſtillen innigen Neigung des Weibes verlangte. Zwei ungleiche Naturen waren aneinander geraten; ein wunderbares Verhängnis hatte ſie verbunden, ſie, die ſich aus Liebe haßten und im Haſſe liebten. Der Zwieſpalt im Innern der beiden Gatten wuchs langſam, ward durch Schweigen genährt und wurde unvertilgbar.

Auf Kampf geſtellt, rang ich mit ihr, und wie
Ein Abenteuer trieb ich meine Liebe.

Durch ſie ward mir das rätſelhafte Vließ,
Sie führte mich in jene Schauerhöhle,
Wo ich's gewann, dem Drachen abgewann.

So oft ich ihr ſeitdem ins Auge blicke,
Schaut mir die Schlange blinkend draus entgegen
Und nur mit Schaudern nenn' ich ſie mein Weib.

Vier Jahr verſchob die Rückkehr uns ein Gott,
Durch Meer und Land uns in der Irre treibend.
In Schiffes Enge, ſtündlich ihr genüber,
Brach ſich der Stachel ab des erſten Schauders;
Geſchehn war, was geſchehn — ſie ward mein Weib.

In dieſer finſtern Stimmung des Gemüts landet Jaſon mit Medea in Griechenland. Aber ſeine Vaterſtadt verachtet das mitgebrachte Barbarenweib; das trotzige Herz der Fremdlingin verſchmäht es, ſich die Zuneigung der neuen Freunde zu gewinnen. Auch hier ſchrecken ihre geheimen Künſte; man gibt ihnen Schuld an König Pelias Tod. Jaſon wird aus ſeiner Vaterſtadt verbannt und kommt mit Medea als Flüchtling nach Korinth, deſſen König ihn aufnimmt und ſelbſt vor dem Gerichte der Amphiktyonen ſchützt und nur die geächtete Medea dem Banne Preis gibt. Jaſon fand in des Königs Hauſe und in Kreuſens Nähe die holde, entſchwundene Jugendzeit wieder, er gab ſich auf einen Augenblick der ſeligen Erinnerung hin — da tritt die düſtere Gefährtin ſeines Lebens drohend und heiſchend vor ihn: er ſieht in ihr nur mehr die Unheil ſpendende Zauberin, vielleicht die Mörderin ſeines Oheims, wofür ſie ganz Griechenland hält. Wer ſoll dir glauben, ruft er ihr zu, daß du den König

nicht getötet? Medea antwortet: Du! Dieſes „Du“ iſt weit tiefer, weit poetiſcher, als das gerühmte „moi“ der franzöſiſchen Medea. — Der Bruch iſt unheilbar geworden. Die Gatten trennen ſich. Jaſon verliert ſeinen Mut, ſeine Kraft; Medea gewinnt ſie. Verachtet, ausgeſtoßen aus der Geſellſchaft, von ihrem Gatten verlaſſen, ihrer Kinder beraubt, im innerſten Leben verletzt, ruft ſie die alten Zauberkräfte wieder auf, denen ſie freiwillig entſagt hatte. Sie erfüllen ſie mit neuem, dämoniſchem Leben; ſie ſtacheln ſie auf, des Königs Haus, die verhaßte Kreuſa zu vernichten; ſie ſpornen ſie an zur entſetzlichſten Tat: zum Morde der eigenen Kinder. — Man kann die furchtbare Kataſtrophe nicht tragiſcher und zugleich natürlicher herbeiführen. Jedes Motiv dazu iſt aus der innerſten Natur des Weibes entnommen; die Tat ſelbſt iſt nicht die Folge gewöhnlicher Leidenſchaft, alltäglicher Eiferſucht; ſie geht aus dem unſeligen Verhältnis der beiden Gatten, das ſich vor unſern Augen entfaltete, beinahe mit unabweisbarer Notwendigkeit hervor. Das ſchwere Problem iſt gelöſt: daß wir Medea nicht gänzlich verabſcheuen, weil ſie die Grenze der Menſchheit überſchritten, ſondern ſie, dieſem Jaſon gegenüber, mehr bemitleiden. Das goldene Vließ, woran ſich in der Erinnerung der Tempelraub und der Mord des Gaſtfreundes knüpft, ſchreitet als Verhängnis im antiken Sinne durch die Trilogie.

Die Ausführung des großen Werkes zeigt ſich ungleich. Eine tief eingreifende Störung ſeines innern Lebens ſcheint den Dichter gehemmt zu haben, das Werk wie aus einem Guſſe zu geſtalten und vollendet abzuſchließen. Die vier erſten Akte der „Medea“ dürften ſich übrigens dem vollkommenſten anſchließen, was die tragiſche Poeſie der Deutſchen jemals erſtrebte. Die Wirkung der Trilogie war nicht durchgreifend. Es war im ganzen „Kaviar fürs Volk“. Freilich iſt das wild Leidenſchaftliche der „Ahnfrau“ und die ruhige Klarheit der „Sappho“ leichter aufzufaſſen. Es bedurfte des Spieles einer Schröder, um wenigſtens den letzten Teil der Trilogie für das Repertoire unſerer Theater zu gewinnen.

Indeſſen war das einmal geſtörte Gemüt unſers Dichters nicht ſo leicht wieder beruhigt. Äußere und innere Lebensverhältniſſe wirkten nachteilig auf ſeinen Genius. Lyriſche Mitteilungen aus jener Zeit machten uns zum Teil mit ſeinem Zuſtande bekannt. Ich erinnere hier vor allem an „Incubus“. So viel ſcheint gewiß, daß Grillparzer, vielleicht ſchon während der Ausarbeitung der Trilogie, die urſprüngliche reine Freude am Produzieren verlor. Übrigens folgten ſich dennoch größere Werke, wenn auch in bedeutenden Zwiſchenräumen: „König Ottokars Glück und Ende“, „Ein treuer Diener ſeines Herrn“, „Des Meeres und der Liebe Wellen“. Die Auseinanderſetzung der Ur-

sachen, welche, außer einer krankhaften körperlichen Reizbarkeit, das Gleichgewicht seiner Seele störten, bleiben dem Biographen des Dichters überlassen.

Grillparzers letztes Werk ist „Der Traum ein Leben", eigentlich die Wiederaufnahme einer Jugendarbeit. Er hat sich ausschließlich dem Theater zugewendet, und leider zu einer Zeit, wo dieses bereits seinem Verfalle nahe und das edlere Interesse dafür, besonders für die Tragödie, fast erloschen ist. Grillparzer steht gegenwärtig im kräftigen Mannesalter. Es läßt sich daher erwarten, daß er nunmehr als mächtiger Beherrscher seiner Verhältnisse und Stimmungen den goldenen Faden der Poesie wieder aufnehmen wird.

Man muß übrigens nicht vergessen, daß die zarte Organisation, welche geistiges Produzieren möglich macht, auch empfindlicher ist gegen die rauhe Einwirkung der Außenwelt. Eine Laute ist bald verstimmt. Auch die Blume des Geistes verschließt sich vor unsanfter Berührung. —

Gleichzeitig mit Grillparzer trat in der literarischen Welt auf Josef Christian Freiherr v. Zedlitz. Er versuchte sich in verschiedenen Formen des Dramas und bewährte in allen den Poeten, am meisten in seinem letzten Werke: „Tassos Tod." Übrigens scheint seiner lyrisch-epischen Natur die bewegliche dramatische Form noch minder gemäß als dem großen Dichter

des „Don Juan“. Seine Gedichte, vor allem ſeine „Totenkränze“, haben ihm die Anerkennung und den Beifall von ganz Deutſchland erworben. Seiner Überſetzung des „Childe Harold“ ſieht man mit Verlangen entgegen. Übrigens wäre zu wünſchen, daß ſich Zedlitz eines großen epiſchen Stoffes bemächtigte und darin die Reſultate ſeiner poetiſchen Anſchauungen niederlegte. In neuerer Zeit machte ſich Deinhardſtein durch ſeinen „Hans Sachs“ und „Garrick in Briſtol“ einen bedeutenden Namen in der theatraliſchen Welt.

Dieſe beiden Stücke ſchließen ſich dem poetiſchen Luſtſpiel in einer Art an, deren fernere Kultur höchſt wünſchenswert wäre. Die Leiſtungen der Frau von Weißenthurn im Felde des bürgerlichen Schauſpiels und Luſtſpiels ſind ſeit einer Reihe von Jahren in jedermanns Andenken.

Außer den genannten befinden ſich in Öſterreich noch folgende bekannte dramatiſche Schriftſteller: Braun v. Braunthal, Caſtelli (eigentlich mehr Bearbeiter und Überſetzer), Eduard Duller, Karl Egon Ebert, Kuffner, Johann Graf Mailáth, Marſano, Pannaſch (Verfaſſer des „Alboin“), Frau v. Pichler, O. Ernſt Bohl (Verfaſſer der „Peſt in Leon“), Treitſchke, Weidmann und der Verfaſſer dieſes Aufſatzes.

Einer eigentümlichen Erſcheinung iſt hier zu gedenken, die ſich wohl nur aus dem bewegten und

mannigfaltigen Treiben einer volkreichen, lebendigen und jede Art von Richtung pflegenden Reſidenzſtadt entwickeln konnte. Ich meine Raimunds, des genialen Schauſpielers, Theaterſtücke. Schon längſt hatte er durch ſein vorzügliches Darſtellungstalent die mehr oder minder gelungenen Lokalſtücke und Zauberpoſſen der Volksdichter (Gleich, Meisl, Bäuerle) ins rechte Licht zu ſtellen und im einzelnen zu veredeln gewußt, eh' er ſelbſt als Autor auftrat und mit einem kühnen Aufſchwung alle ſeine Vorgänger weit hinter ſich zurück ließ. Er fühlte in ſich ein poetiſches Bedürfnis, welches er, bisweilen auf die wunderlichſte Art, zu befriedigen ſuchte. Allein vielleicht iſt es gerade die Miſchung ſo mancher widerſtrebender Elemente, welche ſeine Dichtungen für das große Publikum und für den Kunſtfreund gleich anziehend macht. Raimund hat, wenn er dichtet, einen doppelten Zweck vor Augen: Er muß zuerſt demjenigen Publikum Genüge tun, dem er ſich zu Anfang ſeiner Bahn weihte und deſſen Bedürfniſſe er niemals außer acht laſſen darf. Dieſes verlangt denn vor allen Dingen, außer einigem äußeren Glanz und Flitter, ſeinen Liebling in einer bedeutenden komiſchen Rolle zu ſehen. Dann will aber der Dichter auch, wie billig, ſich ſelbſt befriedigen und, nebſt Spaß und Lachen, auch einiges aus ſeinem innern Leben darbringen. Es macht dem edlen Herzen Raimunds nur Ehre und iſt ſeiner Bil-

dungsstufe ganz gemäß, daß er zu dem letzteren Zweck Poesie und Moral gleichsam verknüpft und so in den Allegorien seiner Zauberwelt das sittliche Schöne wie verkörpert darstellt, das er im wirklichen Leben oft so schmerzlich vermißt. Zugleich mochte ihm, als Dichter, Shakespeares und Calderons Manier vorgeschwebt haben, wie sich ihm als Menschenbeobachter täglich Szenen des Wiener Volkslebens darboten und den Schauspieler und Theaterdirektor die Produktionen der Hoftheater anregten, auch seine Untergebenen auf eine höhere Kunststufe zu heben. Diese verschiedenartigen Anregungen sind es nun, die, wie ich oben bemerkte, nur in einer so lebenskräftigen und vielgestaltigen Residenz, wie Wien, möglich sind.

Sie erzeugten jene trefflichen Schöpfungen Raimunds: „Der Diamant des Geisterkönigs", „Das Mädchen aus der Feenwelt", „Der Alpenkönig und Menschenfeind", welche, durch Raimunds Spiel belebt, auch das Ausland als Poesie aufnahm und pflegte. Stücke dieser Art werden immer willkommene Gabe, ja zeitgemäßes Bedürfnis sein.

Diese Mischung von Ernst und Scherz nebst der genauesten Theaterkenntnis und einer eigentlich sittlichen Richtung macht eben Raimunds Eigentümlichkeit aus; nur wäre zu wünschen, daß er sich nicht bisweilen allzusehr einem Hang zur Grübelei, zu überhäuften

Allegorien und nicht ganz klaren poetischen Bildern hingäbe.

Damit wir aber von dem trefflichen Manne nicht mit einem Tadel scheiden, so sei hier noch erwähnt, daß sein letztes Stück „Der Verschwender" sich fast durchgehends seiner bessern Art anschließt und noch auf viele tüchtige und gesunde neue Erzeugnisse hoffen läßt. Das letztgenannte Stück kann Raimund kühn in die Fremde schicken, besonders wenn er es selbst begleitet, und unser Landsmann wird damit überall sich und uns Ehre machen.

Die epische Dichtkunst scheint in neuerer Zeit weder Stoff noch Form zu finden. Die Meisterwerke dieser Gattung entstanden in lebenskräftigen, ursprünglichen Zeiten und gingen aus dem tiefsten Gefühle der Nationalität hervor. Zu den bedeutendsten Versuchen, jenen Gesängen ähnliches hervorzubringen, gehören nach der Messiade immerhin Ladislaus Pyrkers Werke. Die „Tunisias" insbesondere enthält wahrhaft poetische Schönheiten in denjenigen Teilen, wo uns der Dichter seine eigenen Erlebnisse wiedergibt. Die Anwendung der Maschinen wird in der epischen Poesie der Neueren immer das Mißlichste bleiben. Was ersetzt uns die Götter des Homer?

Bei unserer Art der Bildung, unserer Betrachtungsweise scheint überhaupt der philosophische Roman (im weitesten Sinne) geeignet, die Stelle der epischen

Gedichte einzunehmen. „Wilhelm Meister“ ist vorderhand unser Epos.

Die Romanenliteratur Österreichs wird durch eine Dame repräsentiert. Der Name Karoline Pichler, geb. v. Greiner, ist durch eine Reihe von Jahren im In- und Auslande geachtet! Ihre Schriften erfreuen sich vielleicht vor allen inländischen der größten Popularität, indem sie der allgemeineren Bildungsstufe der Gesellschaft zusagen. Reiner Stil, mäßige und einfache Darstellungsweise, sittlicher Charakter sind Eigenschaften, welche eine ähnliche Wirkung hervorzubringen geeignet sind.

Unsere übrigen Novellisten, Eduard Duller ausgenommen (gegenwärtig in Frankfurt am Main als Redakteur des „Phönix“), sind nicht von solcher Bedeutung, daß man sie mit den ausgezeichneten Schriftstellern dieses Faches in Deutschland vergleichen dürfte oder daß diese historische Skizze ihre Arbeiten ausführlicher besprechen könnte.

Die bedeutendsten Talente zählt Österreich in neuester Zeit im Felde der lyrischen Poesie. Ich nenne hier nur diejenigen Dichter, von denen bereits Sammlungen erschienen und die mehr oder minder auch im Auslande Anerkennung gefunden: Braun v. Braunthal, Castelli, Deinhardstein, Dräxler-Manfred, Karl Egon Ebert, Frankl (dessen episches Gedicht „Columbus“ mit nächstem erscheint), Anastasius Grün, Hermann v.

Hermannsthal, Gottfried v. Leitner, Nikolaus Lenau, Johann Mayrhofer, Passy, Freiherr v. Schlechta, Schleifer, Johann Gabriel Seidl, J. N. Vogl, Freiherr v. Zedlitz.

Castellis und Seidls Gedichte sind so ziemlich allgemein verbreitet. Man ist gewohnt, im übrigen Deutschland, besonders den ersteren für das Prototyp unserer vaterländischen Poesie zu halten, ja einer der Stimmführer nennt ihn sogar den österreichischen Anakreon. Viel mochte zu dieser Ansicht beitragen, daß Castelli „Gedichte in niederösterreichischer Mundart" schrieb, die mitunter zu seinen besten gehören. Der naivgemütliche und scherzhafte Ausdruck gelingt ihm ganz vorzüglich; im Ernsten und Elegischen wird er von seinem jüngeren Mitbewerber Seidl sowohl in den Gedichten als in den „Flinserln" übertroffen. Auch in der Präzision des Ausdrucks sowie in der Behandlung des Verses ist ihm Seidl meistens überlegen; dafür bewirkt Castelli durch seine witzigen Wendungen und Pointen, daß man seine inkorrekten Verse und Reime gerne übersieht. Beide Dichter sprechen übrigens eine heitere, bisweilen etwas oberflächliche Lebensansicht aus. Zu verwundern ist es, daß Seidl, bei seinem Talent und seiner Jugend, bereits seit Jahren verstummt.

Wenn Männer von Geschmack und sogenannter kritischer Einsicht über unsere Literatur sprechen und

ſchreiben, ſo ſollte man doch billig vorausſetzen können, daß ſie dem großen Haufen nicht nachſchwatzen und daß ſie das eigentlich Bedeutende und Würdige herauszuheben verſtehen. In dieſer Hinſicht iſt der Sänger der „Wlaſta“ und des „Kloſters“, der vortreffliche Balladen- und Romanzendichter Karl Egon Ebert, im Auslande noch lange nicht gehörig gewürdigt worden.

Noch minder erkannt ſcheint der gemütreiche Gottfried v. Leitner und der geiſtvolle Johann Mayrhofer. Den Gedichten des letzteren ließ Schubert am beſten ihr Recht widerfahren, indem er viele der bedeutendſten in Muſik ſetzte. „Memnon“, „Antigone und Oedip“, „Der zürnenden Diana“ uſw. ſind durch die Muſik erſt völlig abgeſchloſſen worden. Die Gedichte machen uns mit einem männlichen und kräftigen Geiſt bekannt, dem freilich der eigentlich lyriſche Schmelz fehlt und der mehr in reſignierender Zurückgezogenheit, wie der Einſiedler aus ſeiner Zelle, die Erſcheinungen der innern und äußern Welt dichteriſch betrachtet.

Braun v. Braunthal iſt im Auslande faſt verbreiteter als im Inlande. Auch ſeine Poeſie iſt, wie meiſtens die der Neueren, Reflexionspoeſie, aber er reflektiert mit Geiſt und auch das Gemüt geht dabei nicht leer aus. Schade, daß ihn ein unbezwinglicher Hang zum Bizarren bisweilen vom Wege der Natur ablenkt.

Grillparzer hat ſeine Gedichte noch nicht geſammelt herausgegeben. Einzelne, wie z. B. „Der Abſchied von Gaſtein", ſind in jedermanns Munde. — An Ludwig Halirſch darf ich hier erinnern, der leider in jungen Jahren ſtarb und dem es verſagt blieb, ein Talent, welches in heilſamer Gärung begriffen war, weiter auszubilden. — Hofrat v. Hammer, deſſen vorzüglichſtes Wirken mehr der Wiſſenſchaft als der Kunſt angehört, hat doch der letzteren durch ſeine Überſetzungen und Bearbeitungen der orientaliſchen Dichter keine geringen Dienſte geleiſtet und bietet das erfreulichſte Beiſpiel dar, wie ſich der eiſerne Fleiß und die Gründlichkeit des Gelehrten mit den heiteren Spielen der Muſen vereinigen läßt.

Die wichtigſten Erſcheinungen unſerer neuen Literatur ſind unſtreitig Anaſtaſius Grün und Nikolaus Lenau.

A. Grün trat zuerſt mit den „Blättern der Liebe" auf. Es waren die erſten Knoſpen eines Dichterlenzes, der uns bald mit vollen, duftigen Blüten und friſchen, ſchattigen Blättern erfreuen ſollte. „Der letzte Ritter" folgte. Dieſer Romanzenkranz ſchien nicht das Werk eines 22jährigen Jünglings, ſondern eines gereiften Mannes, der ſeine eigene Zeit und die ſeines Helden tief und vollſtändig erkannte und ebenſo wiedergab. Da iſt kein ſehnſüchtiges Schwärmen für Mittelalter und Ritterſchaft, keine ſentimentale Liebſchaft, kein

Frömmeln und lehnpflichtiges Wohldienen — ſondern jene bedeutende Zeit, die Grenze alter und neuer Bildung, alter und neuer Anſichten, tritt uns klar und beſtimmt vor das innere Auge; die wichtige Perſönlichkeit des letzten Ritters verſchmelzt die einzelnen Bilder zum wohltätigen Ganzen. Das Lied ertönt ernſt und männlich, jetzt tief und elegiſch, jetzt ironiſch und heiter. Der Sänger erhebt uns zu einem Standpunkt; wir ſehen, was verloren ging, und was aus ſeinem Schutte zu wecken nicht mehr an der Zeit iſt; wir gewahren wie durch einen fernen Zauberſchleier, was uns für das Verlorene entſchädigen kann, welche Forderungen wir an die neue Zeit ſtellen dürfen und welche ſie zu befriedigen imſtande iſt. Unſer Blick iſt erhöht und erweitert, wie nach dem Genuſſe jedes wahren Dichterwerkes.

„Der letzte Ritter" brachte eine bedeutende Wirkung in ganz Deutſchland hervor; ſein Verfaſſer gilt für einen Lieblingsſchriftſteller und er ward, wie bekannt, in der Folge dieſer Ehre nicht verluſtig.

N. Lenau trat erſt im Jahre 1833 mit einem Band Gedichten auf. Ihre Wirkung war ſo groß, daß ſchon im nächſten Jahre eine neue Auflage erſchien. An den Gedichten fällt uns zuerſt die ſichere Behandlung der Form auf, zu einer Zeit, wo die etwas liederliche Genialität eines Heine eine Menge Nachahmer weckte und die unerläßliche Forderung an Schönheit

und Klarheit des Ausdruckes herabzuſtimmen drohte. An Heine läßt man ſich's am Ende gefallen, wenn er ſich gehen läßt; dieſe Nachläſſigkeit gehört zu ſeinem Weſen. Ihm iſt dieſe Form ein vornehmes, elegantes Negligé; die andern, denen ſein Geiſt fehlt, glauben es ihm gleich zu tun, wenn ſie im zerriſſenen Unterkleide herumſpringen.

Nicht nur in der Form, auch im Gehalt kann Lenau für den vollkommenen Antipoden Heines gelten. Seinem männlich-ernſten Geiſt iſt die Selbſtironie durchaus fremd; ſein Schmerz äußert ſich niemals durch Spott. Eine tiefe Melancholie iſt der Grundton ſeiner Gedichte. Allein ſeine Trauer ſpricht ſich ſo ſchön und ſo neu aus, ſie weiß in der Natur mit ſcharfem Blick ſo viele Bilder und Gleichniſſe ihrer tiefen Anſchauungen zu finden, daß man ſich gerne darein vertieft. Man wirft den Gedichten Monotonie vor. Man braucht ſie ja nicht in einem Zuge zu leſen. Die Natur iſt reich; es gibt Nachtigallen und Lerchen. Wähle ſich jeder aus und wechſle nach Belieben.

Soeben erſchien der von Lenau redigierte „Frühlingsalmanach", welcher ſeinen „Fauſt", ein Fragment enthält — Ilias post Homerum! Fauſt nach Goethe! — Dagegen ſagt wieder ein wahrhafter Dichter, Achim v. Arnim: Jeder Dichter ſollte einen Fauſt ſchreiben. — Fragt doch die Alten! die wußten's am beſten. Leſet Hygini fabulae ad tragoedias! Da ſtehen

die Stoffe verzeichnet. Wie viele Iphigenien, Medeen uſw. wurden geſchrieben! Wurde doch auch Taſſos Tod erſt in neueſter Zeit von mehreren Dichtern dramatiſch behandelt! Der Inhalt war voraus bekannt. Man lernt ihn ja doch kennen, und wehe dem Werk, das man nicht zweimal lieſt. Was liegt daran, einen bekannten Stoff zu wählen, wenn er anders brauchbar iſt! Die Form iſt der Stoff.

Übrigens bleibt ein Vorgänger, wie Goethe, immer zu fürchten, und es war vielleicht dem neueren Dichter zu raten, der dramatiſchen Geſtaltung gänzlich zu entſagen, wenn ihm die Fabel von Fauſt gemäß erſchien, die Bilder ſeiner innern Welt darin darzulegen. Ganz Europa kennt Goethes Fauſt; die jetzige Generation hat dieſes wunderbare Werk gleichſam mit der Muttermilch eingeſogen; es ſtand zu erwarten, daß man über Mangel an Pietät klagen würde, ſobald ein neuer Dichter es wagte, die Geſtalten des Fauſt und Mephiſtopheles aufs neue herauf zu beſchwören. Hätte Lenau, was er nur teilweiſe tat, und was offenbar ſeiner Auffaſſung der Fabel ſowie ſeiner Dichtungsweiſe vollkommen zuſagte, den Fauſt im ganzen epiſch behandelt, ſo wäre dem Werke gewiß ſchnellere und unbedingtere Anerkennung geworden, während er jetzt, bei der verſchiedenſten Auffaſſung des Stoffes, bloß wegen der Einmiſchung dramatiſcher Szenen, erſt die Vergleichung mit Goethe zu bekämpfen hat. Ein weiterer

Übelſtand der gewählten äußern Form (dramatiſch-epiſch) iſt es noch, daß ſie den Leſer zerſtreut und es ihm erſchwert, das ſo Gegebene als ein Ganzes aufzufaſſen. Die Erzählung, welche die dramatiſchen Szenen unterbricht, hemmt und hindert die Einbildungskraft; die Geſpräche hingegen, die ſich in ein epiſches Gedicht einflechten laſſen, unterſtützen ſie. Doch dem Dichter hat es einmal gefallen, dieſe Form zu wählen; er hat uns vorderhand nur die erſte Hälfte des Gedichtes mitgeteilt, ſeine Zwecke laſſen ſich bis jetzt nur erraten und ahnen; das Ganze wird vielleicht ein Fragment bleiben — gleichviel! Wir müſſen ihm dankbar ſein für das einzelne Große und Schöne, was er uns gegeben. Mag das Gedicht durch Goethe angeregt ſein oder nicht: es erſchließt uns ein höchſt merkwürdiges inneres Leben, es ſpricht in den gediegenſten und männlichſten Verſen eine Fülle von Gedanken und Empfindungen aus, wie man ſie nicht oft zu hören bekommt, und es zeigt uns ſeinen Verfaſſer auf einer weit höheren Stufe als in ſeinen lyriſchen Gedichten.

Die Kritiker in Deutſchland werden mir ſchwerlich einen neueren Dichter nennen können (wenn ich Immermann ausnehme), der imſtande wäre, eine ſolche Szene zu ſchreiben, wie die in der Schmiede oder die Malerſzene. Der nächſte Jahrgang des „Frühlingsalmanach“ wird uns übrigens die zweite Hälfte des „Fauſt“ mitteilen und die Kritik wird dann imſtande

ſein, über das Werk als ein Ganzes oder wenigſtens Abgeſchloſſenes zu urteilen.

Das Beſprechen literariſcher Erſcheinungen iſt uns in neuerer Zeit zu einem ſolchen Bedürfnis geworden, daß wir oft vor lauter Reden über das Machen gar nicht zum Machen ſelbſt kommen. Das Rezenſieren nahm ſo ſehr überhand, daß es gegenwärtig in Deutſchland bereits weit mehr Kritiker als Schriftſteller gibt. Das Bedürfnis für Kritik läßt ſich durchaus nicht abweiſen. Das Publikum wünſcht ſeine Anſichten zu berichtigen und zu befeſtigen; auch dem Dichter und Literaten iſt es höchſt willkommen, die Wirkung zu erfahren, welche ſein Werk auf gebildete und wohlmeinende Männer von Fach oder Fachkenntnis hervorbrachte; ihr Lob oder Tadel regt ihn an, macht ihn auf Fehler oder Nachläſſigkeiten aufmerkſam, die man bei dem beſten Willen in der einſeitigen Einſamkeit des Schaffens überſieht; eine lebendige Kritik kann oft gute Winke für die Zukunft und Stoffe für neue Arbeit geben. Inſoweit wäre alles gut. Aber die Kritiker ſind mit ihrem Amt nicht zufrieden; ſie wollen nicht nur forſchen und analyſieren, ſie wollen herrſchen und zerſtören. Und in welchem Ton! mit welcher Anmaßung! Die Kritik ſetzt ſich auf den Richterſtuhl und bildet ſich ein, die Poeſie ſitze vor ihr auf dem Armen-

ſünderſtühlchen. Gewiß, einen ſolchen Ton hätte Ariſtoteles gegen Clauren nicht angenommen, wie jetzt gegen Goethe und Schiller ſo mancher, der noch lange kein Clauren iſt. Beſorgen denn die Herren nicht, daß das Publikum am Ende ihren Ausſprüchen völlig mißtraut? Iſt es ihnen denn Ernſt damit? Ich glaube kaum. Oder was ſoll man denken, wenn ein Mann von Kenntnis und Bildung ſich's zum Geſchäfte macht, den größten Dichter der Nation von dem ihm gebührenden Thron und in den Staub zu ſtürzen? Es gelingt ihm freilich nicht, ihn auch nur um einen Finger zu rücken, aber das iſt nur um ſo ſchlimmer für die Sache der Kritik. Mehrere ſolche verunglückte Verſuche, und das Publikum wird einſehen lernen, daß es doch keine ſo unfehlbare Sache um die Meinung des einzelnen ſein muß; die Leute werden ſich erinnern, daß ſchon Goethe und Schiller irrten und Leſſing und wer nicht alles! Sie werden damit aufhören, an kein Urteil, an keine Autorität mehr zu glauben, und wer kann es der Menge verdenken, wenn ſie ſich nicht die Mühe geben mag, über ein und dasſelbe Werk zwanzig verſchiedene Anſichten aufzunehmen, um vielleicht durch mühſame Vergleichung die Wahrheit herauszufinden? Das hieße, die Leſer müßten ſelbſt Kritiker werden; ehe ſie ſich dazu verſtehen, leſen ſie lieber, was ihnen eben zuſagt, was ihnen die Mode darreicht, und laſſen die Gelehrten ſich untereinander zanken. Dabei wird

ſich die Kritik ihres ſchönen Rechtes begeben müſſen: gleichmäßig mit den guten Schriftſtellern auf die Einſicht und den Geſchmack des größeren Publikums zu wirken. — Was gibt es nun für einen Ausweg aus dieſem Labyrinth? Ich wüßte nur einen. Es müßten allgemeine Grundſätze der Kritik feſtgeſtellt, die Kritik des Schönen müßte zur Wiſſenſchaft erhoben werden.

Die Auffindung, noch mehr die Anwendung allgemeiner Grundſätze auf Werke der ſchönen Literatur unterliegt ohne Zweifel großen Schwierigkeiten, um ſo mehr, als das Entſtehen eines neuen originellen Werkes jedesmal neue Beſtimmungen erfordern würde, aber dies iſt und bleibt doch der einzige Weg, die Kritik wieder zu Ehren zu bringen. Wenigſtens müßte der Kritiker die Leſer inſoweit mit ſeinen allgemeinen Anſichten bekannt machen, daß ſie in der Folge ſelbſt beobachten könnten, ob ſeine Beurteilung einzelner Werke, wobei keine Art von Parteilichkeit vorwalten dürfte, mit den früher aufgeſtellten Grundſätzen im Widerſpruch ſtehe oder nicht. Doch das ſind und bleiben pia vota.

Die Blätter, welche dieſen Aufſatz mitteilen, haben, ſoweit es ihre andern Zwecke und der beſchränkte Raum geſtatten, ſchon manches Dankenswerte im Fache der Kritik, beſonders über wiſſenſchaftliche Gegenſtände, geliefert. Mögen nur wackere Männer, wie Michael Enk, Ernſt Fr. v. Feuchtersleben u. a. nicht ermüden,

ihre Kräfte fernerhin für echte und lebendige Kritik, namentlich auch über Gegenstände der schönen Literatur, zu verwenden! Das Publikum wird, wenn es ein ernstes, würdiges und anhaltendes Streben sieht, Vertrauen fassen und das Geschwätz der Tageblätter, die ums liebe Brot schreiben, loben und tadeln, wird aus Mangel an Teilnahme nach und nach von selbst verstummen.

Wenn wir überblicken, was in Österreich, seit Grillparzer zum erstenmal auftrat, im Felde der schönen Literatur geleistet ward, wie viele, zum Teil bedeutende Talente sich entwickelten, die ihrer schönsten Reife erst entgegen gehen: so dringt sich uns die freudige Überzeugung auf, daß die österreichische Poesie, der noch „kein augustisch Alter blühte", im lebendigen Fortschreiten begriffen sei. Gleichmäßig wuchs auch die Teilnahme des Publikums für geistiges Leben, wie es denn eine bekannte Tatsache ist, daß der Buchhandel, besonders was französische und englische Literatur betrifft, fast von allen großen Städten Deutschlands in Wien seine besten Geschäfte macht. Insbesondere ist die Bildung des Mittelstandes der Gesellschaft in Österreich höchst beachtenswert. Schillers Xenien, an deren Wiederholung manche unserer Nachbarn jahrelang sich gefielen, sind längst zum Märchen geworden, was auch neueste Reisende, wie Dr. Wolfgang Menzel u. a. willig anerkannten. Fortschreitende

Bildung und liberale Anſicht wird auch den Talenten unſeres Vaterlandes Raum gewähren, ſich frei zu entwickeln; und eine Hemmung erſcheint um ſo unnötiger, als ein redlicher und mäßiger Sinn, der ſich in unſerer Literatur ausſpricht, ſich ohnehin immer von der trüben Zerriſſenheit und Verworrenheit einer gewiſſen neueſten Modeliteratur ferne hält. Auch wir wünſchen die Poeſie frei zu ſehen von den Feſſeln der Schule und des Pedantismus, ſowie die Geſellſchaft von denen der Gewohnheit und des geiſtigen Zwanges; aber wir glauben die Mittel oder die Bedingungen zur Erreichung dieſes ſchönen Zieles darin zu finden, daß wir auf fortſchreitende innere Bildung bei allen Klaſſen der Geſellſchaft dringen. Vor den milden Sonnenſtrahlen der Humanität und Intelligenz verſchwinden die Nebel der Vorurteile und der Rohheit langſam, aber ſicher, während das ſtets verneinende und aufregende Treiben, welches uns für den getadelten Zuſtand keinen beſſeren gibt, dem Blitze gleicht, der zwar auf Augenblicke die Nacht erhellt, aber nur ein ungewiſſes und zweifelhaftes Licht gewährt, das häufig nach einem falſchen Ziele lenkt.

Wir wollen daher ſchaffen und nicht zerſtören; wir wollen uns frei halten von gleißneriſcher Lüge und allem übertünchten Weſen; wir wollen reden und ſingen, wie es uns ums Herz iſt, oder — ſchweigen, wo uns das Wort nicht an der Zeit ſcheint. Wer in dieſem

Sinne wirkt und ſchafft, ſei uns willkommen, er gehöre unſerm Vaterlande oder andern befreundeten Ländern derſelben Zunge an; denn gerne und freundlich nehmen wir alles Gute auf, das in der Fremde entſtand, ſowie wir hingegen von den andern hoffen, daß ſie unſer aufrichtiges Streben mit Wohlwollen betrachten und beurteilen. Und ſo ſei es mir denn erlaubt, mit einigen Verſen zu ſchließen, die ich einem literariſchen Freunde aus Deutſchland, bei ſeinem Aufenthalt in Wien in das Stammbuch ſchrieb:

Strebt und wirket um die Wette,
Gebt euch brüderlich die Hand,
Kunſt und Wiſſen, mag'ſche Kette,
Leite durch das deutſche Land.

7. Kritik und Kritiker unſerer Zeit (1835).

Ei ſagt in's Himmels Namen
Wo die Kritik Ihr ſucht?
Es liegt die Frucht im Samen
Der Samen in der Frucht.

Von poetiſchen Geſichten
Ließe manches ſich verſpüren;
Doch da mag der Henker dichten,
Wenn ſie alle kritiſieren!

Sind ſie doch ſo weit gebracht,
Daß ſie ſelber ſich nicht trauen;
Denn eh' einer weint und lacht,
Muß er in die Zeitung ſchauen.

Es war eine ſchöne Zeit, als die Kritik noch nicht erfunden war. Die Menſchen wandelten in den Paradieſen der Dichtung und ließen ſich die friſchen, vollen Früchte ſchmecken. Da kamen ſie an den Baum der Erkenntnis und biſſen in ſeine ſauren Äpfel; darüber verloren ſie ihren Naturgeſchmack. Die kritiſche Äpfelſäure machte ſie gleichgiltiger gegen die Süßigkeit der Traube und der Feige. Sie verſpeiſten die Früchte wie ſonſt; aber in der Verdauungsſtunde rezenſierten ſie das Genoſſene.

Glaube nicht, geneigter Leſer, ich wolle dir Märchen erzählen; wenn du in deinem eigenen Herzen forſcheſt, ſo wirſt du finden, daß ich dir reine hiſtoriſche Wahrheit gebe. Warſt du nicht einmal jung und laſeſt Schillers Gedichte und verſenkteſt dich mit Entzücken in ein Meer großer Gedanken und Gefühle? Und du gingſt ins Theater, ſahſt Don Carlos aufführen oder Torquato Taſſo und verlangteſt kein Abendeſſen und verwebteſt die Geſtalten einer erhabenen Phantaſie in dein innerſtes Leben. Und du ſahſt den Schauſpieler, welcher Don Carlos ſpielte, auf der Straße wandeln und blickteſt ihm nach wie einem höheren Weſen. Du warſt jung, lieber Leſer, und du liebteſt. Dein Mädchen und dein Dichter ſtanden in deiner Seele beieinander. Sie waren beide rein, makellos, von Himmelslicht umfloſſen. Du verlangteſt von deinem blonden Mädchen nicht dunkles Haar und wünſchteſt ihre blauen Augen nicht braun zu ſchauen; ſie war dir eben recht, wie ſie war.

So jung, wie du, waren einſt die Völker. Homer, Shakeſpeare und Calderon lebten und dichteten in der glücklichen Jugendzeit. Da war Kunſt und Leben noch nicht getrennt; da hatte die Kunſt noch keine politiſchen und moraliſchen Zwecke; da gab es noch keine Theaterintendanzen, keine dramaturgiſchen Vorleſungen, keine geiſtreichen Anſichten und keine Theaterzeitungen. Die Dichter ſchöpften aus dem Leben und ihr Publikum

lebte die Dichtung mit. Glaubt doch den überklugen Leuten nicht, die da behaupten, Shakeſpeares Zeitgenoſſen haben ihn nicht verſtanden und erſt wir Neueren haben das Geheimnis entdeckt, daß er ein großer Dichter ſei. Es iſt wahr, wir haben ihn häufig kommentiert und expliziert; wir haben unſere äſthetiſchen Regeln und Grundſätze durch ſeine großen Beiſpiele erweitert; wir haben ihn als den Heiland der Poeſie geprieſen und uns mit ihm; wir haben eine Art romantiſcher Poeſie aus ihm deſtilliert, die ſich zu ſeiner höchſt natürlichen Dichtungsweiſe verhält wie gebranntes Waſſer zu Rheinwein; es iſt richtig, in dem Wuſt von äſthetiſchem Unſinn, der ſich auf ſeinem Grabe auftürmte, findet ſich bisweilen ein Körnchen Wahrheit beigemiſcht — aber glaubt Ihr denn wirklich, ein ſüßlicher und lebensmatter Franz Horn habe den wunderbarſten aller Dichter beſſer gefühlt und begriffen als ſeine Zeitgenoſſen, die lebenskräftigen und empfänglichen, geiſtreichen Engländer des 16. und 17. Jahrhunderts? Leſet doch, was Ben Johnſon, Beaumont und Fletcher und andere Muſenfreunde Shakeſpeares über ihn ſagen und dichten; leſet, was euch die Geſchichte über dieſe Männer und ihre Werke und über die Hörer verkündigt, für die ſie ſchrieben. Ein Gedicht iſt ja kein Rätſel, das man mühſam löſt: es iſt ein Laut der Natur, gewaltig, aber verſtändlich, den der Natürliche am beſten begreift. Aber wir hören,

wie wir ſchreiben: künſtlich, geſchraubt, voll Abſichten, mit verderbter Empfindung, mit überreiztem Geſchmack, denn — wir haben die Kritik erfunden.

Ariſtoteles war eigentlich ihr erſter Entdecker und Leſſing ſetzte ſeine Entdeckungen fort. Beide große Männer fühlten das Bedürfnis, ſich die Erſcheinungen der Kunſt und ihre Wirkungen zu erklären und ſo vielleicht Regeln feſtzuſtellen, nach denen ſich die Werke des ſchaffenden Genius beurteilen ließen. Sie fühlten zu verſchiedenen Zeiten, daß die Menſchen der Kindheit entwachſen ſeien und daß es ihnen daher wohl anſtehe, ſich über ihre Empfindungen, über ihren Beifall und ihr Mißbehagen Rechenſchaft zu geben. Sie wollten uns aber nicht aus dem Paradieſe der harmloſen Kunſt verjagen durch donnernde Machtſprüche und überkünſtliche Syſteme — vielmehr hatten ſie im Sinne, den einmal erwachten Zweifel zu beſchwichtigen, das Große und Schöne auch dem klügelnden Verſtande unantaſtbar zu machen und uns ſo dasjenige aus der zweiten Hand, aus der der Wiſſenſchaft, wieder zu erwerben, was uns aus der erſten, der Natur, zu empfangen nicht mehr genügte. Ariſtoteles erdichtete keine Theorien, er brachte zu ſeinen kritiſchen Forſchungen keine vorgefaßten Meinungen mit, er war kein Poetenſchulmeiſter, — nein, er durchfühlte und durchdachte die Dichterwerke ſeiner Zeit, er ſonderte die Dichtungsarten und ſprach zuerſt aus, was die Erzeugniſſe einer jeden

gemein hatten, was eine Art von der andern ſchied. Es war das Ei des Kolumbus.

Leſſing verfolgte nach Jahrtauſenden denſelben Weg. Wie der Stagyrite aus des Sophokles und Euripides Werken ſeine Regeln und Grundſätze ableitete, ſo prüfte und erweiterte ſie der Hamburger Dramaturg an ſeinem Shakeſpeare. Das iſt ja eben der Zweck der Kritik: die ewigen Geſetze aufzufinden, nach denen die ſchaffenden Geiſter, gleich den Geſtirnen des Himmels, unbewußt wandeln. Daß dieſes Bewußtwerden der Geſetze dem produktiven Talente keinen Schaden bringe, hat der größte Dichter der Neueren, Goethe, bewieſen, der zugleich ſein eigener, geiſtreichſter Kritiker war. Freilich darf man ſich in dieſe Labyrinthe nicht ſo weit vertiefen, um darüber die eigene, unmittelbare Anſchauung zu verlieren, ſonſt käme man auf den Weg, der ſelbſt unſerm edlen Schiller Gefahr brachte, wie er denn bekanntlich am Ende mühſamer und aufrichtiger Forſchung alle Theorien gegen einen einzigen praktiſchen Kunſtgriff umzutauſchen verlangte.

Die Kunſtkritik wäre eine ſehr hübſche Sache, wenn ſie nicht Menſchen ausüben müßten und wenn ſie nicht Eigenſchaften erforderte, die ſich in demſelben Individuum faſt niemals vereinigen. Ein Kritiker ſoll nämlich beſitzen: Wahrheitsliebe, Redlichkeit und Unparteilichkeit, ſcharfen Verſtand, warmes Gefühl, Einbildungskraft, ſogar ſchaffende, philoſophiſche Bildung,

Darſtellungsgabe, praktiſchen Sinn, Beleſenheit, Gelehrſamkeit. Siehe Leſſing, Diderot, Home, Herder, Kant, Jean Paul. Rechnet man die Selbſtverläugnung dazu, die es erfordert, ſtatt ſelbſt hervorzubringen, bloß über die Leiſtungen anderer zu ſprechen, dabei weder Dank noch Wirkung zu erzielen, ſo wird man ſich nicht wundern, daß die großen Kritiker noch ſeltener ſind als die großen Dichter.

Die neueſte Zeit hat es ſich hierin leichter gemacht: ſie hat die falſche Kritik erfunden. Die falſche Kritik wird ausgeübt von Dichtern und Nichtdichtern, von Gelehrten und Ungelehrten, von Rittern und Troßbuben; aus Sucht zu glänzen, aus Mutwillen, aus Gewinnſucht. Die Menſchen haben es ſich einmal angewöhnt, über alles eine Meinung haben zu wollen; die falſche Kritik kommt dieſem Drang entgegen; ſie prägt ſchnell eine Meinung aus und die Menge haſcht begierig nach der kritiſchen Scheidemünze. Pikante und geiſtreiche Äußerungen gefallen ſtets, ſie mögen wahr oder falſch ſein; witziger Tadel reizt immer die Schadenfreude. Das Publikum genießt dabei ein doppeltes Vergnügen: zuerſt an den Werken, dann an dem Tadel darüber. Leider fröhnen ſelbſt begabte Männer dieſem böſen Zuge des Herzens. Es iſt nicht zu berechnen, was in dieſem Sinne die hingeworfenen ſpöttiſchen Äußerungen eines einzelnen Stimmführers geſchadet, wie ſehr ſie die Verſtändigung ſo vieles Guten und Schönen gehindert haben.

Das iſt eine ſehr ſchlimme Seite der falſchen Kritik, aber bei weitem nicht die ſchlimmſte. Geiſt erzeugt Geiſt; die witzige und geiſtreiche Kritik, wenn ſie auch, vielleicht mit Bewußtſein, falſch iſt, kann mich noch immer anregen und unterhalten, wenn auch nicht belehren; aber die geiſtloſe iſt der wahre Seelentod. Der gutmütige Leſer oder Zuſchauer lieſt ein neues Buch oder betrachtet ein neues Stück; er fühlt ſich gerührt oder erſchüttert, in einem behaglichen, erhöhten Zuſtand; — da erſcheint am nächſten Morgen das erſehnte kritiſche Blatt; eine hausbackene, trockene Anſicht verkümmert ihm das Werk und deſſen Schöpfer; im belehrenden Katheder ton werden die Fehler herausgehoben. Das gute Publikum ſchämt ſich ſeines Beifalls von geſtern, geht mit Zweifel an das nächſte neue Werk und ſo erſtirbt allmählich ſein Gefühl, ſeine Wärme, ſeine Empfänglichkeit. Und wer bewirkte das Wunder? Ein Häuflein unbekannter, verborgener Menſchlein, ohne Ziel und Richtung, welche allmählich die harmloſen Gemüter der Menge verderben, wie jene Inſekten Blüten und Blätter des vollen Fruchtbaumes zernagen.

Wie oft muß der Tadler irgendeiner Sache hören: „Mach' es beſſer, wenn du kannſt!“ — Ein andermal heißt es: „Dem Manne traut! Der verſteht die Sache; er iſt vom Fach.“ — So ſprechen die Leute, wenn es ſich darum handelt, einen Stiefel oder einen Rock zu

machen. Sie meinen, der Schuſter und der Schneider verſtünden das am beſten. Aber wie man ein Gedicht machen ſoll, das glaubt ein jeder zu verſtehen. Da iſt jeder Tadel erlaubt, erwünſcht, willkommen. Die Maler und Muſiker haben es beſſer. An die Werke dieſer Künſtler wagt ſich der Unverſtand nicht ſo leicht, weil ihre Beurteilung gewiſſe Kenntniſſe der Technik voraus=ſetzt, deren Mangel ſich nicht wohl verbergen läßt. Aber die Poeſie iſt leider keine Kunſt, wie Malerei und Muſik. Der Dichter gibt ſeine Gedanken und Ge=fühle in Worten. Aber die ganze Welt denkt, fühlt, ſpricht und ſchreibt. Darum glaubt auch jeder einzelne den Dichter überſehen und beurteilen zu können. Ganz recht! Legt den Maßſtab eures Verſtandes und Gefühls an die Dichterwerke, bildet euer Urteil, aber, um's Himmelswillen! laßt es nicht drucken. Muß es aber gedruckt ſein, ſo bitt' ich euch noch eins: ſeid be=ſcheiden! Beginnet euer Urteil immer mit den Worten: „Mir ſcheint" oder „Es kommt mir ſo vor". Die kategoriſchen Imperative ſtehen euch gar zu albern. Als Leſſing ſeine Kritiken ſchrieb, mit welcher Schonung, mit welcher Gewiſſenhaftigkeit behandelte er die gewiß nicht bedeutenden Erzeugniſſe ſeiner Zeitgenoſſen! Denn die echte Kritik iſt human, wo ſie irgendein Streben findet, eben weil ſie tief iſt, weil es ihr um die Sache zu tun, weil ſie in den Kern der Dinge dringt, wenn ein Kern da iſt. Gegen Dünkel und Anmaßung, gegen

Hohlheit und Flachheit gebraucht ſie auch, und mit Recht, die Waffe des Witzes.

Die Art, wie Börne in der Wage die theatraliſchen Erſcheinungen beſprach, wenn auch dabei die übelſte Laune herausblickt, war gewiß ehrlich und bieder und der guten Sache weit förderlicher als das Geſchwätz aller übrigen Tageblätter, die die Leiſtungen der Schauſpieler in allzeit fertigen Redensarten herausſtreichen und nur die Schriftſteller loben, die zu ihrer Fahne ſchwören. Kann man denn zu einem Kritiker Vertrauen faſſen, der von den ſchalen modernen Überſetzungen wie von einer Sache ſpricht, die nur irgend beſprochen zu werden verdient, und nebenbei über Schiller oder Goethe den Stab bricht? Soll man dies Miſere länger dulden? Wenn ſchon kritiſiert werden muß, ſo würde ich dem Herausgeber dieſer Blätter vorſchlagen, eine Rubrik zu eröffnen unter dem Titel: Kritik der Kritik. Darin ſollten alle anmaßenden Behauptungen der Tageblätter gründlich beſprochen, gerügt und gehörig widerlegt werden. Der Ausmiſtung dieſes Augiasſtalles ſollten ſich anerkannte Männer, etwa ein Grillparzer oder Zedlitz, unterziehen. Tauſende aus dem Publikum würden gewiß teil an dem Streite nehmen und der Sieg der Wahrheit würde ſein glänzender Erfolg ſein; denn wenn auch die Kritik des einzelnen, der Natur der Sache nach, nicht unfehlbar ſein kann, ſo iſt es gewiß für die Menge vorteilhafter,

bisweilen mit den Meiſtern zu irren, als immer mit den Schülern. Es iſt nicht ſchwer, das Beſte gut zu finden, worüber ſich das allgemeine Urteil bereits feſtgeſtellt; aber die Erſcheinungen der Zeit zu beurteilen und ihnen die rechte Stelle anzuweiſen, erfordert einen ganzen Mann. Er ſollte bereits anerkannt ſein, damit ſeine Stimme das gehörige Gewicht beſitze; er ſollte nicht mehr mitten unter den Produzierenden ſtehen, um ſich die nötige Unparteilichkeit zu bewahren. Jeder Literaturfreund wird bei dieſen Betrachtungen gerne eines Mannes gedenken, der leider nicht mehr unter uns wandelt. Ich meine Karl Auguſt Weſt (Joſef Schreyvogel). Wie oft las ich ſein vortreffliches „Sonntagsblatt“, um mir daraus die damalige Zeit zu vergegenwärtigen! Wie wirkſam, wie förderlich war es für echte Bildung! welch eine Schutzwehr gegen die falſchen Beſtrebungen! Es war die Biene, die Honig ſammelt und ſich zugleich ihres Stachels gegen die Verhinderer ihres Werkes bedient. Ein Blatt, in dieſem Sinne redigiert und zugleich den Forderungen der vorgeſchrittenen Zeit entſprechend, wäre gleich wünſchenswert für Autor und Publikum. Die heiſcheren Stimmen der falſchen Tonangeber würden von ſelbſt verſtummen, wenn die ungeſchminkte Wahrheit als Sprecher aufträte; der redliche und unbefangene Teil des Publikums, und das iſt bei uns wahrhaftig der größere, würde dieſe Sprache bald verſtehen und von jenem

Gekläffe unterſcheiden lernen. Und ſollte ſich dieſes Ziel nicht erreichen laſſen? Ganz gewiß! Trage nur jeder ſein Schärflein bei, bekämpfe den Unſinn, wo er ihm in den Weg tritt; ermüde keiner, ruhe keiner, wenn es ihm auch unbequem fällt: mit vielen Arbeitern und aus vielen Steinen erbaut ſich endlich ein Haus und feſt bindet der Mörtel der Wahrheit.

Hindert dich ein falſches Streben?
Hemmet dich des Neides Hauch?
Wenn die böſen Buben leben,
Wack're Männer wollen's auch.
Laßt ſie noch ein Weilchen kritteln
Über Dichter und Gedichte;
Wenn wir dann die Bäume ſchütteln,
Fallen ab die faulen Früchte.

8. Flüchtige Gedanken über das deutsche Theater.

Mit besonderer Rücksicht auf das Hofburgtheater in Wien (1849).

„Wie reizt doch das die Leute so sehr?
Was laufen sie nur ins Schauspielhaus?“ —
Es ist doch etwas weniges mehr,
Als säh' man grade zum Fenster hinaus.

Goethe.

Das deutsche Theater.

Einer unserer größten Geister, zugleich selbst dramatischer Dichter, hat dem deutschen Theater geradewegs seine Zukunft abgesprochen. Wenn Goethe das Zustandekommen einer Nationalbühne bezweifelt und dem deutschen Theater das bürgerliche Element als seine eigentliche Sphäre anweist, so fürcht' ich nur, daß wir ihm beiläufig beistimmen müssen. Lag diesen Behauptungen stillschweigend seine politische Ansicht von den Deutschen zugrunde? Ohne Zweifel. Aber auch diese nicht ganz tröstliche Ansicht müssen wir halb widerstrebend anerkennen. Die Deutschen sind noch immer keine Nation. Die deutsche Natio-

nalität liegt in der Zukunft und so auch das deutsche Theater.

Was ist seit Goethe und Schiller von Seite aller dabei Beteiligten für die deutsche Bühne geschehen? — Nichts, oder soviel wie nichts. Goethe und Schiller haben nicht bloß Stücke fürs Theater geschrieben, sie haben die Bühne lange Zeit wie ihr Schoßkind gehegt und gepflegt; sie haben die Schauspielkunst mit tiefem Ernste behandelt, sie haben eine Schule für Schauspieler begründet, sie haben den praktisch-kritischen Maßstab an ihre eigenen, wie an fremde dramatische Werke gelegt. Bei solchem tiefen Eingehen in das Wesen der dramatischen Kunst konnte die Wechselwirkung auf das Publikum nicht ausbleiben. Das kleine Theater in Weimar war durch geraume Zeit die Musterbühne für ganz Deutschland und der literarische Geschmack, der sich in der deutschen Kleinstadt unter besonderen Verhältnissen ausbildete, war sprichwörtlich geworden. Bald nach Schillers Heimgang war seinem Freunde Goethe die Bühne verleidet. Goethe hatte bekanntlich einen Widerwillen gegen Hunde — und nun gar gegen Kunsthunde! Das Erscheinen eines Pudels auf dem Weimarer Theater soll ihn veranlaßt haben, auch den letzten Anteil an der Leitung des dortigen Bühnenwesens aufzugeben. Dieser Hund ist symbolisch. Er bedeutet den deutschen Ungeschmack und er ist auf sämtlichen deutschen Bühnen zu Hause.

Seitdem unſere beiden dramatiſchen Heroen Hand und Herz von der Bühne abgewendet, iſt außer Immermanns lobenswerten, aber vorübergehenden Beſtrebungen in Deutſchland nichts geſchehen, um das Theater doch als Kunſtanſtalt zu erhalten, wenn es ſchon kein nationales Inſtitut werden ſollte. Die Regierungen blickten von jeher mit vornehmer Geringſchätzung auf die Bühne herunter und nahmen keinen Einfluß auf ſie als mittels der Zenſur, und das war eben kein ſegensreicher. Die Direktoren von Privatunternehmungen gingen nach Brot; die Intendanten der Hoftheater nicht minder, da ſie mit der kärglichen Dotation ſelten ausreichten. Bedeutendere dramatiſche Schriftſteller, wie Heinrich von Kleiſt, Immermann, Platen, Grabbe, Hebbel, verſchmähten es mehr oder minder, ſich den erbärmlichen Forderungen des Schlendrians, der Theaterkaſſe und Zenſur zu fügen, ließen das wirkliche Theater Theater ſein, behielten nur eine gewiſſe ideale dramatiſche Form bei und kamen zuletzt dahin, mehr für Auge und Geiſt zu ſchreiben als für das Ohr und die äußere Geſtaltung. Man darf einem deutſchen dramatiſchen Dichter ſeinen Unmut verzeihen, aber praktiſch iſt's nicht, wenn er ſich lieber verachtend von der wirklichen Bühne abwendet, als zu ihrer Wiederbelebung und Erneuerung ſelbſttätig mit Hand anzulegen. Die Franzoſen wußten das beſſer anzupacken. Etwa das „théâtre de Clara Gazul"

ausgenommen, iſt faſt alles Dramatiſche, was in Frankreich je geſchrieben worden, von der älteſten Zeit bis zur Juli-Revolution und von dieſer bis zur Republik für die lebendige Anſchauung, für das wirkliche Bühnenleben berechnet und demgemäß ausgeführt. Nicht nur Scribe, der Schilderer modernen Lebens, ſondern auch der phantaſtiſche Viktor Hugo, der monſtröſe Alexander Dumas würden lachen, wenn man ihnen zumutete, Dramen für den einſamen Leſer zu ſchreiben. Haben doch ſogar Georges Sand und Balzac ihre verfehlten Produkte auf die Bretter gebracht und ſich für die erlittene „chûte" nicht etwa dadurch gerächt, daß ſie weiter fürs Auge und für poetiſche Gemüter ſchrieben, ſondern ſie waren klüger und ſchrieben gar nicht, weil ihnen der beſte Kritiker, das Publikum, genugſam bewieſen hatte, daß ihnen das dramatiſche Talent fehle.

Bei dieſer praktiſchen Richtung der Franzoſen darf es uns kein Wunder nehmen, daß das deutſche Repertoire durch eine Reihe von Jahren eine wahre Muſterkarte aller neufranzöſiſchen Erzeugniſſe aufwies, während unſere einheimiſchen Dramatiker, die ſich über den ſinkenden Geſchmack und über ihr Verkanntſein bitter beklagten, ſchmollend und grollend im Winkel ſaßen. Nur einer packte das Ding am rechten Ende und ſchrieb friſch drauf los, Stück auf Stück, wie's ihm eben leicht von der Hand ging, unbekümm-

mert über die Verachtung seiner poetischeren Brüder in Apoll und um das Bellen der Kritik. Man mag von Raupach — der wie ein Meteor am dramatischen Horizont erschien und ebenso verschwand — denken, wie man will, so bleibt es doch fest, daß er großes theatralisches Verständnis besaß, und daß er die eigentliche „Mache" völlig weg hatte. Auch danken wir es ihm und seiner Rüstigkeit, daß die deutsche Bühne damals in den französischen Übersetzungen nicht geradezu auf- und unterging, indem er dieser Richtung oder vielmehr diesem Mangel an Richtung durch eine Anzahl Schauspiele entgegentrat, denen es an echt deutschen Elementen durchaus nicht gebricht und deren übrige Vorzüge: ein wohl durchdachter Plan, eine gebildete, natürliche, zum Teil poetische Sprache und eine ehrenwerte Gesinnung unverdient und viel zu früh in Vergessenheit gerieten. Wer „Isidor und Olga" geschrieben, „Vormund und Mündel" und das Volksstück „Der Müller und sein Kind", den sollte man billig in Ehren halten. Allein die Deutschen vergessen leicht.

Von den jungen Männern der sogenannten „jungen Poesie", welche Raupach zuerst kritisch und dramaturgisch mit Erfolg bekämpften, traten einige bald auch als seine dramatischen Mitkämpfer auf den Schauplatz und siegten ihm hier gleichfalls ob. Ein frischer Frühlingshauch schien mit einem Mal die

deutſche Bühne anzuwehen. Die Oppoſition, welche in den ſüddeutſchen Kammern den Kürzeren zog, verſuchte es in anderer Geſtalt und mit Hilfe der theatraliſchen Darſtellung, einen lebendigen und unmittelbaren Einfluß auf das Volk zu gewinnen. Eine anziehende Fabel ward erfunden — ihr Haupthelb war meiſt ein Märtyrer der Freiheit oder der ſozialen Verhältniſſe; keck gezeichnete Charaktere, eine raſche geiſtreiche Proſa unterſtützten ſie und die kühnen Tiraden über Tyrannei oder Volksfreiheit verfehlten niemals ihre Wirkung. Die Regierungen halfen durch Verbote nach, wenn etwa das Feuer im Autor oder im Publikum zu verglimmen drohte; die Preſſe brachte die bureaukratiſche oder dynaſtiſche Engherzigkeit zur Sprache, man fing an ſich zu ſchämen, verhandelte, gab nach, und das gefährliche Stück kam zuletzt mit einigen Abänderungen zur Darſtellung, indem man einen Prinzen des Hauſes in einen Grafen verwandelte oder ein paar „gar zu arge“ Stellen der Schere des Zenſors zum Opfer brachte. So war das deutſche Vaterland und das deutſche Theater zugleich gerettet. Ein ungeheurer Jubel brach im Parterre, ſelbſt in den Logen aus und man ſchmeichelte ſich wirklich für einige Zeit mit der Hoffnung, die Anfänge einer nationalen Schaubühne ins Leben gerufen zu haben. Nur das arme Wien ging bei dem neuen, köſtlichen, dramatiſchen Schmauſe gewöhnlich leer aus oder bekam bloß den Tafel-

abhub, wenn dieser bereits kalt und unschmackhaft geworden war.

Was Raupach begonnen hatte, den Kampf gegen den französischen Einfluß, setzten Gutzkow und Laube mit Glück und Geschick fort, zugleich mit Geist und Jugendkraft; nur bedienten sie sich bei diesem Kampfe — meine beiden literarischen Freunde mögen mir das Wort nicht verübeln — zum Teil der Waffen ihres Gegners. Ich meine, sie lauschten dem neufranzösischen Theater manche seiner gar nicht zu verachtenden Kunstgriffe ab und wendeten sie mit Erfolg auf die deutsche Bühne an. Auch Friedrich Halm kam auf einem ganz andern Wege gleichfalls dahin, mehr die französischen Effekte als deutsche Art und deutsches Wesen auf unsere Bühne zu verpflanzen. Doch gleich viel! Der Hauptzweck ist erreicht: die Wirkung auf das Publikum und das Zurückdämmen der Übersetzungssündflut.

Um ein Wort von den Schauspielern zu sagen, so sind die letzten Größen verschwunden und neue nicht aufgetaucht. Ludwig Devrient ist heimgegangen, Sophie Schröder zurückgetreten. Seydelmann, welchen die Kunst leider zu früh verlor, war vielleicht zu kritisch und berechnend, um ein wahrhaft großer Schauspieler zu werden. Einzelne Künstler von Bedeutung sind durch ganz Deutschland zerstreut. Wien war sonst ein Sammelplatz für große Talente und ist es zum

Teil noch; nur fehlte hier bisher die geiſtige Anregung und die Freiheit der Bewegung, welche allein imſtande ſind, eine neue Kunſtepoche herbeizuführen.

Mit dem Verſchwinden der guten alten Stücke, auch der bürgerlichen, worin es wenigſtens, wie bei Iffland, Charaktere darzuſtellen gab und mit dem Auftauchen der modernen Überſetzungen war die alte, gediegene Schauſpielkunſt faſt zu Grabe gegangen. Dieſe Stücke und Stückchen ſpielen ſich leicht herunter, etwa wie man „nach der Patrone“ malt; die Schauſpieler können ſich's damit bequem machen. In Paris, wo die leichten Bilder unmittelbar aus dem Leben entſtehen und mit lebendigſter Grazie dargeſtellt werden, wo die modernſten Wendungen, die Feinheiten und Zierlichkeiten der franzöſiſchen Sprache im Munde des Schauſpielers ihren vollkommenſten Ausdruck finden, wo Kleidung, Gang, Haltung, Mimik des Darſtellers die Perſonen und ihre Zuſtände im Salon wie in der Hütte bis zur Wirklichkeit nachtäuſchen — in Paris haben jene geiſtreichen kleinen Schöpfungen einen doppelten: einen äſthetiſchen und geſelligen Wert. In Deutſchland iſt das ein anderes! Der deutſche Schauſpieler, beſonders in den kleineren Reſidenzen, weiß nichts von guter Geſellſchaft, von gutem Ton. Der gute Ton kann ſich überhaupt nur in einer Großſtadt bilden und ausbilden. Es gibt keinen Gothaer, Coburger oder Schweriner guten Ton. Um aber das

Moderne doch einigermaßen auszudrücken und darzuſtellen, hat ſich das deutſche Theater ein Ding erfunden, welches man „Konverſationston" nennt und womit es die franzöſiſche Anmut in der ſchlechten und meiſt ſchlecht memorierten deutſchen Proſa, die ihm geboten wird, gewöhnlich in ihr Gegenteil verkehrt. Einzelne geiſtreiche und gebildete Künſtler, welche ſich zu den kleinen deutſchen Bühnen verirren, helfen nur die Geſchmackloſigkeit der übrigen ſo recht ins Licht zu ſtellen. Rechnet man noch dazu, daß der eine Schauſpieler mit etwas preußiſchem, der andere mit etwas ſächſiſchem, ein dritter mit etwas ſchwäbiſchem oder wieneriſchem Anklang ſpricht, daß ſie das Unbedeutendſte betonen, den leicht dahin flatternden Witz derb herausheben, damit er ja nicht überhört werde, daß ſie im ganzen dem Souffleur nachſprechen und ſich dadurch ein Tempo feſtgeſetzt hat, welches geradewegs verzweifeln macht — wirft man noch einen Blick auf die geſchmackloſen Dekorationen, auf die ſpärlichen Tiſche und Stühle von der vorvorletzten Mode, die nach gewiſſen Urtraditionen in hergebrachten rechten Linien ſtehen wie die Soldaten, auf die trübe, traurige, deutſche Beleuchtung, endlich auf das Publikum, welches ernſt und gedankenvoll daſitzt wie ein Schwurgericht, keine Miene verzieht, niemals lacht, kaum lächelt und den ganzen Spaß wie ein Geſchäft betrachtet, das eben auch abgetan werden muß — nimmt man alles

dies zusammen, so kann man vielleicht noch immer an eine deutsche Zukunft glauben, aber schwerlich an eine fürs Theater.

In letzter Zeit hat sich der Schlendrian ein wenig gehoben. Das etwas verbesserte Repertoire hat die Schauspieler gezwungen, aus ihrer Bequemlichkeit heraus zu gehen, und die gesteigerten Forderungen eines Publikums, welches sich zugleich immer spärlicher einfand, bringen ihnen jetzt die traurige Überzeugung auf, daß sie bereits auf dem Punkte stehen, für ihre Existenz kämpfen zu müssen.

Über Theaterdirektoren und Intendanten ein Wort zu verlieren, lohnt kaum der Mühe. Diese Herren gleichen sich überall mit wenig Ausnahmen. Der eine denkt mehr an die Kasse, der andere an die hübschen Schauspielerinnen; die Kunst ist ihr letzter Gedanke oder vielmehr sie denken ihrer gar nicht. Männer wie Immermann oder Liebich sind eben Ausnahmen. An der Spitze der Hoftheater stand bisher meist ein Kavalier, welcher die Sache begreiflicherweise dilettantisch behandelte. Die wenigsten haben einen Dramaturgen an der Seite.

Die Kritik hat sich einst viel mit dem Theater abgegeben; sie verstummte nach und nach, da sich keine neuen Schöpfungen vorfanden, um sie nach ihrem Ideal oder ihr Ideal nach ihnen abzumessen. Es war eine schöne Zeit, als die ersten Geister der Nation,

so praktisch als kritisch, das Theater in den Bereich ihrer Wirksamkeit zogen. Sie ist vorüber. Selbst ein Schriftsteller dritten oder vierten Ranges schämt sich jetzt, über Bühnen und „Bühnenleistungen" zu schreiben. Alles wirft sich auf den Staat. Freilich, wenn wir den neuen Staat bekommen, wird auch das neue Theater nicht ausbleiben! Warten wir's ab.

Das deutsche Publikum verhält sich der Bühne gegenüber gleichgiltig! Wo ist die Zeit, als man scharenweise von Jena nach Weimar zog, wenn ein neues Stück von Schiller oder auch nur von Iffland oder Kotzebue zur Aufführung kam? Damals hatten sich freilich bedeutende Männer die Mühe genommen, das Publikum aufzuklären, zu bilden, zum Kunstverständnis und Kunstgenuß heranzuziehen. Und das deutsche Publikum ist nicht undankbar, wenn man sich mit ihm beschäftigt. Die Teilnahme fürs Theater, selbst in dieser politisch bewegten Zeit, ließe sich wieder erwecken. Ein Ministerium, welches endlich dahin kommen wird, das wichtigste ins Auge fassen zu dürfen, worauf unsere ganze Zukunft beruht, nämlich den Volksunterricht, wird auch einen seiner Haupthebel, die Schaubühne, nicht vergessen. Zum Glück haben wir nicht mehr nötig, mit Schiller die sittlichen Wirkungen der Bühne nachzuweisen und können uns hier vorzugsweise mit ihrer Kunstrichtung beschäftigen. Die wahre Kunst wirkt zugleich immer sittlich.

„Es ist ein großer Vorteil für den dramatischen Dichter," bemerkt Lessing, „daß er weder nützlich noch angenehm, eines ohne das andere sein kann." Betrachten wir die Verhältnisse und Zustände des deutschen Theaters, insbesondere die der Wiener Bühne und suchen wir nach den Mitteln, wie sich das noch vorhandene Gute erhalten, die Übelstände beseitigen lassen und wie das Bessere mählich herbeigeführt werden könne.

Die Hoftheater waren anfangs von Nutzen. Wir haben an Weimar ein Beispiel, was die Liebhaberei eines Fürsten, in Verbindung mit tüchtigen Männern, selbst mit geringen Mitteln, zu leisten imstande war. Diese Zeit der kleinen Auguste und Mäcene ist vorüber. Ein Fürst hat jetzt genug zu tun, sich selber zu erhalten; die künftigen Zivillisten, welche bedeutende Beschränkungen erleiden dürften, werden schwerlich ausreichen, um ebenso viele Hoftheater als Regenten bestehen zu lassen. War doch sogar der König von Württemberg schon nahe daran, sein erst kürzlich neu hergestelltes Theater aufzugeben. Die Hofschauspieler der kleineren Residenzen sind daher auch meist reaktionär gesinnt, weil mit dem Verluste oder der Beschränkung der Hofhaltungen ihr eigener erborgter Glanz, ja ihre Existenz bedroht erscheint. Es hilft aber nichts, wenn sie diese Existenz kümmerlich auf Jahre hinaus fristen — der Wendepunkt wird doch kommen. Die Hoftheater

werden fallen, und zwar die kleineren sehr bald. Wenn der Großherzog von Hessen-Darmstadt oder der Kurfürst von Hessen-Kassel bereits in Verlegenheit gerät, seine Beamten zu bezahlen, unter welche auch die Hofschauspieler gehören, so liegt der Gedanke äußerst nah, ihre Anzahl zu verringern. Mit dem Überflüssigen wird man den Anfang machen — und was ist überflüssiger als die Kunst? — Aber die Schauspieler müssen an ihre Zukunft denken. Die besseren Talente sind, wie bereits gesagt, durch ganz Deutschland zerstreut und die hervorragendsten unter ihnen benützten von jeher ihre Urlaubszeit zu Gastrollen. Wie wär' es denn, wenn mehrere kleinere Theater, auch Hoftheater, sich vereinigten und so als wohl ausgerüstete Gesellschaft mit einem gewählten Repertoire kleine Gastwanderungen anstellten? Ich muß mich über diesen Vorschlag, den wandernden Thespiskarren gelegentlich wieder in Gang zu bringen, etwas weitläufiger erklären.

In einer großen Stadt wie Paris oder auch nur wie Wien oder Berlin ist das Theater ein tägliches Bedürfnis. In Paris genügen die Fremden, um das Parterre zu füllen. Das ist mit den kleinen deutschen Residenzen gewiß nicht der Fall, in denen der Fremde höchstens ein Nachtquartier nimmt, wenn ihn der Postenlauf dazu zwingt. Bei der geringen Bevölkerung der Städte, deren fast eine jede ein stehendes Theater besitzt, wird darin nur drei- oder viermal

die Woche gespielt, und dabei ist man noch genötigt, mit Schauspiel, Posse und Oper abzuwechseln. Schlechte Vorstellungen und leere Häuser sind die Folge dieses hartnäckigen Festhaltens an einer stehenden und natürlich höchst mittelmäßigen Provinzialbühne. Die schlimmere Folge ist aber eine stets mehr und mehr zunehmende Gleichgiltigkeit gegen die theatralische Kunst überhaupt, welche hier so geistlos und schläfrig geboten wird. Bilden sich dagegen größere Gesellschaften — vielleicht abgesonderte für Schauspiel und Oper — welche mit den mehreren und bedeutenderen Talenten, die sich verbunden haben, sowohl die klassischen älteren Meisterwerke wie auch das neueste und beste der modernen dramatischen Literatur in vollständiger Besetzung zu bringen imstande sind, so läßt sich mit einiger Zuversicht erwarten, daß die Teilnahme für die Bühne wieder erwachen und somit auch die Theaterkasse dabei nicht leer ausgehen wird.

Nehmen wir nun an, eine dieser Gesellschaften spiele am Rhein — wo die Kommunikation durch Dampfschiffe und Eisenbahnen so sehr erleichtert ist — und zwar abwechselnd in Mainz, Koblenz, Köln, Düsseldorf, Aachen usw., sie halte sich an jeder dieser Städte nur drei bis vier Monate auf, das Schauspiel folge der Oper oder die Oper dem Schauspiel — und die Gesellschaft bringe ihr Bestes, was sie zu leisten imstande ist — würde die Zeit ihres Aufenthaltes sich

nicht lohnen? Würden die seltener, aber besser gewordenen theatralischen Vorstellungen nicht als eine Art von Volksfesten erscheinen, im Sinne der Griechen, und für die gewohnte Langeweile der in jedem Sinne stehenden Bühnen mehr als entschädigen? Ich denke mir, daß die Bewohner von Köln oder Aachen beim Scheiden der Gesellschaft sich bereits auf die nächsten Vorstellungen, aufs nächste Jahr freuen und für die Zeit ihres Entbehrens ihre vielen Schöppchen unter dankbarer Erinnerung an das heiter Genossene in gemütlicher Ruhe trinken würden. Und auch dem Schauspieler bietet die Bewegung und Wanderung mannigfaltige Vorteile dar. Jedenfalls frischt er sich auf und lernt ein neues Publikum, dabei sich selber kennen, wie uns schon Goethe von seiner in Lauchstädt gastierenden Weimarer Gesellschaft auf das behaglichste zu rühmen weiß.

Solcher Gesellschaften, wie ich vorgeschlagen, könnten sich durch ganz Deutschland mehrere bilden, zum Teil auf Aktien, und sich durch die Tageseinnahmen sowie durch Zuschüsse von seiten des Staates oder der Fürsten ganz anständig erhalten, besonders wenn ein tüchtiger Leiter an der Spitze stünde. Wir leben jetzt in der Zeit der Vereine. Einige 30 Hoftheater, ebenso viele städtische Bühnen können sich in Deutschland in der alten Weise nicht erhalten, soviel ist ausgemacht; auch droht die Kunst bei dem Zustande, in welchem

ſie ſich gegenwärtig befinden, ganz und gar unterzugehen — und die Künſtler mit ihr. Ein Zentralpunkt für die ausgezeichneten Talente und eine Lehrſchule für die angehenden, wie in Paris, bietet ſich uns nicht dar — warum ſammelt man alſo nicht das beſſere, was wir noch beſitzen, bewahrt es vor dem Untergang und bildet auf einem neuen Wege Neues heran, da das Alte längſt nicht mehr ausreicht? — Die größeren Hoftheater, wie in Berlin, Dresden, München uſw. werden fortbeſtehen oder ſich als Nationalbühnen erneuern; die übrigen können ihr Heil nur in der Aſſoziation finden, ſie mögen ſich zu wenigeren ſtehenden Bühnen vereinigen oder ein wanderndes und lebendiges Volkstheater bilden, welches in der vorgeſchlagenen Form wenigſtens den Reiz der Neuheit für ſich hätte. Doch nein! die Sache iſt gar nicht ſo neu. Die wandernden Geſellſchaften hegten und pflegten die dramatiſche Kunſt noch zu Leſſings Zeiten beſſer als ſpäterhin ſo manches Hoftheater, und ich bin überzeugt, daß die Erneuerung der Wanderbühne im größeren Stil auch heutzutage der Kunſt nur zum Vorteil ausſchlagen würde.

Möge ſich ein Schröder finden, der das Künſtleriſche eines ſolchen Inſtitutes zu leiten imſtande wäre — und ein Rothſchild, der es der Mühe wert hielte, einen geringen Teil ſeiner Geldmittel, eigentlich nur ſeines Kredits daran zu wagen!

Die Theater in Wien.

Wien besitzt fünf Theater, darunter zwei Hoftheater, deren das eine sich seit kurzem auch Nationaltheater nennt. Auch von den Vorstadtbühnen hat die eine, noch früher als das Burgtheater, diese Bezeichnung angenommen. Namen machen's leider nicht aus und es ist nicht so leicht, ein Hoftheater zum Nationaltheater umzuschaffen, wie etwa einen Hofrat zum Ministerialrat umzutaufen. Die Vorstadtbühnen waren sich bisher vollkommen selbst überlassen und mochten sehen, wie sie draus kamen. Nur die Zensur überwachte sie sorgfältig und jätete den kleinsten politischen Keim aus, der etwa aus dem vertrockneten Boden der Volksbühne hervorzuwachsen drohte. Dagegen hatten sie völlige Freiheit, das Alberne, Gemeine, ja Unsittliche zu bringen und bedienten sich dieses Rechtes auch hie und da solange, bis endlich der gesunde Sinn des Volkes selbst der tollen Wirtschaft überdrüssig ward. Die Volksdichter erschraken, als sie plötzlich gewahrten, daß ihre Possen und Zoten nicht mehr „zogen" und warfen sich nach dem ausgesprochenen Zauberwort „Konstitution" aufs politische Feld, welchem sie jedoch bis jetzt nicht mehr als Schlagwörter und Äußerlichkeiten, kein eigentliches Lebensbild abzugewinnen wußten. — Meiner Ansicht nach sollten sämtliche Theater (auch die der Provinzen) unter das Ministerium des Innern oder

des Unterrichts gestellt werden, in dessen Interesse es läge, die Konzessionen nur an gebildete und kunstverständige, zugleich praktisch erfahrene Männer zu verleihen, welche einem Hauptzwecke des Staates, dem der Volksbildung, nicht geradezu entgegenarbeiten, ohne doch ihrem eigenen Säckel besonders dabei zu raten. Zu wünschen wäre, daß die Grenzen des Darzustellenden für jede der Wiener Nebenbühnen beiläufig abgesteckt würden, wie dies in Paris der Fall ist, und daß so nach und nach auf jeder derselben eine eigentümliche Gattung von Stücken heimisch würde, die sich ihr Hauptpublikum zu gewinnen und fest zu halten wissen, wie ein beliebtes Blatt seine Abonnenten. Ein dramatisches Komitee von Sachkundigen, als Vermittler zwischen Ministerium und verantwortlichem Theaterdirektor, müßte ferner, ohne in die Souveränitätsrechte des letzteren geradezu einzugreifen, das Ganze des Theaterwesens doch insoweit überwachen, daß die jeder Bühne festgesteckten Grenzen nicht überschritten würden; auch hätte es gegen das offenbar Verwerfliche, Schädliche und Unsittliche sein Veto einzulegen, im übrigen dem Direktor bei Beurteilung von Manuskripten und dergleichen mit Rat und Tat an die Hand zu gehen. Es versteht sich von selbst, daß es der Regierung, indem sie einen mehr oder minder unmittelbaren Einfluß auf die Theater gewinnt, nun doppelt daran gelegen sein muß, diese öffentlichen Anstalten, zugleich

die Ernährer zahlreicher Mitarbeiter, in Flor oder doch aufrecht zu erhalten, und daß ihr daraus auch die Pflicht erwächst, zeitweisen Stockungen, wie bei politischen Unruhen und dergleichen, durch Vorschüsse oder Aushilfen zu begegnen. Selbst durch bleibende Subventionen wäre der Einfluß auf die Bühnen nicht zu teuer erkauft und der Reichstag wird gewiß nicht anstehen, sie zu bewilligen, wenn er diese Kunstanstalten dadurch zu heben und sie in die Lage zu setzen vermag, auf die Volksbildung tätig und nachhaltig einzuwirken. Sieht man erst den guten Willen von oben, etwas für die Volksbühne zu tun und sie in einen edleren Lebenskreis zu ziehen, so werden es auch die besseren dichterischen Talente nicht mehr unter ihrer Würde halten, sich für sie zu verwenden, und das Publikum wird bald neues Vertrauen für eine veredelte Lieblingsunterhaltung gewinnen, wie für alles, worin ein neuer Geist sich zeigt. Und die rechten Männer werden uns nicht fehlen! Wien und Österreich schließt Talente genug in sich, man muß sie nur zu wecken und guten Mutes zu erhalten wissen.

Das Operntheater wird vermutlich Hoftheater bleiben nach wie vor, es mag im Wege der Verpachtung oder der eigenen Regie fortgeführt werden. Was sich etwa tun ließe, um der deutschen dramatischen Musik, die in dieser politischen Zeit nicht einmal mehr einen letzten Schwanengesang ertönen ließ, unter die Arme

zu greifen, darüber mögen Kunstverständige anderwärts sich vernehmen lassen; wir wollen hier vorzugsweise das rezitierende Schauspiel ins Auge fassen.

Das Hofburgtheater hieß schon unter Kaiser Josef „Nationaltheater"; jetzt hat es sich diese zweite Benennung neuerdings angefügt. Diese Bühne galt und gilt noch immer für die erste Deutschlands, sowohl was die Trefflichkeit der Schauspieler und des Zusammenspielens, als was die Reinhaltung des Repertoire anbelangt. Und in der Tat hat das Burgtheater von jeher ein gewisses Dekorum zu beobachten gewußt und niemals, gleich andern Hofbühnen, den „Rochus Pumpernickel" und „Lumpazivagabundus" auf „Don Carlos" oder „König Lear" folgen lassen. Das deutsche Theater ist im ganzen ein théâtre historique und hat die dramatische Gleichberechtigung aller Nationalitäten als Vorbild der künftigen politischen längst praktisch betätigt. Zur Zeit, als unsere Bühne sich künstlerisch erneuerte, mußte man, bei der Armut an einheimischen Schauspielen, zu den tragischen und komischen klassischen Werken der Franzosen greifen, welche in der Folge fast gänzlich wieder verschwanden, um den modernen Erzeugnissen der Seinestadt Platz zu machen. Diese, jedoch mit Maß und Auswahl, nebst den inzwischen hinzugetretenen Spaniern und Engländern, sowie die Meisterwerke unserer früheren deutschen Dramatiker und die besseren Produkte der

älteren Dichter zweiten Rangs samt den Leistungen der Zeitgenossen bilden vorläufig den Stock und Stamm der deutschen Bühne überhaupt und des Hofburgtheaters insbesondere. Das bürgerliche Element ist auch in Wien vorherrschend, wie allenthalben, und Familienrührungen verfehlen hier noch immer nicht ihre Wirkung, besonders auf das zweite Parterre. Ich erinnere mich, daß Kotzebues „Silberne Hochzeit", sowie sein „Menschenhaß und Reue" vor längerer Zeit neu in Szene gesetzt, damals binnen Jahr und Tag an die zwanzig Vorstellungen bei vollem Hause erlebten. Seitdem sind Parterre und Logen freilich etwas kritischer und skeptischer geworden und die Zeit nun gar politisch. Das hindert aber nicht, daß uns das Burgtheater auch nach den Märztagen sein gemütliches „Räuschchen" oder „Reue und Ersatz" und dergleichen neu auftischt und seinem Charakter als théâtre historique getreu uns diese Bilder „der guten, alten Zeit" zur süßen Erinnerung vorführt, wenn auch nicht immer bei vollem Hause. Man muß aber auch gerecht sein. Unsere Schauspieler wissen diese unschuldigen Dinge, für welche sie eine Vorliebe zu hegen scheinen, mit einer Meisterschaft und Naturwahrheit wiederzugeben, welche uns häufig mit dem leeren Inhalt aussöhnt. Der Ruhm des Hoftheaters im sogenannten „Konversationsstück", auch im modernen, ist unbestritten und der Verfasser dieser Skizze muß der erste sein, das

Verdienst und Geschick der Schauspieler anzuerkennen, welche seine leichten dramatischen Versuche zuerst zu Ehren brachten. Dessenungeachtet fühlte er längst lebendig — und fühlt es jetzt mehr als je — daß das bloße Wiedergeben des Konventionellen, wenn auch in der höchsten Vollkommenheit, noch lange nicht genüge, um einer Bühne den ehrenvollen Namen einer Kunstanstalt anzueignen. Nicht als verlangte ich, daß ein Theater, welches täglich spielt, täglich ein Meisterwerk bringen müsse — das wäre das Unmögliche verlangt und würde uns, die wir doch auch etwas zu leisten vermeinen, geradewegs von der Bühne ausschließen. So viel Selbstverleugnung darf man uns nicht zumuten! — Allein wenn der Begriff Kunst einmal gefaßt ist, so ist damit ein Zweck, ein Streben, ein Bewußtsein ausgesprochen. Alle Kunst entsteht aus dem Leben, zumal die dramatische, die das Leben selber darstellt, und zwar nicht ein verlebtes, abgelebtes, sondern ein wirkliches, lebendiges, organisches Leben, welches in einer ewigen Umgestaltung begriffen ist und seine Phasen des Werdens und Seins im holden Zauberspiegel der Dichtung als ein zweites, schöneres Dasein frei und heiter begrüßen mag. Große dramatische Dichter vermögen es, eine Phase des Menschen- und Völkerlebens aus der innersten Tiefe aufzufassen und so lebendig darzustellen, daß es dem Gehalte nach für alle Zeiten gilt, wenn auch die Lebensformen längst

gewechselt, und welches sich so in seiner vollendeten Kunsterscheinung als ein Symbol für alles Menschen- und Seelenleben darstellt. Auf diese Weise hat in Berlin das alte griechische Drama, trotz der fremden Form und Lebensanschauung, in seinen menschlich-nationalen Elementen noch nach zwei Jahrtausenden eine ästhetisch-sittliche, eine poetisch-lebendige Wirkung hervorgebracht, In diesem Sinne ist Shakespeare nach zweihundert Jahren noch so neu und frisch, als wär' er von gestern.

Die Griechen und Shakespeare sind die Allergrößten. Goethe und Schiller sind die Großen. Auch die Schauspiele dieser beiden Dichter sind von einem so tiefen inneren Leben erfüllt und es ist ihnen der Stempel einer so mächtigen, zugleich so reich gebildeten Persönlichkeit aufgedrückt, daß sie schwerlich jemals aufhören werden, einen Hauptbestandteil der historischen deutschen Bühne auszumachen. — Betrachten wir dagegen andere deutsche Dramen, welche gleichfalls und mit Recht für Meisterwerke gelten, etwa den „Nathan" oder die „Minna von Barnhelm", so finden wir, daß weder das erstere mit seiner edlen religiösen Polemik im Sinne der Humanität, noch das zweite mit seiner naiven Sittenschilderung und naturwahren Abspieglung der deutschen Zeitperiode des großen Friedrich das Theaterpublikum unserer Tage anhaltend zu fesseln vermöge. Ein einsichtiger Direktor oder Dra-

maturg wird deſſenungeachtet bemüht ſein, einen freilich mehr kritiſchen als urſprünglichen Dramatiker wie Leſſing der deutſchen Bühne ſolange wie möglich zu erhalten und ihn ſeinem Publikum bei günſtigſter Gelegenheit und mit vorzüglichſter Rollenbeſetzung, wenn auch ſelten, vorzuführen. Das Theater ſollte überhaupt die Geburts- und Sterbetage ſeiner großen Meiſter durch die vollendete Darſtellung eines ihrer Werke feiern — das gäbe zugleich eine lebendige Literärgeſchichte für das Publikum. Wie oft ward dieſer Gedanke ſchon angeregt! Aber der Schlendrian will nichts davon wiſſen. — Die Schauſpiele und Luſtſpiele von Schröder, Iffland, Kotzebue uſw., welche ſich in einem beſchränkteren Ideenkreiſe bewegen, ſagen unſerm Geſchmack, unſerer veränderten Anſchauungsweiſe nicht mehr recht zu, man nennt ſie veraltet — aber die beſſeren darunter ſind dennoch dem Repertoire ſorgfältig zu bewahren, zudem da ſie meiſt eine Fülle lebendiger, aus dem Leben geſchöpfter Charaktere in ſich ſchließen, die zugleich dem Schauſpieler eine willkommene Gelegenheit darbieten, ſeine Kunſt von der beſten Seite ſelbſtſchaffend darzutun. Eine kundige Hand mag übrigens die Breiten und Längen dieſer Stücke mit Geſchick kürzen oder ſie durch kleine Zutaten dem modernen Geſchmack näher rücken, was um ſo mehr erlaubt ſein darf, da es ſich hier ſelten um ein abgeſchloſſenes Kunſtganzes handelt. Vor allem gibt

es Luſtſpiele von Kotzebue, voll der köſtlichſten Laune, wie „Sorgen ohne Not“, oder „Die deutſchen Kleinſtädter“. Mit dem letzteren hat der Verfaſſer einen Wurf für alle Zeiten getan — denn immer wird es deutſche Kleinſtädter geben, ſelbſt wenn das einige Deutſchland ſchließlich zuſtande kommt, und man braucht den Dialog des Originalluſtſpieles nur etwa von Jahrzehent zu Jahrzehent geiſtreich aufzufriſchen und umzuſchreiben, um ein neues oder neu ſcheinendes Luſtſpiel für die Zeitgenoſſen zu gewinnen. Wie glücklich hatte dies z. B. Schröder mit Beaumont und Fletchers „Rule a wife and have a wife“ verſucht, welches als „Stille Waſſer ſind betrüglich“ noch heutzutage auf der deutſchen Bühne gerne geſehen wird. — Die Leiſtungen der Mitlebenden, wenn ſie nur einigermaßen von Bedeutung ſind, muß das Theater bringen, wie es ſich von ſelbſt verſteht; ſchon ſeine Selbſterhaltung fordert das, denn das Publikum frägt zuletzt doch mehr nach dem Neuen als nach dem Vortrefflichen. Die beſſeren Erſcheinungen werden dann dem bleibenden Repertoire zugeſchlagen, welches übrigens gleichfalls von Jahrzehent zu Jahrzehent einer Reviſion unterzogen werden ſollte; denn beiläufig alle zehn Jahre ändert ſich Geſchmack, Richtung, Sinnesart der Menge, auf welche man zu wirken hat. Wenn aber irgend ein Ereignis auf eine raſche Umänderung und Verbeſſerung der Schaubühne hindrängte, ſo war

es das der Märztage. Ein Volk, welches sich urplötzlich die Freiheit der Presse errungen hat, soll und wird sich auf der Bühne nicht länger mit einer Fülle von Dramen abspeisen lassen, welche ihm nichts weiter als lauter abgelebte, geistlose gesellschaftliche Verhältnisse, wohl auch servile Polizeizustände abspiegeln, gegen die es, um sie im wirklichen Leben abzuschütteln, vor kurzem eine Revolution unternommen hat. Wien hat das Glück, ein großes, theaterlustiges, noch nicht gar zu kritisches, folglich empfängliches Publikum zu besitzen — das empfänglichste in ganz Deutschland — das Burgtheater ist ein wohl begründetes, längst anerkanntes Institut, welchem eine treffliche Schauspielergesellschaft, ein ziemlich gewähltes Repertoire, dabei die gehörigen Geldmittel zu Gebote stehen — es wird daher nur darauf ankommen, alle diese und noch andere Elemente tüchtig zu benützen, sie mit den Forderungen der neuen Zeit in Einklang zu bringen, um der deutschen dramatischen Kunst, welche mit dem Wiedererwachen der Nation sich erneuern wird und muß, vorderhand hier ein Asyl zu bewahren, in der Folge eine schöne, dauernde neue Wohnstätte zu bereiten. Die Anfänge hierzu soll der nächste Dramaturg begründen, dessen Wirken für deutsche Kunst und Bildung wahrhaft segensreich werden kann.

Der letzte Dramaturg, welchen das Hofburgtheater besaß, war der treffliche Schreyvogel, genannt

West, welcher sein Leben in leidenschaftlicher Hingebung für das Theater, sowie im rastlosen Kampfe gegen die Zensur und gegen die Gemeinheit von unten und oben abmühte und abnützte. Was er den Schauspielern war, wird jeder, der noch aus jener Periode herstammt, dankbar anerkennen; er lebte nur für sie und ihre Kunst — für die Kunst überhaupt. Wie er eifrig bemüht war, das kleinste Dichter- oder Darstellertalent aufzuspüren, zu bilden, in die Welt zu führen als ein wahrer Musaget, so lohnte ihn auch einmal das Glück, einem großen schöpferischen Talente in seiner ersten Entwicklung zu begegnen. Der Dichter der „Ahnfrau" legte den ersten Entwurf seines Trauerspieles in Schreyvogels Hände. Wie gerne Grillparzer, Zedlitz, Raupach u. a. sich des kritischen Beirates des kunstverständigen Mannes bedienten, steht in jedermanns Andenken. Auch dem Verfasser dieser Skizze war es vergönnt, mit seinen ersten dramatischen Versuchen die Aufmerksamkeit Schreyvogels einigermaßen auf sich zu ziehen, mit welchem er bald trotz der Verschiedenheit des Alters in ein wahrhaft freundschaftliches Verhältnis geriet. Im Jahre 1832 wurde Schreyvogel, mit dem damaligen obersten Kämmerer längst im Zwiespalte, plötzlich durch einen Machtspruch von der Bühne entfernt, welcher der streng rechtliche, unparteiische, höchst uneigennützige und schlecht besoldete Ehrenmann seine besten Jahre, seine besten Lebens-

kräfte gewidmet hatte. Es war eine völlige Ungnade, wie man schon aus der Art seiner Entfernung und zum Überfluß aus der geringen, sogenannten „normalmäßigen“ Pension entnehmen konnte, die man ihm zukommen ließ. Der redliche Mann, der niemals an Intrigue glaubte, war wie vom Donner gerührt. Nicht nur seine Lieblingsbeschäftigung, auch beinahe der Lebensunterhalt war dem bereits gealterten Manne entzogen. Aber er war an Tätigkeit gewohnt — mit Eifer suchte er seine Schriften hervor, sichtete sie zu einer Gesamtausgabe, beschäftigte sich mit dem Entwurfe zu einer neuen Zeitschrift. Wenige Monate dieser künstlichen Aufregung genügten, um seinem Leben ein Ziel zu setzen. Damals mußte man zähneknirschend schweigen — jetzt mag es gerade heraus gesagt werden, daß die elendeste Kabale einen der wackersten Männer getötet hat.

Nach Schreyvogels Abgang ward es erst völlig klar, wie im Grunde dieser einzige Mann das Theater insoweit aufrechterhalten, daß es noch beiläufig einer Kunstanstalt glich. Die ersten, die sich nicht mehr auf der Bühne noch im Schauspielhause einfanden, waren die dramatischen Dichter. Das Haus war ihnen verleidet. Die Schauspieler vermißten mit Schmerz die Kenntnisse, den kritischen Rat, den redlichen Willen des Mannes, der ihre Sache, auch wo sie nicht die Kunst, sondern ihre bürgerliche Stellung betraf, ohne

alle Nebenabsicht zu der seinigen gemacht. Diejenigen unter ihnen, welche sonst seine Gegner waren und über seinen Fall gejubelt, kamen bald zu besserer Einsicht. Sie merkten's bald, daß sie eine hirtenlose Schar waren und es vielleicht noch lange bleiben sollten. Der Schlendrian riß ein und überwucherte die Bühne. Man fing an, das Theater, welches mit einer nichts weniger als bedeutenden Dotation im Staatsbudget figurierte, zu einer Einnahmsquelle machen zu wollen. Um den Herren oben ein Beifallslächeln zu entlocken, suchte man Ersparnisse einzuführen, welche häufig in Knickereien ausarteten, besonders gegen die Schriftsteller. Wie es ein Stempel- oder Tabakgefäll gab, so sollte es auch ein Theatergefäll geben. Der Gefällendramaturg berechnete genau, was die Stücke „trugen" und die Wiederholungen wurden nach den Überschüssen von so und so viel Gulden angesetzt. Das Sonntagspublikum war einigermaßen der Retter der Tragödie, denn bald hatte man heraus, daß Schiller oder Shakespeare an Sonntagen „zog". In abscheulicher Zensurverballhornung und größtenteils durch Schauspieler zweiten und dritten Ranges besetzt, wurden die dramatischen Meisterwerke unserer Nation den gläubigen und bar zahlenden Sonntagsseelen geboten. Als Anekdote mag hier am Platze stehen, daß „Wilhelm Tell", der eine geraume Zeit verboten war, plötzlich für die Sonntage erlaubt wurde — aus Rück-

sicht für die Kasse; doch mußte abgewartet werden, bis der Kaiser (Franz) das Lustschloß Laxenburg bezog. Ein andermal wurde „Fiesko“ zugestanden; doch mußte zum Schluß die deutsche Leibwache erscheinen und „Heil Doria! Heil dem Herzog!“ rufen. Solcher Anekdoten gäb' es hunderte zu erzählen, doch es braucht keiner Anekdoten, um erst zu beweisen, wie polizeilich-geistlos die erste Bühne Deutschlands früher geleitet worden.

Wenn der rechte Mann kommt, im Staat oder auf dem Theater, so wird bald manches besser werden, vorausgesetzt, daß es wirklich der „Rechte“ ist, um den die Wohlwollenden und Verständigen sich gerne scharen mögen. Vor allem wünschte ich, daß das Burgtheater sich entschiede, ob es als Hoftheater oder Nationaltheater sich neu gestalten wolle. Ich gestehe, daß ich das letztere vorziehen würde. Es wäre darum nicht nötig, daß der Hof dem Nationalinstitut seine Neigung oder Unterstützung entzöge. Das neue Österreich braucht aber ein Volkstheater im besten, im edelsten Sinne des Wortes. Auch die früheren Räume genügen nicht mehr. Abgesehen, daß das Burgtheater der abscheulichste, geschmackloseste Rumpelkasten ist, wie in keiner kleinen deutschen Residenz ein ähnlicher zu finden, so ist es auch durchaus nicht imstande, das Publikum zu fassen, welches sich zu neuen oder beliebten Vorstellungen hinzu drängt, noch wird es in Zukunft, wenn die besser

gewordenen Zeitverhältniſſe ohne Zweifel die Teilnahme fürs Theater wieder ſteigern, imſtande ſein, die Abonnenten für Logen und Sperrſitze zu befriedigen. Bisher waren dieſe privilegierten Plätze als förmlich radizierte zu betrachten. In den Logen ſaß der hohe Adel — ich weiß nicht, wie viel Ahnen der nachweiſen mußte — und ausnahmsweiſe ein paar überreiche Bankiers. Angeſehene Familien buhlten jahrelang um die Gunſt, eine Viertel- oder Achtelloge zu bekommen, und da mußte ihre „gute Geſinnung“ außer allem Zweifel ſein. Gewöhnliche Sterbliche, auch wenn ſie ſchweres Geld bieten konnten, haben niemals erfahren, wie das Innere einer Loge in dem traurigen und finſtern Muſentempel ausſieht. Die Sperrſitze im Parterre waren von Hofräten und Diplomaten in Beſchlag genommen, die meiſt gratis darauf ſaßen, und von den Habitués. Auch das iſt kein Publikum. Die dramatiſchen Dichter, welche ausſchließlich für das Burgtheater arbeiteten, erhielten Freikarten ins ſtehende Parterre, welches ſie natürlich aus mancherlei Gründen faſt niemals betraten, ſondern es vorzogen, ihren Sperrſitz bei den wenigen intereſſanten Vorſtellungen bar zu bezahlen. Im zweiten Parterre und in den beiden Galerien ſitzt und ſteht das eigentliche Publikum, welches ſeine Schauluſt bei neuen Vorſtellungen bisher um ſo weniger befriedigen konnte, weil ihm früher an die 1200 (jetzt noch immer bei 900) Freikarten die beſten Plätze vorweg nahmen.

Wer alles vom Hofe freien Eintritt hat, weiß ich nicht; am unangenehmſten berührten jedenfalls die Hofkammerdienerinnen, welche man ſonſt im erſten Parterre mitten unter Offizieren und Kadetten aller Waffengattungen ſtehen und ſich drängen ſah.

Allen dieſen und unzähligen andern Übelſtänden kann nur der Bau eines neuen, bequemen und ſchönen, der Reſidenz würdigen Schauſpielhauſes abhelfen, welches zugleich den Vorteil böte, in ſeinen Räumen ein großes, wirkliches, nicht bloß ein privilegiertes Publikum zu verſammeln und es als den einzigen, wahren, vielköpfigen Geſchmacksrichter über neue Werke urteilen zu laſſen. Die Koſten kommen in einem Staat wie Öſterreich um ſo weniger in Anſchlag, als es ſich hier um ein nationales Inſtitut handelt, welches zugleich eine Menge Künſtler und Arbeiter beſchäftigt, und als die Ausgabe durch das Abonnement für Logen und Sitze und durch die größeren Tageseinnahmen bei zweckmäßiger Bühnenleitung in wenig Jahren vollkommen hereingebracht ſein wird. Ich weiß, wie ſehr der Schlendrian ſeit langer Zeit ſich gegen ſolch einen Vorſchlag zur Wehre ſetzt. Die oberſten Leiter unſerer Bühne gerieten ſonſt in Wut, wenn man einen ſolchen Gedanken äußerte oder auch gelegentlich von Einführung der Tantieme ſprach. Die letztere beſteht — wenn auch nur proviſoriſch — aber unſere armen Künſtler müſſen ſich noch immer mit ihren abſcheulichen, ſchmutzigen

Garderobezimmern behelfen, zu welchen sie in ihren tragischen und komischen Masken sich mitten durch ein gaffendes und gleichfalls gedrängtes und gezwängtes Publikum hindurch drängen müssen. Es ist unmöglich, daß diese und andere Übelstände länger andauern. Die neue Zeit verlangt ein neues Theater, verlangt ein neues Publikum, zum Teil auch neue Schauspieler.

Unsere Gesellschaft besteht aus vortrefflichen Talenten, welche teilweise noch der guten alten Schule angehören, aus später hinzu Gekommenen, die sich dem Rahmen des Ganzen geschickt eingefügt, aus einigen tauglichen Beihelfern, wie sie auf jeder Bühne zu finden sind, und aus einer Anzahl älterer und neuerer, mehr als mittelmäßiger Schauspieler — „gute Leute und schlechte Musikanten," welche man besser ihrem Provinz- oder sonstigem Schicksale überlassen hätte. Man kann nicht lauter bedeutende Schauspieler gewinnen, ich weiß wohl! aber doch erträgliche — vor allem bildungsfähige. Geringe Talente lassen sich oft mit großem Vorteil verwenden, besonders, wo die gehörige Kunstleitung nicht fehlt. Aber aus nichts wird nichts. Leute, die einen abscheulichen Dialekt sprechen, Leute mit Sprachfehlern usw. sollten billig auf der ersten Bühne Deutschlands niemals haben erscheinen dürfen. Junge hübsche Leute, mit wohlklingendem Organ und angenehmer Gestalt, die sich dem Theater widmen wollen, sind ja nicht so selten und sind mir auch häufig auf

Provinzbühnen begegnet. Wenn man ſich endlich entſchließen wird, eine Schauſpielerſchule zu errichten, ſo würden manche Übelſtände bei unſern Engagements für zweite und dritte Rollen wegfallen, wo man häufig die Katze im Sacke kauft oder einer mächtigen Protektion nachgeben muß, während man in der Schule nur die Augen und Ohren offen zu halten und zu prüfen braucht. Aber auch ohne eine ſolche Anſtalt iſt's doch eben nicht gar ſo ſchwer, Mißgriffe bei Engagements zu vermeiden oder mäßig taugliche Schauſpieler für kleine Rollen zu finden. Freilich hat nicht ein jeder das Glück und den Takt des guten Schreyvogel, welchem es vergönnt war, den nicht genug zu lobenden Fichtner als jungen Menſchen von kaum zwanzig Jahren zur Hofbühne zu ziehen, wo er ihn anfangs für die höhere Tragödie beſtimmt hatte, während Neigung und Anlage den jungen Künſtler bald vorzugsweiſe dem Dienſte der heiteren Thalia zuführte.

Im ganzen iſt die Tragödie auf unſerer Bühne minder gut beſtellt als das Luſtſpiel. Künſtler wie Löwe, La Roche, Anſchütz, die Frauen Rettich und Hebbel bilden zwar noch immer einen Kranz des Ausgezeichneten, wie ihn in dieſem Augenblick keine andere deutſche Bühne aufzuweiſen vermag, doch reichen ſie nicht aus, zumal da ſie auch im Luſtſpiel verwendet werden. Es fehlt uns vor allem ein jugendlicher Heldenliebhaber, eine junge tragiſche Liebhaberin, beide erſten

Ranges. Im übrigen Deutſchland wären ſie vielleicht zu finden. Die Vortrefflichkeit unſeres Luſtſpiels iſt ebenſo anerkannt, als die Klage laut geworden iſt, daß vielen unſerer erſten Schauſpieltalente, wenn nicht das Jugendfeuer, doch leider die Jugend fehle. Mit einigen neuen Engagements, einigen Penſionierungen und mit kluger Verwendung einiger minder beſchäftigten Mitglieder, deren Eifer man nur ein wenig anzuſtacheln braucht, ließe ſich ohne Zweifel eine Geſellſchaft erneuern, welcher vielleicht nichts als die einheitliche Kunſtleitung gebricht, um ſie aus einer gewiſſen Lethargie zu wecken und ſie zu ihrem vorigen Glanze zu erheben.

Ich ſpreche hier von der Sache, nicht von den Perſonen, darum ſcheu' ich mich auch nicht, es geradezu auszuſprechen, daß das herrſchende Penſionsſyſtem des Hofburgtheaters mit unter die Haupturſachen gehört, welche zu ſeinem zeitweiligen Verfall beigetragen. Die Zukunft des Schauſpielers für den Fall der Krankheit, des Alters uſw. ſoll geſichert ſein — zugegeben! Daraus folgt noch nicht, daß der Schauſpieler, der immer Künſtler bleibt, in allen Verhältniſſen als Beamter behandelt werden müſſe. Freilich das Theatergefäll kennt nur theatraliſche Gefällsbeamte! Man regiert die Geſellſchaft mit Dekreten, läßt ſie die abendlichen Bureauſtunden halten, mutet ihr keine außerordentlichen Dienſtleiſtungen zu, läßt ſie im Gehalt vorrücken und ſtellt ihr nach abgelaufener Dienſtzeit

die normalmäßige Pension in Aussicht. Damit mag man sich gute Beamte ziehen, aber keine guten Schauspieler. Die Kunst lebt nur in der Freiheit, und wenn sie der Ordnung bedarf, eines weisen Plans, so scheut sie doch nichts mehr als pedantischen Zwang. Der Schlendrian ist es, welcher allen Kunstenthusiasmus erstickt — der Schlendrian hat auch damals die große Künstlerin Sophie Schröder, welche bereits an Jahren vorgerückt, aus Wien vertrieben, so sehr ihr bedächtige Freunde rieten, ihren Anspruch auf die „Pension" durch den revolutionären Schritt nicht leichtsinnig hintanzusetzen!

Nach zehn Jahren ist ein mit Dekret angestellter k. k. Hofschauspieler pensionsfähig und nun behält er seine Anstellung, seinen Gehalt, bis er seine vierzig Jahre „ausgedient" oder noch drüber, er mag gut oder schlecht spielen oder auch gar nicht. Er war vielleicht einmal, etwa vor dreißig Jahren vortrefflich, darum erhielt er einen guten Kontrakt, einen hohen Gehalt — aber er hat sich inzwischen verschlimmert, mehr als verschlimmert; er ist bequem geworden, hat frühzeitig gealtert, ist mit der Zeit nicht fortgeschritten — gleichviel! Er ist k. k. Beamter. Er schadet dem Repertoire, der Theaterkasse, er bringt alle neuen Stücke um — alles gleichviel! Er hat einmal das Dekret und die Dienstzeit für sich.

Es ist eben so lächerlich als zweckwidrig, einen Schauspieler als Beamten zu betrachten, zu behandeln,

und doch geſchieht es. Und nun gar eine Schauſpielerin! — Ich finde es begreiflich, daß man einen Beamten nach zwanzig Dienſtjahren zum Regiſtratursdirektor macht und ihn dieſen Poſten, zu welchem er ſich durch Fleiß, Ehrlichkeit und Erfahrung befähigt, noch weitere zwanzig Jahre behaupten läßt — aber daß eine hübſche und anmutige Schauſpielerin, die uns in ihrem achtzehnten Jahre als Gurli entzückte, noch weitere zwanzig oder dreißig Jahre fortgurliſieren darf oder muß, das finde ich abſcheulich. Oder ſie tritt ins Mutterfach über, worin ſie nur Mittelmäßiges leiſtet, kaum Erträgliches, wird aber fortwährend wie in der Gurlizeit bezahlt, während die neuen jungen Gurlis ſehnſüchtig ihrem Anſtellungsdekret entgegen harren und erſt dann in die „Wirklichkeit" treten, wenn ſie längſt keine Gurlis mehr ſind — das finde ich ungerecht. — Man ſieht, wie das Syſtem der Beamtenhierarchie, auf die Künſtler angewendet, geradewegs zum Abſurden führt. —

Das Publikum bezahlt den Schauſpieler und ſein Talent. Ein guter Schauſpieler, der zugleich die Kunſt und die Kaſſe hebt, wird nicht leicht zu teuer erkauft. Aber ein Theater, welches Penſionen zahlt, kann ſeine Gagen weit geringer anſetzen. Es iſt kein Zweifel, daß das Syſtem der Penſionierung vorzugsweiſe nur der Mittelmäßigkeit zugute kommt, während der bedeutendere Künſtler, um den es ſich doch zuletzt handelt, nicht um die Aushelfer, dabei in jeder Hinſicht

den kürzeren zieht. Die fixe Anstellung fördert ihn weder in seiner Kunst, noch ist sein Geldbeutel besonders dabei beraten, da er schließlich mit Krethi und Plethi in denselben normalmäßigen Pensionstopf geworfen wird und doch nicht völlig sicher ist, daß man ihn seine vierzig Jahre „ausdienen" lasse. — Wohlan denn! Man kontrahiere mit jedem Schauspieler nach zehn Spieljahren auf eine mäßige Pension und bezahle ihm während dieser Zeit eine Gage nach seinem Verdienste, nach seiner Brauchbarkeit. Nach Ablauf der zehn Jahre stehe es ihm frei, die Pension wo immer zu verzehren; zieht er es vor zu bleiben und findet die Direktion ihre Rechnung, ihn zu behalten, so wird ein neuer Kontrakt auf neue zehn Jahre oder auch nur auf fünf Jahre abgeschlossen und die Gage nach seiner gegenwärtigen Fähigkeit geregelt, erhöht oder vermindert, etwa noch Abzüge zu einem Pensionszuschuß festgesetzt. Und so von zehn zu zehn Jahren! Bei einem solchen System, wo sich der Schauspieler gewissermaßen selbst pensioniert, ist für seine Zukunft, aber auch für die Kunst gesorgt, indem ein gewisser Wetteifer des Talentes immer frisch erhalten und es dem bequemeren oder minderbegabten Schauspieler unmöglich wird, sich in einer durch Glück oder Begünstigung ihm zugefallenen Ausnahmsstellung oder gar in einer Art Sinekure lässig hindämmernd zu behaupten. Die Ein- und Durchführung eines solchen Systemes

steht aber nur dann zu erwarten, wenn die bisherige Hofregie aufhört und das Theater als ein nationelles Institut unter das Ministerium gestellt, durch den Reichstag dotiert und als Kunstanstalt von einem tüchtigen Dramaturgen mit unumschränkter Machtvollkommenheit geleitet wird. Die Regisseure als „Vertrauensmänner" mögen ihm bei seinem Werke ratend und ausführend zur Seite stehen.

Es ist zu erwarten, daß man nur Männer von Geschmack und Kunstbildung, die zugleich das Vertrauen der Gesellschaft genießen, zu Regisseuren wählen wird — dann darf man ihnen auch die ihnen gebührende Stellung nicht versagen. Den Regisseuren kommt eine Stimme zu bei der Entscheidung über die Annahme neuer Stücke, bei der Besetzung, bei der Feststellung des Repertoires; sie haben auch die Stücke in Szene zu setzen und die Proben zu leiten. Der Direktor oder Dramaturg, welcher nicht alles allein zu besorgen imstande wäre, trägt einen Teil seiner Geschäfte und seiner Verantwortlichkeit auf sie über; sie sind die Sektionschefs und Räte des dramaturgischen Ministeriums und auf ihre Energie und sonstige Persönlichkeit wird es vorzugsweise ankommen, wenn das Theater neuen Flor gewinnen soll. Das kann und wird aber nur geschehen, wenn sie mit einem einsichtsvollen und geistreichen Dramaturgen Hand in Hand zu gehen bereit und imstande sind. — Die

ökonomiſchen Geſchäfte, welche dem oberſten Direktor natürlich gleichfalls nicht fremd ſein müßten, wären nach wie vor von einem tauglichen Beamten unter Kontrolle der Staatskaſſe zu beſorgen.

Eben kommt mir Eduard Devrients Reformſchrift: „Das Nationaltheater des neuen Deutſchlands“ zur Hand, zu deren Herausgabe der Verfaſſer durch einen Auftrag des preußiſchen Kultusminiſteriums veranlaßt ward. Es freut mich, daß meine flüchtig hingeworfenen Gedanken den Ideen eines praktiſchen und kunſterfahrenen Mannes nicht gar zu ferne ſtehen. Da zugleich verlauten will, auch unſer Miniſterium trage ſich mit dem Gedanken einer Bühnenreform, ſo erlaub' ich mir deſſen Aufmerkſamkeit auf Devrients Schrift zu lenken. Für die Mängel meiner Skizze, welche wenigſtens auf eigener Anſchauung beruht, bitte ich die Kundigen im vorhinein um Nachſicht. Mit meinem Wiſſen habe ich darin nichts als die Wahrheit geſagt und einige fromme Wünſche ausgeſprochen. Für kurze Zeit träumten wir von einem gemeinſamen deutſchen Vaterlande — es iſt eine verzeihliche Täuſchung, wenn Eduard Devrient und ich auch bereits die Propyläen eines neuen deutſchen Theaters in roſiger Morgendämmerung zu erblicken glaubten!

Wien, im Februar 1849.

9. Kleine theatraliſche Studien (1877).

1. Der theatraliſche Kronos und das ſtreitende Theater.

Ein dramatiſches Repertoire reicht nicht weit über ein Menſchenalter hinaus. Der Theater-Kronos verſchlingt nach und nach die meiſten ſeiner Kinder und nur ein Shakeſpeare-Zeus bleibt etwa am vollen Leben und beherrſcht die Bretterwelt durch ein paar Jahrhunderte. Wenn man ſo ſeine mehr als ſechzig Jahre ins Theater gegangen iſt wie ich — welche Sterne hat man am dramatiſchen Horizont aufgehen, hell glänzen, mählich verbleichen und ſchließlich wieder im Nebel verſchwinden ſehen! Da iſt unſer Heinrich v. Collin. Sein „Regulus", „Mäon", „Balboa" waren durch einige Jahrzehente Repertoireſtücke. Wo ſind ſie hingekommen? Iffland und Kotzebue hielten weit länger aus, allein weder die bürgerliche Moral des einen, noch des andern Witz und Spott wollen ſeit geraumer Zeit mehr munden. Einzelne ihrer Stücke tauchen bisweilen auf als Denkmale einer vergangenen Zeit und Anſchauung. Ein jeder der beiden hatte im verfloſſenen

Jahre zwei Aufführungen im Burgtheater. Und der Verfaſſer der „Schuld“ und der tränenreiche Houwald, beide einſt das Entzücken von uns allen, als wir noch jung waren, ſie werden aus ihrem Schattenreiche gar nicht wieder hervorgeholt. Ebenſowenig Zacharias Werner, der freilich nur dramatiſche wie poetiſche Kurioſitäten und Phantaſien gebracht. Aber auch von dem derben Praktiker Raupach, dem quondam theatraliſchen Alleinherrſcher, iſt nur „Der Müller und ſein Kind“ übrig geblieben. Da begreift es ſich, daß auch die dii minorum gentium, wie Clauren, Holbein, Deinhardſtein uſw. längſt unter die Verſchollenen gehören. Daß aber ein bedeutender Dramatiker und wirklicher Dichter, daß ein Friedrich Halm, deſſen „Fechter von Ravenna“ doch in die neue Ära hineinragt, gleichfalls beinahe der Vergeſſenheit anheimfallen konnte, mag vielleicht weniger dem Publikum als den Theaterdirektionen zur Schuld angerechnet werden. Im ganzen darf man freilich ohne Übertreibung behaupten, daß das deutſche Theaterpublikum wenig Pietät beſitzt und daß es ſehr — vergeßlich iſt. Es wäre Pflicht der Kritik, da ein wenig nachzuhelfen, auf das alte wie neue Gute aufmerkſam zu machen, es nach Kräften zu fördern. Es geſchieht aber beiläufig das Gegenteil. So hebt zum Beiſpiel die Rezenſion über ein neues Luſtſpiel gewöhnlich folgendermaßen an: „Wir Deutſche haben keine Luſtſpieldichter und keine Luſtſpiele. Die

beiden Meiſterwerke ‚Minna von Barnhelm‘ und ‚Der zerbrochene Krug‘ ſind Ausnahmen und beſtätigen nur unſern Ausſpruch, und die Komödie von geſtern iſt ein neuer Beleg dafür“ uſw. Und nun wird das arme Luſtſpiel heruntergemacht, in welchem weder ein verabſchiedeter und verliebter Offizier vorkommt, der einen Ring verſetzt, noch ein Prozeß um die Scherben eines Kruges geführt wird und welches daher nicht „klaſſiſch“ iſt, ſondern Alltagsware ohne Gehalt, ohne Tiefe, ohne Charakteriſtik.

In Paris geht das anders. Wenn Alexander Dumas und Sardou neue Stücke bringen, ſo werden ſie weder mit Shakeſpeare verglichen, den die Franzoſen ſoviel wie gar nicht kennen, noch mit Molière, auch fällt es keinem Sterbensmenſchen bei, von der neuen, modernen Arbeit zu verlangen, daß ſie ſich durchaus in die Formen des „Miſanthropen“ oder des „Tartuffe“ einzwängen müſſe, ſondern das Stück wird einfach ſeinem Inhalt und Gehalte nach beſprochen, gelobt oder getadelt, ohne Seitenblicke und ohne Voreingenommenheit, auch ohne literariſchen Schwulſt und Bombaſt. Iſt das Luſtſpiel gut oder auch nur luſtig, ſo freut ſich das Publikum darüber wie der Rezenſent. Das macht: in Frankreich gilt „Leben und leben laſſen“ — die Deutſchen ſind aber neidiſch, beſonders die deutſchen Literaten. Nebſtdem herrſcht bei uns eine literariſche Clique, die den Ruhm an die Ihrigen

verteilt, alle „Fremden“ ignoriert oder ſchlecht macht. Irgend ein mächtiger Soſier, wie Cotta, hält die Schreibfedern in ſeinem Solde und läßt mit ihrer Beihilfe ſeine Artikel anpreiſen. So weiß die „Augsburger Allgemeine“ zeitweiſe von einem neuen Schiller zu erzählen — das heißt, irgend ein in Stuttgart begünſtigter homo novus hat ein Buchdrama geſchrieben, bei Cotta verlegt und es ſoll daher vom Leſepublikum gekauft werden. Nach Jahr und Tag ſind Buch und Autor vergeſſen, bis auf den Namen. So iſt auch durch „Vetter Cotta“ unſer Ladislaus Pyrker ſeinerzeit zu Ehren gekommen und jahrelang in der „Allgemeinen“ als „deutſcher Homer“ angeprieſen worden. Wenn aber ſchon Horaz bemerkt, daß der gute Homer zuweilen einduſle, und Jean Paul in ſeiner „Vorſchule der Äſthetik“ einem jeden Epos die Erlaubnis erteilt, etwas langweilig zu ſein, ſo bediente ſich jener Kirchenfürſt dieſer „exceptio” in viel zu hohem Grade.

Wir übrigen Öſterreicher, der deutſchen Clique fern und fremd, ſtehen literariſch ziemlich im Schatten. So war Grillparzer durch geraume Zeit in Deutſchland ſo gut wie unbekannt. Seit Tieck und Solger galt er als Verfaſſer von „Schickſalstragödien“, weil er als junger Mann ein „Geſpenſt“ auf die Bühne gebracht. Auch der alte Goethe kannte ihn wohl kaum über die „Ahnfrau“ hinaus. Die Wiener Briefe des derben Maurermeiſters und Strophenliedlers Zelter, der von

Poeſie ſoviel wie nichts verſtand (von Muſik nur wenig), waren nicht geeignet, dem Groß-Kophta in Weimar eine beſſere Meinung von unſerm Wiener Tragiker beizubringen. Der Theater-Kronos war auch bereits nahe daran, den guten Grillparzer ſamt ſeiner „Sappho", „Medea" und „Hero" zu verſchlingen, wenn ſich nicht der theatraliſche Kentaure Laube dem Alles-vertilger männlich entgegengeſtellt, ihm ſeine Opfer noch zur rechten Zeit entriſſen hätte.

Die beſſern ältern Dramen dem Repertoire zu erhalten, ſcheint um ſo notwendiger, als dermalen nur ſelten bedeutendere Neuigkeiten auftauchen, das Publikum auch dem Theater gegenüber eine Stellung einnimmt, welche es doppelt wünſchenswert macht, daß der geiſtige Gehalt des Bühnenweſens ja nicht vernachläſſigt werde. Der Verfall des modernen Theaters, worüber ſich jedermann anmaßt zu klagen, wird nun gar von einer Seite her betont, von welcher man es kaum erwarten durfte — nämlich aus Paris, welches doch dermalen in theatralibus (auch in Deutſchland) mehr den Ton angibt als je. Ein Buch, das mir in die Hand fiel, von Jules Claretie: „La vie moderne au théâtre" (Paris 1875) ſtimmt ganz merkwürdige theatraliſche Jeremiaden an. Der Verfaſſer jammert vor allen Dingen über den Bau der rieſig großen neuen Theater. (Davon weiß auch unſere Hofoper ein Lied zu ſingen und das künftige neue Burgtheater wird ihr

vermutlich akkompagnieren). — „Le succès aime les maisons modestes", meint der Verfaſſer. In den neuen Prachtgebäuden verlange man weniger nach geiſtiger Nahrung als nach Äußerlichkeiten und Spektakel. (C'est tout comme chez nous!) Das „Metier" des Theaterdirektors werde dabei von Jahr zu Jahr ſchwieriger und unverläßlicher. Von Kunſt kaum mehr die Rede. Nur Geld die Loſung, als handle ſich's um eine Börſenoperation. Um aber ein großes Stück in Szene zu ſetzen — und andre „ziehen" nicht — ſeien Hunderttauſende erforderlich und fällt das Drama durch, ſo kommt man nicht auf die Koſten. So geht ein Theater nach dem andern zugrunde. (Auch in Paris, dieſer Theaterſtadt par excellence!) Dazu die hohen Gagen nebſt dem Aufwand in Dekorationen und Koſtümen, ſelbſt in modernen Stücken. Mademoiſelle Mars habe ihr ganzes Repertoire mit vier, fünf Kleidern geſpielt; ſo viele „robes" war in letzterer Zeit die Desclée bemüſſigt, an einem einzigen Theaterabend zu verzehren. Und das Publikum verlange das, denn es ſei durch die „Offenbachiaden" daran gewöhnt. Frankreich habe vor Zeiten durch Bildung und Geſchmack, durch Geiſt und Feinheit (auch in Theaterſachen) den Ton angegeben — dermalen renne man nur den Pariſer Übertriebenheiten und Frivolitäten nach. Eine Umkehr ſei daher vonnöten. Die Zeit ſei ernſt geworden und das Theater, welches die Zeit widerſpiegelt, habe dabei die

Verpflichtung, die großen Ideen, welche uns bewegen, in ſich aufzunehmen. Der Verfaſſer weiſt auf Alexander Dumas hin als den Gründer eines „théâtre militant", welches ſich mit den brennenden Fragen des Tages beſchäftigt. Das Theater dürfe nicht zu einem „amusoir vulgaire" herabgewürdigt werden, alles Edle und Große gehöre auf die Bühne: die Arbeitsfrage, das Los des Weibes, das Vaterland und die Freiheit. „Le poête à charge d'âmes" — wie Viktor Hugo ſagt. Der dramatiſche Dichter ſei folglich verpflichtet, ſeine Kunſt ernſt zu nehmen als eine Sendung im Dienſte der Wahrheit und Schönheit, er müſſe das im Genuß taumelnde Publikum wieder auf die richtigen Wege der Einfachheit und Natur zurückführen. Mit Cancan und Parodie müſſe ein Ende ſein, ſonſt käme man wohl noch dahin, Schillers „Don Carlos" in eine Opera buffa umzuwandeln und den Marquis Poſa eine Gigue tanzen zu laſſen.

Man kann dem Autor in den meiſten dieſer Auslaſſungen nur völlig beiſtimmen und ſich aufrichtig freuen, daß ein Franzoſe ſo unparteiiſch über Franzoſen urteilt. Nur gegen den „Theaterkämpfer" Dumas ließe ſich einiges einwenden; allein der iſt nun einmal der Liebling des Herrn Claretie. Der Kritiker lobt alle Stücke ſeines Leibpoeten, wie auch deren Vorreden, und hat vermutlich auch nichts dagegen, daß der Verfaſſer des „Demi-monde" unſerm Goethe das Genie

abſpricht. Nur an der „Femme de Claude" entdeckt er einige leichte Makel; dagegen werden faſt alle neuen franzöſiſchen Dramatiker und ihre Werke ziemlich hoch gehalten. Gehören aber „La baronne", „La comtesse de Somerive", „Les deux orphelines", „Le Sphinx", „L'Etrangère" uſw. wirklich zu dieſer theatraliſchen ecclesia militans, welche Wahrheit und Schönheit zu predigen berufen iſt? Ich möchte ſehr bezweifeln, daß derlei Senſationsdramen imſtande ſind, eine Regeneration des Theaters herbeizuführen. Der Verfaſſer ſcheint nicht völlig davon überzeugt, indem er eingeſtehen muß: „Oui, le théâtre est en décadence. Ici, comme en toutes choses, comme en peinture, comme en littérature, il y a un grand nombre de talents remarquables, ingénieux, spirituels, charmants; il n'y a plus de créateur ou d'inventeur. Toute cette innombrable et précieuse monnaie ne vant pas un lingot d'or."

Einverſtanden. Wir Deutſchen beſitzen aber dieſe dramatiſchen Goldbarren glücklicherweiſe in Leſſing, Goethe, Schiller, Kleiſt, Grillparzer, ſamt den Epigonen Hebbel und Otto Ludwig. Auch den Ausländer Shakeſpeare können wir als ehrliche deutſche Eroberung hinzurechnen. Freuen wir uns alſo dieſes reichen theatraliſchen Beſitzes, der den Franzoſen fehlt und mit welchem ſich die deutſche Bühne wohl noch eine Weile aufrechterhalten läßt. Werden wir aber auch den

Neuern und Mitlebenden gerecht, inſofern ſie ſich bemühen, das Theater in einem Sinne fortzuſetzen, welcher dem von ihren großen Vorbildern eingeſchlagenen Wege nicht widerſpricht. Im Dienſte der Wahrheit und Schönheit ſind auch die beſcheidenen Hilfsarbeiter nicht zu verachten. Neben den lingots d'or bedarf man — der petite monnaie.

Bereits vor einem halben Jahrhundert wurden Klagen laut über den Verfall der deutſchen Bühne und jetzt klagt man abermals. Es fehlt an großen neuen Talenten, ſowohl produzierenden als darſtellenden, das iſt richtig; vergleicht man aber das Repertoire von damals mit dem von heute, ſo neigt ſich die Wage entſchieden zu unſern Gunſten. Die dramatiſchen Meiſterwerke, die Shakeſpeares mit inbegriffen, welche vormals nur als ſpärliche Koſt gereicht wurden, füllen dermalen alljährlich beiläufig ein Drittel der Abende des Burgtheaters aus. Das gibt einen theatraliſchen Stock, der nicht zu verachten iſt! Sonſt bringt man von ältern Stücken die beſſern, nebſt den Neuigkeiten, auch denen der Franzoſen, in ſorgſam einſtudiertem Zuſammenſpiel, „ſoweit unſere Kräfte reichen". — Das hindert nun freilich nicht, daß der unerſättliche Theater-Kronos noch immer alljährlich ſeine Opfer verſchlingt. Doch auf die Gefahr! Man trägt ſein Scherflein bei und verzichtet obendrein auf die Ehre, der ſtreitenden theatraliſchen Kirche des Herrn Claretie beigezählt zu werden.

Die eigentliche Polemik gehört nicht aufs Theater und iſt trotz allem Zujauchzen des Tages nicht imſtande, ein Stück auf den Brettern zu erhalten. Wenn man ſich nun gar darauf beſchränkt, gewiſſe Paragraphe des Code français und ſei's mit noch ſo vielem Geiſte, dramatiſch zu bearbeiten, ſo erhält man lauter Dramen von ähnlicher Farbe, die einander ablöſen und deren vorletztes dem letzten weichen muß, um nach Jahr und Tag dem nächſten neuen Platz zu machen — vermutlich wieder nur auf ein Jahr. So läßt unſer Stadttheater binnen einer Theaterſaiſon eine ganze Reihe dieſer Koſtbarkeiten kaleidoſkopiſch an unſern Augen vorübergaukeln. — Das moderne Theater, welches Neuigkeiten verlangt und ſeiner Natur und Einrichtung nach verlangen muß, ſetzt ſich nun freilich auch auf dieſem Wege fort, allein das Repertoire gewinnt dabei nur ſelten einen dauernden Beſitz. Zwar auch Molière und Beaumarchais haben polemiſiert und im „Tartuffe“ und „Figaro“ ihre Zeit abgeſpiegelt, aber dabei ins Ganze und Volle und ſo auch ins rein Menſchliche gegriffen. Daraus wurden lebendige und bleibende dramatiſche Geſtalten. Ein parteiiſcher „Rabagas“ iſt nur für die Stunde und ſchwindet mit ihr.

Bei alledem wird man zugeben müſſen, daß die modernen franzöſiſchen Bühnenſchriftſteller von Scribe bis Dumas mit ebenſoviel Geſchick als Kühnheit in das ſoziale Leben zu greifen verſtehen. Sie ſchaffen

nun freilich in dem lebendigen Paris und das théâtre français — ſolange die Republik aushält — unterliegt keiner Hofzenſur. Das laſterhafte Frankreich erfreute ſich überhaupt von jeher einer gewiſſen Theaterfreiheit. Molières Kämpfe um „Tartuffe“, jene Beaumarchais' um ſeinen „Figaro“ ſtehen vereinzelt wie Viktor Hugos Theaterprozeſſe und auch dieſe führten ſchließlich zu einem glänzenden Siege. Uns ſollte die geiſtige Freiheit vorläufig von außen kommen. Die Gallier mußten erſt (im Jahre 1805) in Wien ihren Einzug halten, auf daß es uns geſtattet wurde, unſern Klaſſiker Schiller drucken zu dürfen — eigentlich nachdrucken. Dieſe Löſchpapierausgaben waren nun freilich durch den Frieden von Schönbrunn, durch über tauſend Quadratmeilen Land und beinahe drei Millionen Menſchen ziemlich teuer erkauft. — Und unſer armes Theater hatte überdies keinen Gewinn davon. Nach dem Abzuge der Franzoſen gab es keinen „Tell“ und „Fiesco“ mehr und der Präſident in „Kabale und Liebe“ wurde abermals in ſeinen fabelhaften Vicedom umgewandelt, der Vater in den Oheim.

Das ſagte aber einem fremden Schauſpieler nicht zu, welcher in den zwanziger Jahren als gaſtierender „Ferdinand“ nach Wien kam. Bei der Probe beſtand er auf „Vater“ und „Sohn“ wie er's gewohnt war. Die einheimiſchen Künſtler erklärten ſich bereit, auf dieſe restitutio in integrum des Originaltextes einzu-

gehen. Schreyvogel ließ die Leute gewähren. Ein ſchöner Sommerabend, dachte er, ein leeres Haus und der Kaiſer in Laxenburg — da kann man's riskieren. — Die Probe ging wie am Schnürchen. Auch verſchiedene, ſonſt höchlich verpönte Stellen, wie: „Kann der Herzog Geſetze der Menſchheit verdrehen oder Handlungen münzen, wie ſeine Dreier? Er kann den Hermelin über ſeine Schande hinwerfen!“ — dies und ähnliches ließ ſich vernehmen. Die Kuliſſen des Burgtheaters blieben dabei unbeweglich. Inzwiſchen hatte ſich der Himmel getrübt und es trat Regenwetter ein. So kam Kaiſer Franz in Laxenburg um ſeinen Abendſpaziergang, auch waren weder das gewohnte Quartett, noch die Tarokpartie mit Kutſchera bei der Hand. Der Kaiſer langweilte ſich alſo und beſchloß, in ſein Burgtheater zu fahren. Das Stück hatte bereits begonnen, als er in die Hofloge eintrat. Schreyvogel, auf den Tod erſchrocken, eilte auf die Bühne, um den „Vater“ zu kontremandieren, den „Oheim“ zu reſtituieren. Das ſetzte aber die heilloſeſte Verwirrung ab. Koch als Muſikus Miller ſprach von „Sr. Exzellenz dem Herrn Papa“; Vicedom Wilhelmi faßte ſich zwar und redete ſeinen verlornen Sohn per „Neffe“ an, dieſer erteilte ihm aber, wie auf der Probe, den ſüßen Namen Vater. Kurz, die Schauſpieler kamen aus dem Häuschen und der Souffleur hatte ſeine liebe Not bei dieſem verwandtſchaftlichen Durcheinander.

Bei den ſpäteren Vorſtellungen des Stückes wurde die alte Ordnung wieder hergeſtellt. Ferdinand mußte vor wie nach emphatiſch ausrufen: „Es gibt eine Gegend in meinem Herzen, worin das Wort Onkel noch nie gehört worden iſt — dringen Sie nicht bis in dieſe!“ Du lieber Himmel! In was denn für eine? Was iſt mir Hekuba! Was iſt uns ein Onkel, oder eine Tante? Aber dieſer Zenſuronkel kann für ein Symbol gelten wie im „Nathan“ das Wort „Wahrheit“ ſtatt „Religion“. Alpaka ſtatt echten Silbers, verlangt die Theaterzenſur.

Jules Claretie hat doch Recht! Wir brauchen ein théâtre militant, um vor allem die Theaterbeſchränkungen zu bekämpfen, die Beſchränkung überhaupt, die Geiſtesbeſchränktheit von oben wie nach unten den Hochmut der Großen, die Dienſtesbefliſſenheit der Kleinen, die Engherzigkeit, die Unwiſſenheit, den Unverſtand.

Januar 1877.

2. Dramatiſche Liebespaare.

Freundſchaft ſteht gewiſſermaßen höher als die Liebe, oder beruht doch auf feſterer, realer und rationeller Grundlage. Darum überdauert ſie auch die heftigern Empfindungen; die leidenſchaftliche Liebe der jungen Gatten geht allmählich in ſtillere Neigung,

Wohlwollen und Freundſchaft über. Derlei ruhige und friedliche Verhältniſſe taugen aber wenig fürs Theater, das nach Bewegung verlangt, nach Konflikten und Leidenſchaften. Die Liebe als ſolche iſt nun die ſüßeſte wie die gewaltigſte, zugleich die geheimnisvollſte Leidenſchaft. Man mag die Sache drehen wie man will, der eigentliche Kern der Liebe, bei welcher Sinn und Seele zuſammenfließen, iſt kaum völlig zu ergründen. Wie entſteht die Liebe? Warum liebt man? Niemand weiß es. Die romantiſche Liebe! „Die Kaprice auf gerade dieſe," wie Hegel ſie wenig galant bezeichnet. Die erſte Liebe! Gibt es Holderes im Menſchenleben? Es iſt das Gefühl der Unendlichkeit, der Ewigkeit, welches Jüngling wie Mädchen erfüllt, durchglüht. Wird das von Dauer ſein? Wer denkt daran? Wer denkt an die Zukunft, wo der Moment alles iſt! Zwei Weſen finden ſich, ſie brennen vor Begierde, einander zu beſitzen, ſie ſcheuen nicht Kampf und Gefahr, ſelbſt der Tod hat keine Schrecken für ſie — ſie verſchlingen ſich in eins, die rauhe Außenwelt ſchwindet vor ihren ſeligtrunkenen Blicken, nur ſie und die Liebe bleiben — das Rätſel des Lebens ſcheint für immer gelöſt.

Das iſt die Situation zwiſchen dem blutjungen Romeo und der vierzehnjährigen Julie. Sie begegnen ſich zum erſtenmal auf einem Ball und ihre Herzen, wie man zu ſagen pflegt, fliegen einander zu. Das iſt beinahe wie in Werners „Weihe der Kraft",

wo der myſtiſche junge Theobald bei Thereſens Anblick ausruft: „Mein Urbild!“ — Daß Romeo die reizende junge Schöne gleich beim erſten Zuſammentreffen ohne Umſtände küßt, entſchuldigt A. W. Schlegel damit, daß derlei zu des Dichters Zeiten nicht für eine beſondere Vertraulichkeit gegolten habe. Weniger begreift ſich des Liebenden raſches Abſpringen von ſeiner Schwärmerei für Roſalinde zu Julie. Schlegel bezeichnet das als den „heiligern Ernſt ſeiner zweiten Leidenſchaft“. Was iſt aber daran Heiliges? Die beiden jungen Leute gefallen einander. Voilà tout. Sie kannten ſich bisher gar nicht, wiſſen gegenſeitig nichts von ihren Lebensverhältniſſen, noch von ihren Charakteren oder Eigenſchaften. Es ſind eben ein paar Verliebte, vom Liebespfeil getroffen. Aber bald erfahren ſie zu ihrem Schrecken, daß ſie zwei einander feindlichen Häuſern angehören. Allein was kümmert das zuletzt die Liebe! Va banque! Romeo dringt mit Lebensgefahr in den Garten der Capulets und Julie ſagt ihm entſchloſſen:

Schwör' dich zu meinem Liebſten,
Und ich bin länger keine Capulet!

Verliebt und praktiſch fragt ſie zugleich, wie's mit dem Heiraten ſtehe. Sie werden ein Paar, insgeheim, allen Stammesfeindſchaften und Gefahren zum Trotz. Damit beginnt eigentlich erſt die Tragödie. Die Ehe war aber nur von kurzer Dauer. Wie hätte ſie ſich bei

gutem Ausgang der Sache wohl in Zukunft geſtaltet? Hätten die beiden Charaktere auf die Länge für einander getaugt? Ich will von der holden Julie vorausſetzen, daß ſie ihrem jungen und feurigen Gatten treu geblieben, eine gute Hausfrau und Mutter geworden wäre. Aber dieſer Romeo mit ſeinen Schwärmereien! Wie, wenn jene ſtolze Roſalinde, die ich mir als eine Art „Sphinx“ vorſtelle, dem jungen Gatten hinterher einen Schritt entgegen tut? Etwa zu einer Zeit, wo Julie im Hauſe beſchäftigt iſt oder bei ihren Eltern zu Beſuch oder ein wenig unpaß und dergleichen. Der erſte Liebesrauſch iſt bei dem romantiſchen Schwärmer vermutlich verraucht, und in Verona kann ihm leicht wieder ein Weib vorkommen, welches er für das ſchönſte hält, „ſeit Welten ſtehn“. Kurz, ich habe den jungen Menſchen im Verdacht, daß er in der Ehe Seitenſprünge machen würde, und die arme Julie dürfte ſich darüber die ſchönen Augen ausweinen. Der weiſe Dichter ſah das ohne Zweifel voraus und ließ lieber beide ſterben, im Vollgefühle ihrer gegenſeitigen Leidenſchaft,

— wie Feu'r und Pulver
Im Kuſſe ſich verzehren.

Shakeſpeare hat wohlgetan. Die Erdenſchlacken ſind abgefallen, die zärtlich Liebenden leben für immerfort in der heiligen Naphtaflamme der Poeſie wie im

Gedächtnis aller fühlenden Herzen, und so ist und bleibt „Romeo und Julie“ unbestritten das Symbol und die Tragödie der Liebe für alle Zeiten und Nationen.

Diese flüchtigen Bemerkungen hatte ich vor Jahren niedergeschrieben und mich ihrer erinnert, als ich unlängst Eduard v. Hartmanns gesammelte „Studien“ durchblätterte. In einem kleinen Essay über das Liebesdrama werden dort Dinge ganz ernsthaft ausgesprochen, die mir vordem als Einfälle oder Schrullen durch den Kopf gelaufen. Auch der Philosoph nennt Romeo einen „Flattergeist“, ja er spricht ihm sogar die Männlichkeit ab, wie die eigentliche Leidenschaft. Der junge Mensch werde nur durch Affekte (Sinnlichkeit) geleitet und seine Heirat mit einem vierzehnjährigen Mädchen würde heutigentags dem „Reichsstrafgesetzbuche“ verfallen.

Auch Julie kommt nicht viel besser weg; sie entwickle zwar eine tiefere Leidenschaft als ihr Romeo, doch sei sie im Grunde „gemütlos“ (gleich ihm) ob gegenseitigen Mangels aller Anhänglichkeit für Eltern, Angehörige und Vaterland. Die Liebe sei überhaupt hier von Shakespeare nicht „in seiner sonst echt germanischen Gefühlsweise“ behandelt worden, sondern „wesentlich im romanischen Sinne“. Daß sich Julie mit ihrer Liebe sogleich ihrem Romeo an den Kopf werfe, darüber, sowie über ihr rücksichtsloses Geständnis

an die gemeine Amme würde ſich „jedes deutſche Mädchen“ ſkandaliſieren uſw. Kurz, Hartmann will das Stück durchaus nicht als „das Hohe Lied der Liebe“ gelten laſſen.

Und warum nicht? Weil die Liebe hier romaniſch iſt? Wie ſoll ſie anders ſein? Die beiden leben und lieben ja in Verona und nicht in Augsburg, Frankfurt oder gar Sachſenhauſen. Es iſt die heiße italieniſche Liebe, es ſind heiße junge Herzen, deren es ja auch in Deutſchland gibt, nach dem Zeugnis Gottfrieds von Straßburg und ſeines Hohen Liedes „Triſtan und Iſolde“. Die beiden Veroneſer Liebenden vergeſſen ihre Eltern und deren Parteigezänke. Das liegt doch wohl in der Natur einer überwältigenden und alles verſchlingenden Leidenſchaft. Aber Julie hat kein Gemüt zu ihren Eltern. Nun, die wollen ſie von heute auf morgen an den unbedeutenden und ihr verhaßten Grafen Paris verheiraten. Das arme Mädchen weigert ſich aber mit Ehrerbietung:

Ich fleh' euch auf den Knien, mein guter Vater,
Hört mit Geduld ein einzig Wort nur an!

Darauf der alte Capulet: „Geh' zum Henker!“ Er ſchilt ſie eine Dirne, ein Talggeſicht, eine Hexe. Sie ſoll den reichen Herrn Grafen heiraten, ſeinen guten Freund, oder betteln, hungern, am Wege ſterben. Da wendet ſich die Tochter an Mama Capulet:

O, ſüße Mutter, ſtoß mich doch nicht weg!

Und was erwidert dieſe?

Tu, wie du willſt, du gehſt mich nichts mehr an.

Ein recht gemütliches Elternpaar. Und zu denen ſoll die Tochter Gemüt haben! Sie iſt freilich kein „deutſches Mädchen", hat nur eine „romaniſche Liebe" im Herzen. Was verlangt aber eigentlich Herr v. Hartmann von einer Liebestragödie? Hätte Shakeſpeare vielleicht ein abſtraktes Liebespaar ſchildern ſollen, welches weder in Italien, noch in Deutſchland, noch in Frankreich oder Rußland oder ſonſtwo auf realem Boden fußt, ſondern überall und nirgends zu Hauſe iſt? Derlei läßt ſich etwa philoſophiſch konſtruieren, poetiſch konzipieren nun und nimmer. Der Eſſayiſt räumt zwar gnädig ein, daß Romeo und Julie den romaniſchen Idealen ſo ziemlich entſprechen; daß ſie aber auf das ſchroffſte mit den deutſchen kontraſtieren, was er gleichfalls behauptet, kann ich ihm nun und nimmer zugeben. In einer Tragödie, die wohl durch die Shakeſpeareſche angeregt worden, in Kleiſts „Familie Schroffenſtein", benehmen ſich die deutſchen Liebenden nicht minder rückſichtslos als die italieniſchen, den äußeren Verhältniſſen ſowie ihren Eltern gegenüber. Auch dieſes Stück bringt Liebe, Leidenſchaft und ſchöne Naturlaute, nur nicht in ſo reichem Maße als das des Engländers. Streift das Nationelle, Zufällige und der Zeit (auch dem Zeitſtile) Angehörige von „Romeo und Julie" ab und das Schöne und

rein Menschliche bleibt als Residuum in dieser ausschließlich einzigen Tragödie der Liebe. Für diese Ansicht könnte ich eine Menge Autoritäten anführen; ich begnüge mich mit deren drei.

Bei Gelegenheit der Aufführung der Tragödie „Zaïre" in Hamburg bemerkte der alte klassische Lessing in seiner Dramaturgie: „Die Liebe selbst hat Voltairen die Zaïre diktiert — so sagt ein Kunstrichter artig genug. Richtiger hätte er gesagt: die Galanterie. Ich kenne nur eine Tragödie, an der die Liebe selbst arbeiten helfen, und das ist ‚Romeo und Julie' von Shakespeare." — Und der moderne und frivole Heine meint nun gar: „Nicht das benannte Menschenpaar, sondern die Liebe selbst ist der Held in diesem Drama." — Und mein dritter Gewährsmann? — Es ist kein Geringerer als das Theaterpublikum von Shakespeares Zeiten bis auf unsere Tage, als mit sich übereinstimmende Einheit, als Person gedacht. — Dermalen sind wir nun freilich längst in den Pessimismus geraten, welcher die Liebe, insofern sie nicht Mitleid ist (caritas), als leidige Selbstsucht deklariert und die schönen Mädchen nur als „Knalleffekte der Natur" betrachtet. — Sei's! Und mag die Liebe nichts weiter als eine süße Täuschung sein! Die Dichter werden darum vor wie nach doch nicht aufhören, Liebesdramen zu schreiben, solange sich die Jugend durch Schönheit und Anmut und Idealismus

täuſchen läßt und das dürfte wohl währen bis ans Ende aller Tage.

In den Dramen von Jupiter Goethe ſpielt die Liebe nur eine Nebenrolle. Seine Mädchen lieben zwar meiſt innig und warm, die Liebhaber machen ſich's dagegen ziemlich bequem, wie dieſe Weislingen und Clavigos — die „ſchlechten Figuren", als welche ſie ihr Schöpfer ſelber bezeichnet. Auch Fauſt iſt ihnen beizuzählen, der, nachdem er ſein holdes Gretchen genoſſen hat, ſich nicht weiter mehr um das arme Ding bekümmert. — Egmont liebt nun gar als ein vornehmer Herr. Hat er das ſittſame Bürgersmädchen verführt? Man weiß es nicht recht. Sie hat ſich ihm wohl freiwillig ergeben oder — „halb zog er ſie, halb ſank ſie hin". — Jedenfalls glaubt er ihr genug zu tun, wenn er einmal „ſpaniſch" zu ihr kommt. Kaum, daß ſonſt ein zärtliches Wort über ſeine Lippen kommt, während ſie ihm Herz, Seele wie Leib und ſchließlich das Leben opfert. Es macht beinahe einen komiſchen Eindruck, daß das Gewiſſen in dem Kavalier erſt kurz vor ſeinem Untergange erwacht. Er empfiehlt das Klärchen dem Sohne Albas. „Ich kenne ein Mädchen —" ſagt er. „Nun ich ſie dir empfehle, ſterb' ich ruhig." — Recht gemütlich. Aber zu ſpät, Herr Prinz von Gaure! Das gute Kind iſt längſt verſorgt, es hat Liebe, aber auch Arſenik im Leibe. Und ihr Brackenburg desgleichen, der arme treue Bürgers-

ſohn, der ſie weit mehr geliebt hat als der galante Herr Graf.

Da liebt der Graf Wetter von Strahl, der doch auch ein vornehmer Herr iſt, ganz anders. Er droht dem Käthchen wiederholt mit der Hundspeitſche, obſchon oder beſſer: weil er ſie liebt. Schon in dem großen Monolog zu Anfang des zweiten Aktes ruft er ſchmerzlich aus: „Käthchen! Mädchen! Käthchen! Warum kann ich dich nicht mein nennen?“ Was hindert ihn? Seine vornehme Geburt, ihre Niedrigkeit. Nun ja, er darf ſie nicht zu ſeiner Frau machen. Aber die Dirne läuft ihm ja nach und er braucht nur zuzulangen à la Egmont. Allein der ſchwäbiſche Ritter iſt von einem edlern Kern und von beſſerer Nobleſſe als der niederländiſche Genußling. Er will das Mädchen nicht unglücklich machen, er will ſich ſelber und ſeine Neigung bezwingen und ſo greift er in ſeinem Herzenskonflikt zur Peitſche, die man auf der realen Bühne ja nicht weglaſſen ſollte.

Schiller, welcher die Tragödie ſeines großen Freundes ziemlich unparteiiſch beurteilt, will dieſen Egmont, deſſen Verdienſte man nur „vom Hörenſagen“ kenne, für keinen eigentlichen Helden gelten laſſen, und dieſer zweifelhafte Held und Patriot ſei zwar überdies ein Liebhaber, jedoch — „ohne darum weniger Eſſen und Trinken zu lieben“. So iſt es auch. Die Liebe gilt ihm nur für ein Mittel, „um von

ſeiner Stirn die ſinnenden Runzeln wegzubannen". Eine zerſtreuende Kavalierepiſode, die einem braven bürgerlichen Paar das Leben koſtet!

Einmal rächt ſich aber die in „Egmont" ſo vornehm und obenhin behandelte Liebe — und zwar an dem Dichter ſelbſt, denn unter den Liebeswunden Taſſos ſcheinen ſich auch gewiſſe eigene Schmerzen des Autors zu bergen. Es geht aber dabei etwas anders zu als in „Egmont", eigentlich umgekehrt. Der Dichter und einfache Edelmann verliebt ſich da in eine hochſtehende und prüde Prinzeſſin, die ſich von ihm den Hof machen läßt, aber nur poetiſch und par distance, denn wie er wärmer wird, ſie in die Arme ſchließt und ausruft: „So nimm denn auch mein ganzes Weſen hin!" Da ſtößt ſie ihn fort — „Hinweg!" und rennt davon. Dieſes „Hinweg!" gibt Aufſchluß über den ganzen Charakter der Dame, wenn man darüber noch im Zweifel ſein könnte. Wahrhaftig, dieſe Leonore von Eſte, obwohl gleichfalls Italienerin, iſt weitab von einer „romaniſch" hingebenden Julia! Es mag wohl nur ſo etwas von „deutſcher" oder Weimarer Hofliebe in ihr ſtecken. — Verdient aber dieſer Taſſo ein beſſeres Schickſal? Dieſer poetiſche Kammerjunker am Hofe von Ferrara! Man erweiſt ſich ihm zwar äußerſt gnädig, ſchmückt ihn ſogar mit einem Lorbeerkranz, macht ihm ab und zu auch ſüße Augen — und Herzog Alphons ſagt ſogar:

Ich bin auf ihn als meinen Diener ſtolz!

Dieſes Abhängigkeitsverhältnis erkennt auch Taſſo an, indem er bemerkt:

— Einen Herrn
Erkenn' ich nur, den Herrn, der mich ernährt.

Wen mahnt es dabei nicht an das Ilm-Athen und an den armen Schiller, welchem Sereniſſimus von der Hoftafel ein Kibitz-Ei ſendet! Der Dichter ſaß an einem Nebentiſch mit andern „Dienern". — Und Taſſo! Man nimmt ihm ſein Gedicht, ſperrt ihn ein, weil endlich einmal der Mann in ihm erwacht und er gegen einen Höfling, der ihn mißhandelt, den Degen entblößt. (Nebenbei bemerkt, die einzige wirklich dramatiſche Szene in dem ganzen Schauſpiel.) Aber dieſer Taſſo erträgt alles mit Geduld, auch das abſcheuliche „Hinweg!" der kalten Prinzeſſin, er ſelber wird hinweggejagt — und wie er die Wagen der hohen Herrſchaften rollen hört, die Karoſſe der zimperlichen Schweſter, des hochmütigen Bruders, da tobt und wütet er wohl? — Nein! Da ruft er wehmütig aus:

O küßt' ich nur noch einmal ſeine Hand! —

Wie hündiſch! — Nun, bei Gott, wenn das ein Dichter iſt, ein Mann und ein Liebender! Da zieh' ich mir doch meinen Romeo mit ſeinen „Affekten" vor, der ſich in der Liebesverwirrung das Leben nimmt,

anſtatt andere „Kombinationen“ abzuwarten, wie die Studie über die Liebestragödie ihm anrät. Aber der Italiener hat kein Fiſchblut! Die Leidenſchaft überlegt und wartet auch nicht. Taſſo hingegen fügt ſich geduldig in ſein Schickſal. Er iſt zufrieden, wenn man ihn nach Conſandoli ſchickt, wo er die Stukkaturwände „mit einem leichten Wedel ſäubern“ will! — O über die Hofkammerdienerſeele! Und ſo ein Menſch ſoll ein Heldenepos geſchrieben haben? Aufs höchſte eine „Achilleis“.

Gretchen und Klärchen ſind blühende und duftige Liebesweſen, alles Natur an ihnen; ſie haben auch keinen krankhaften oder hyſteriſchen Beigeſchmack, wie etwa das Käthchen des armen Kleiſt. Der große Goethe hat überhaupt die ſtille und ergebene Neigung des ſanften Weibes wiederholt abgeſchildert, mit Vorliebe, dabei objektiv und mit aller Pſychologie. Seine Marien ſterben an der Schwindſucht oder ſtehen dem Treuloſen, der ſie verlaſſen hat, in ſeiner letzten Krankheit tröſtend bei — aber ſeine Liebhaber ſind lauter größere oder kleinere Mahadöhs, die ſich äußerſt herablaſſend gegen die Erdentöchter benehmen, ohne ſich ſelber viel mit Liebesſchmerzen zu befaſſen. Anders unſer Schiller, der Idealiſt. Er kennt keine einſeitige Liebe. Freud' und Leid muß beiden Parteien gemeinſam ſein. Der Räuber Moor tötet ſeine Amalie auf ihre eigene Bitte, Ferdinand ſeine Louiſe, weil er ſie für treulos hält, und

dann, ſeinen Irrtum erkennend, vergiftet er ſich ſelbſt. Was dem einen recht, iſt dem andern billig. In dieſen Liebesverhältniſſen, wie ſie ein Jüngling ſchildert, iſt allerdings viel Überſchwängliches, aber in den Geſtalten pocht trotz alledem warmes Herzblut, kein bloß klaſſiſch-kalter Ichor. — Don Carlos und die Königin ſind poetiſch feiner, verklärter. Innerlich miteinander verbunden, entſagen ſie freiwillig, höhere Lebenszwecke im Auge.

Die ſchwärmeriſche und metaphyſiſch-ſtiliſtiſche Liebe zwiſchen Max und Thekla, mitten in Kriegs- und Staatsaffären und in eine rohe deutſche Zeit hineingezwängt, hat mich niemals recht erwärmen können. Es iſt und bleibt trockener Idealismus und wurzelt in Kant und dem kategoriſchen Imperativ. Rubenz und Bertha ſind ſchwache Abklatſche dieſer ideellen Vorbilder und lieben einander ſchematiſch — die Liebe der Johanna verliert ſich in die Wolken und den Himmel, wohin ihr folgen mag, wer das imſtande iſt oder Luſt dazu hat.

Heinrich v. Kleiſt verſteht ſich weit beſſer auf Liebe, in der „Familie Schroffenſtein“ wie in dem innigen und zärtlichen, nur etwas pathologiſchen Käthchen. Die Szene am Hollunderbuſch bleibt darum doch ein wahres dramatiſches Liebesbijou. Das iſt ſo ein Erguß echt deutſcher Liebe. „Pentheſilea“ wie Shakeſpeares „Cleopatra“ ſind Leidenſchaftsrieſinnen, mehr erſchreckend als anmutend.

Grillparzer, der weibliche Dichter par excellence schildert uns in Bertha und Melitta das liebende Mädchen, in Sappho das leidenschaftliche Weib, in Medea beides. Es sind die verschiedensten Liebesabstufungen und sie enthalten feine Züge, wohl auch Widersprüche, wie sie der Dichter dem weiblichen Herzen abgelauscht. Mit seinen Liebhabern ergeht es ihm wie dem großen Goethe — sie erregen wenig Interesse. Der wild stürmende Jaromir mag noch angehen; der rücksichtslos egoistische und schließlich brutale Jason wird einem unangenehm, ja ärgerlich und unausstehlich; Phaon ist völlig unbedeutend. Nur Hero und Leander bilden ein wahrhaft dramatisches Liebespaar, an welchem man auch den höchsten Anteil nimmt. Diese beiden, Romeo und Julie im antiken Kostüme, sind die echt Liebenden. Sie vergessen die Außenwelt wie die Naturelemente und schreiten in süßem Traumleben ihrem tragischen Untergange entgegen. Grillparzer hat Shakespeare glücklich fortgesetzt oder ergänzt.

Auch Friedrich Halms „Imelda Lambertazzi", eine Art Nachahmung von „Romeo und Julie", ist als eigentliches Liebesdrama zu nennen, und die indische „Sakuntala".

Damit wäre beiläufig so ziemlich alles angedeutet, was auf dem Theater von Liebe in tieferer Bedeutung gebracht wird. Da nun unsere Bühne im Grunde kein „echt germanisches" Liebesideal aufweisen kann, so

müſſen wir uns zur Not mit der „romaniſchen“ Liebestragödie weiter behelfen, auf die Gefahr, daß die „deutſchen Mädchen“ über die gar zu hingebende Julie wirklich ihre holden Stumpfnäschen rümpfen ſollten. Der Philoſoph des „Unbewußten“ ruft mir Goethes „Kenner und Enthuſiaſt“ ins Gedächtnis. Das „Maidel jung“, das warme Leben, die Schönheit, die dem einen das Herz zerreißt, iſt dem andern allzu ſchlank, er ſturt ſie an, entdeckt Sommerflecken an ihr —

Wägt alles gar bedächtig —

Doch er ſturt und ſtiert und regiſtriert nicht vergebens! Denn —

Um ihn verſammelten Männer ſich,
Die ihn einen Kenner nannten.

Januar 1877.

3. Die theatraliſche Gattung.

Unter meinen alten Papieren fand ich einen Zettel des Schauſpielers Korn. Er ſpricht darin über mein romantiſches Luſtſpiel „Fortunat“ nachfolgendes lakoniſches Urteil aus: „So trefflich das Stück geſchrieben iſt, ſo dürfte die Gattung doch auf unſerm Theater von dem Publikum zurückgewieſen werden.“

Trocken, aber praktiſch. Der Mann hatte theatraliſchen Takt und hatte recht. Das Stück wurde auch ausgepfiffen.

Aber die Gattung! Was für eine? Welche iſt die rechte? Und auf wie lange iſt ſie's und bleibt ſie's? — Wenn wir das deutſche Theater in ſeiner Entwicklung und Weiterbildung verfolgen, ſo ſind es zwei Hauptrichtungen, nach denen es ſich ſeit zwei Jahrzehenten, und zwar ziemlich ſtetig fortbewegt. Kaum, daß man vor Leſſing von einer deutſchen Bühne ſprechen konnte. Franzöſiſche Stücke, franzöſiſcher Geſchmack und vaterländiſche Geſchmackloſigkeit (Gottſched) hatten unſere Bretter überwuchert. Unſer einziger genialer Dramatiker aus früherer Zeit, Gryphius, war vergeſſen — die „Gattung", zu welcher ſeine kühn phantaſtiſchen Sachen („Cardenio und Celinde" uſw.) gehörten, hatte ſeit lange ausgegolten. Die beiden älteren Schlegel, Weiße und andere Tragiker dieſer Art ſtolzierten in Überſetzungen wie in ihren eigenen Werken im ſtolzen Schritt des franzöſiſchen Alexandriners einher; Gellerts Schäfer- und Hausſpiele und ähnliches ſamt maſſenweiſen Überſetzungen oder Bearbeitungen repräſentierten das Luſtſpiel; in Wien ſtanden die kaum verbannten, halb improviſierten Poſſen und Hanswurſtiaden noch in lebhafter Erinnerung.

Das höhere Drama, wie es dem Deutſchen gemäß war, nahm erſt mit Schiller ſeinen Anfang und erfreute ſich auch bald der leidenſchaftlichſten Zuſtimmung der Nation, beſonders als der Dichter nach ſeiner urwüchſigen „Räuber- und Fiescoproſa" ſich dem „Idealismus

in Jamben" vollständig hingab. In dieser einen Richtung, in sentimental-dramatischer Versesströmung segelten die deutschen Tragiker dem tonangebenden Meister nun gläubig und ergeben nach. Mit mehr oder minder Talent oder Genie, darauf kam's eben nicht an. Klingende Verse und edle Gesinnung entschädigen für manches. Das Publikum ist nicht ekel und nimmt auch glitzernden Straß und böhmische Steine statt Perlen und Diamanten an. Hab' ich doch mit eigenen Ohren vernommen, wie der quondam oberste Kämmerer, der freundlich wohlwollende Graf Moriz Dietrichstein zu unserm guten Otto Prechtler nach Aufführung eines dessen lebhaft beklaschter Dramen mit Überzeugung sagte: „Sie sind halt schon unser Schiller!" — Otto Prechtler war aber nur ein kleiner Schiller aus zweiter oder gar dritter Hand — aus der des „Zriny"-Dichters Theodor Körner etwa oder aus der des weinerlichen Houwald, welchem bereits unser Heinrich v. Collin jambisch vorgearbeitet hatte, dem „Regulus" dieses jedenfalls verdienstvollen Autors (die Tragödie ging auch über alle deutschen Bühnen) widerfuhr sogar die Ehre, von dem großen Goethe kritisiert und teilweise auch gelobt zu werden, nur daß der Dichterrezensent zugleich den bedenklichen Rat erteilte, das etwas stoffarme, fünfaktige Trauerspiel zusammenzuziehen, und zwar — in einen einzigen Akt. — Der Ton, welchen Schiller angeschlagen, klingt noch immer fort und fort,

und auch das Schauſpiel von Redwitz, „Philippine Welſer“, welches in unſern Tagen auf dem Stadttheater zur Aufführung gelangte, iſt ihm nicht untreu geworden. Die vorübergehenden Leiden der ſchönen Bürgerstochter haben dem Publikum kaum weniger Tränen entlockt als die königlichen Schmerzen der „Maria Stuart“ in der großen Abſchieds- und Rührſzene.

Schiller hatte große und erhabene Stoffe gewählt und ſie groß und gewaltig durchgeführt; auch paßte der glänzende und prächtig vorgetragene Vers zu Gehalt und Ton ſeiner Vorwürfe. Zudem — ein jeder Dichter hat ſeine Art und Weiſe, die an dem Nachahmer häufig verdrießlich fällt; allein auch jedes Genie hat ſeine Makel und kleinen Flecken, die man nun freilich nicht nachahmen ſollte. Das Genie ſelber gefällt ſich zuletzt in ſeiner Lieblingsmanier mehr als recht iſt und verſteinert ſich wohl auch darin. Iſt nicht Goethes in der „Iphigenia“ ebenſo lichtklare als innige, warme Poeſie in der „Natürlichen Tochter“ bis zur Eiſeskälte erſtarrt? Seine abſtrakten Perſonen „Herzog“, „Graf“, „Hofmeiſterin“, „Weltgeiſtlicher“ uſw. ſind keine dramatis personae, ſondern nichts als blutleere Schemen, welche ſich in wechſelſeitigen, periodiſch wohl abgerundeten Reden und Gegenreden ergießen — eine Art poetiſcher Kanzleiſtil, der nur in dem formellen Berlin und da nur zu einer gewiſſen Zeit Anklang gefunden. Schiller

wird nicht ſelten breit (wie im „Don Carlos“) und allzu kunſtvoll und zierlich beſchreibend oder ausmalend, auch da, wo es nicht hingehört, wie in der „Jungfrau von Orleans“, wenn der einfache Landmann Raimond von ſeiner „trefflichen“ Johanna ſpricht, der „edlen, zarten Himmelsfrucht“. — „Jetzt liebt ſie noch“ — ſo fährt er fort —

Jetzt liebt ſie noch zu wohnen auf den Bergen,
Und von der freien Haide fürchtet ſie
Herabzuſteigen in (?) das nied're Dach
Der Menſchen, wo die engen Sorgen wohnen.
Oft ſeh' ich ihr aus tiefem Tal mit ſtillem
Erſtaunen zu, wenn ſie auf hoher Trift
In Mitte ihrer Herden ragend ſteht,
Mit edlem Leibe, und den ernſten Blick
Herabſenkt auf der Erde kleine Länder.

Welche Fülle von Adjektiven! Und wer hat je einen Bauer ſeinen Schatz in ſo zierlich gewählter Weiſe herausſtreichen hören? — Auch über „Tell“, die Landleute und deren ausgeſuchte Redeweiſe wurde ähnliches bemerkt und der grübelnde Monolog des Armbruſtſchützen (worin er ſich vor ſich ſelber über ſeine künftige Gewalttat entſchuldigt), ſowie die berühmte, an und für ſich hochpoetiſche Rede Melchthals:

O eine edle Himmelsgabe iſt
Das Licht des Auges uſw.

mußte den Tadel der Kritik erfahren und nicht mit Unrecht. Einem Menſchen, zudem einem Bauer, welcher die Blendung ſeines Vaters erfährt, eine Art von beſchreibender Chria in den Mund zu legen, paßt weder für die Perſon, noch entſpricht es der Situation. — Macduff, welchem die Kunde wird von dem Hinſchlachten ſeines Weibes und ſeiner Kinder, macht ſeinem Schmerz und gepreßten Herzen in weit natürlich-menſchlicherer Weiſe Luft. „Meine Kinder auch? — Auch mein Weib getötet? — Er hat keine Kinder! — Alle!“ — Das ſind die Jammerlaute, die ſich ſeiner wogenden Bruſt entringen, und zwar einzeln, ohne Zuſammenhang, durch die Zwiſchenreden des Roſſe unterbrochen und deshalb um ſo wirkſamer und einſchneidender. Hie Shakeſpeare, hie Schiller! Man muß jedem ſeine Art laſſen. Der Engländer findet einen Stoff, der ihn theatraliſch anzieht, „Macbeth“ oder „Othello“; meiſt iſt es die große Leidenſchaft, die den Dichter reizt, von welcher er ſelber erfüllt iſt wie ſeine Zeit; er ſucht nun ſeinem Helden auf der Bühne gerecht zu werden, und zwar in traditioneller Form, wie ſie längſt gang und gäbe iſt, denn der große Shakeſpeare hat Vorgänger, von deren Art und Weiſe er kaum abweicht, ſowenig wie von dem Gang der Novellen, nach denen er ſeine Dramen geſtaltet, und wenn ſeine Tragödien und Komödien ein höherer Gehalt erfüllt, ſo iſt es, weil er ſelbſt höher ſteht als die andern.

Als Dichter, Weltdichter iſt er einzig; als Dramatiker muß er jedenfalls als primus inter pares gelten. Auf der Bühne erſcheint er, nach Goethes Ausdruck, als „Epitomator der Natur", ſeine Stücke ſind höchſt intereſſante Märchen, nur von mehreren Perſonen erzählt. Zugegeben. Doch geſchieht das beiläufig in der bereits hergebrachten und akzeptierten Form und mit der höchſten Virtuoſität; der Phantaſie des Zuſchauers wird dabei ein unendlicher Schauplatz eröffnet, der um eine Welt über die wirkliche Bühne und über die Schöpfungen der theatraliſchen Vorläufer hinausragt. So iſt Shakeſpeare gewiſſermaßen ein Homer, welchem die kleinern Homeriden vorausgingen.

Anders ſteht es mit Schiller. Wenn Leſſing und Goethe vor ihm waren, ſo geht der Gründer der deutſchen Tragödie doch völlig andere und neue Wege, die auch von den realiſtiſchen Pfaden Shakeſpeares abweichen. Die Idee iſt es, von welcher Schiller ausgeht, und in ihrem Dienſt ſucht und wählt er den Stoff, welchen er ſeinen Zwecken gemäß behandeln und darum in notwendiger Folge vergeiſtigen, in eine höhere Sphäre heben muß. „Don Carlos", „Tell" oder „Wallenſtein" — ſie ſind die Diener der Idee und zugleich deren Symbole. Das tritt am deutlichſten zutage in der „Braut von Meſſina" mit ihrem Chor als idealer Perſon. In der Vorrede zu dieſer Tragödie

nimmt der Dichter auch das Recht für ſich in Anſpruch, die verſchiedenen Religionen als ein kollektives Ganzes zu behandeln und wie die Religion ſelbſt unter der Hülle aller Religionen liege, demgemäß die Idee des Göttlichen poetiſch-philoſophiſch auszuſprechen. In ſolcher Weiſe faßt der Dichter den frei gewählten Stoff ſymboliſch auf, indem er ihn verklärt und ihn in das Gewand einer nur ihm eigenen, mächtigen und prächtigen Sprache kleidet, zu deren Schwung und Flug nun freilich auch ſämtliche Perſonen des Dramas, hohe wie niedrige, ſich zu erheben genötigt ſind. Der Nachahmer geht aber immer nur auf das Äußere; ihm fehlt der Kern der Sache, der innere Gehalt, die befruchtende große Idee — ſtatt ihrer gilt ihm weichliche Sentimentalität und die Form des klingenden Verſes, mit deſſen Beihilfe er ſeinen magern Stoff in das höhere Reich der Poeſie zu erheben beſtrebt iſt. Und das Publikum geht darauf ein. „Das Stück iſt ſchwach", heißt es, „hat wenig Erfindung — aber die noble Geſinnung, die ſchöne Sprache!"

Geſinnung und Sprache geben aber noch keine Tragödie, ſondern aufs höchſte ein mehr oder minder wirkſames Theaterſtück, welches die Tränenſchleuſen zu öffnen geeignet iſt. Das iſt nun die eine „Gattung", mit welcher das deutſche Theaterpublikum von Schillers Epigonen ſeit mehr als einem halben Jahrhundert geſpeiſt wird. Selbſt ein wirklicher Dramatiker wie

Friedrich Halm kann es nicht unterlassen, sich vorzugsweise als sentimentaler Sprachkünstler zu erweisen. Heinrich v. Kleist und Grillparzer, Hebbel und Otto Ludwig haben es dagegen verschmäht, die ausgetretenen Pfade noch weiter und breiter zu treten, sie schlagen ihre eigenen, zum Teil einsamen Wege ein, auf denen sich eine genial angelegte Natur, wie die Grabbes, in völlige dramatische Wildnisse und Wirrnisse verlor.

Zu der zweiten Hauptrichtung unserer Bühne hat Lessing mit seiner „Minna von Barnhelm" den Ton angegeben, mit diesem bürgerlichen Zeitgemälde auf preußisch-militärischem Hintergrunde, welches der Verfasser „Lustspiel" nennt. Das bürgerliche Element ist darin vorherrschend, nicht ohne Beimischung von Sentimentalität, wohl nach Diderots Muster. Das Komische ist durch mehrere Personen mit Maß vertreten. Da ist kein großer englischer Humor, wohl aber echt deutsche Heiterkeit und gute Laune. Es präsentiert sich uns ein munteres, etwas schnippisches Kammermädchen, ein gemütlicher und leicht feuerfangender Wachtmeister, ein spitzbübischer Wirt, ein derber und treuer Bedienter, schließlich ein abenteuernder Franzose, der das Deutsche radebricht. Diese Figuren aus dem Alltagsleben, wie auch die lächerliche alte Jungfer, der Pantoffelheld, die böse Sieben, welche gezähmt wird, dieses und ähnliches wird auf der deutschen Bühne mit nie fehl-

schlagender Wirkung wieder und wieder gebracht. Der große Lessing hat den Weg eröffnet, Iffland und Kotzebue und ihre Nachfolger haben ihn, jeder in seiner Weise, fortgesetzt. Das Bürgerliche, in frei gewählter Beschränkung, daneben das Ideale jezuweilen in Lüften schwebend — das ist das deutsche Theater. Heute „Don Carlos", morgen „Der Veilchenfresser" — das ist unser Repertoire.

Es lebt dermalen kein großes dramatisches Genie. Es mag wohl in der Zeit liegen und in unsern zerflossenen Zuständen, daß sich die modernen deutschen Dramatiker mit einem Mal auf die altrömischen Zustände der lasterhaften Kaiserära geworfen. Der alte Tacitus, aus welchem man die heiklen Stoffe geschöpft, hat da viel Unheil verschuldet. Diese „Messalinen" und „Neros" und „Caligulas" dürften sich aber kaum als haltbar erweisen. Das Verrottete und Kranke ist kein Vorwurf für die Tragödie, die sich nur von großen Ideen und Leidenschaften und gewaltigen Konflikten nährt. Finden diese aber bloß bei den alten Römern und Griechen statt? Ich denke, unsere modernen sozialen Zustände enthalten hinlänglichen Stoff für tragische Konflikte, wie uns Hebbel deren auch in seiner „Maria Magdalena" vorgeführt; desgleichen Otto Ludwig in seinem „Erbförster". Das sind Stücke einer neuen „Gattung", welche sich das Publikum nach einigem Zögern schließlich auch gefallen ließ.

Weit ſchlimmer ſteht es mit dem Luſtſpiel, welches aus ſeinem bürgerlichen beſchränkten Kreiſe durchaus nicht abweichen ſoll. Eine Privatgeſellſchaft ließ ſich unlängſt Grabbes Luſtſpiel „Scherz, Satire und tiefere Bedeutung“ vorſpielen. In dieſer phantaſtiſchen Komödie ſpielt bekanntlich der Teufel in persona eine Rolle. Er kommt auf die Erde, friert im heißen Juli, ſetzt ſich in einen geheizten Ofen und fühlt ſich mitten in den Flammen, welche ihn an die hölliſchen mahnen, äußerſt behaglich. Dem Publikum ward aber, wie ich vernehme, mehr als unbehaglich bei dem Satanshumor, dem Verhöhnen der weichen Sentimentalität und andern kecken Späßen und Satiren des Detmolder Ariſtophanes. Das Stück gehört eben auch unter die „Gattung“, von welcher nach der bewährten Anſicht des Theaterpraktikus Korn das verehrte Publikum nichts wiſſen will.

Eine freiere Geſtaltung des Luſtſpiels ſcheint dermalen noch immer nicht an der Zeit, auch wären ihr die Intendanten und Theaterdirektoren im vorhinein abgeneigt. Ein leichter Scherz über Ärzte und Advokaten mag allenfalls hingehen, aber eine Satire über Miniſter und Volksvertreter und andere privilegierte Perſönlichkeiten! Anathema sit! Derlei bedarf es aber. Die Komödie reſpektiert niemanden und nichts, keine Perſon, keinen Stand, keine exzeptionelle Stellung. Was alſo tun? Bleiben wir bei unſerer bürgerlichen Gattung und

bei den französischen Ehebruchsdramen, schütteln wir aber alle Jambenstücke ab, die uns nichts darbieten, als die edle Gesinnung des Verfassers und seine „schöne Sprache"!

Februar 1877.

10. Moriz Schwind zum Gedächtnis (1877).

In meinem Zimmer hängen zwei Bilder von Schwind. Das eine ist eine früheste Jugendarbeit; ein Ritter, zugleich Beschützer einer kaum angedeuteten, etwas derben Maid, welcher ein Ungeheuer bekämpft. Vermutlich Perseus und Andromeda. Der Ritter mit dem aufspringenden Pferde mahnt an Raphaels „Heliodor". Man erfährt, welches Muster dem Jüngling vorgeschwebt und mit welchem poetischen Hauche das Nachbild angeweht ist. Es ist zugleich derb und tüchtig gemalt und in dem ernst-dunkeln Ton gehalten, wie er dem Stoffe geziemt. — Das andere Bild rührt aus den späteren Jahren des Künstlers her und gehört unter seine „Reisebilder" deren er an die vierzig gemalt und die er wohl auch als „Lustspiele" zu bezeichnen liebte. Graf v. Schack in München ist der Eigentümer der Mehrzahl dieser köstlichen Schöpfungen. Das eine Stück, welches ich besitze ist aus der „Schwind-Ausstellung" bekannt. Wir beide als junge Leute (er war seinerzeit schlank und mager wie ich) fahren auf einem „Leiterwagen" in einer poetisiert-österreichischen Gegend.

—

Auch der Fuhrmann, die Pferde, alles ist echt österreichisch, wie wir selber. Die Farbe einfach, natürlich, klar, licht-übergossen. Eine Handzeichnung aus seinem letzten Lebensjahre hängt über dem Bilde. Die Zeichnung hat drei Abteilungen. Im Mittelstück sitzt der alte, längst ziemlich korpulente Freund, nach dem Leben getroffen. Die Zigarre in der Hand, wendet er seine immer feuersprühenden kleinen Augen behaglich schmunzelnd nach mir, der im Schlafrock sitzt und ihm aus einem Manuskripte vorliest. Das war von jeher des Freundes Begehren, so oft er zu mir, wie er sich ausdrückte, zum „Lever" kam. Ein Schulkamerad von uns beiden (er starb erst im Sommer dieses Jahres 1877) ordnet die Bücher in meinem Zimmer. Raimunds „Jugend" schwebt über uns und schneidet mir die Feder; Schuberts Büste blickt freundlich auf uns. — Die Abteilung rechts bringt eine Wiener Gesellschaft von anno dazumal, Damen und Herren mit einiger Porträtähnlichkeit; Liszt tobt seitwärts auf dem Klavier. In der Abteilung links schwebt die etwas derbe Nymphe des Starnberger Sees über den Wassern; ein Nachen mit weiblichen und männlichen Figuren landet eben an dem anliegenden Häuschen Schwinds. — Wer weiß nicht, mit welcher Anmut er zu zeichnen verstand? Er wollte die Skizze mit Wasserfarben leicht kolorieren und mich an meinem Geburtstage damit überraschen — da überraschte ihn der Tod.

Ich beſaß noch zwei kleine Bildchen des Freundes, die ich bereits vor Jahren einer Freundin überließ: einen bärtigen Rübezahl, welcher durch den Wald ſtreift. Alles braun, Recke wie Bäume. Ein märchenhafter Ton. — Das andere Bildchen ſtellt einen kecken, protzigen Kerl dar in farbenreichen, hell ſchimmernden Gewändern. Er ſchreitet dahin, als gehörte ihm die Welt. Wir hatten uns über Schwind luſtig gemacht, wenn er in ſeiner übermütigen Laune war. Da ſchmierte er das Ding in ein paar Stunden zur Erinnerung hin.

Ich erwähne dieſer künſtleriſchen Kleinigkeiten, die ebenſo charakteriſtiſch gezeichnet als im Charakter gemalt ſind, ein jedes in Farbe und Ton verſchieden. Mir iſt ſehr wohl bekannt, daß man übereingekommen iſt, unſerm Schwind, wie auch ſeinem Zeitgenoſſen Kaulbach (und dieſem mit weit mehr Recht) die Farbe geradewegs abzuſprechen, wenn man ihn auch als Zeichner gelten läßt. Jedenfalls wird man anerkennen müſſen, daß er ſein Lebelang ehrlich bemüht war, ſeine Farbe zu ſuchen, und dieſe jedesmal dem eben gewählten Stoffe anzupaſſen. Jeder echte Künſtler muß ſich mehrmals abhäuten und verwandeln. Das gilt vom Maler ſo gut wie vom Muſiker und Dichter. Von der „Laune des Verliebten“ und den „Mitſchuldigen“ bis zu „Fauſt“ und „Iphigenia“, von Mozarts erſten Klavierſonaten, an denen noch die Clementiſche Eier-

ſchale klebt bis zur „Jupiterſymphonie“, zu „Don Juan“ und „Zauberflöte“ und „Requiem“ — was für ein Weg, welche Phaſen! Man ehrt aber die vollendeten Schöpfungen eines Meiſters nicht eben damit, daß man ſeine Anfänge verachtet. In der Kunſt gibt es Übergänge, keinen ſogenannten „überwundenen Standpunkt“. Was einmal Leben hatte, lebt für immer. Anakreons Taube girrt heute noch wie vor zweitauſend Jahren und Catulls Trauer um den Sperling ſeines Mädchens klingt wahr und innig wie an dem Tage, an welchem das Gedicht entſtanden war. Alle Kunſtwerke ſtehen übrigens in einem gewiſſen Zuſammenhang und ſo ziemt es, die Kunſt da fortzuſetzen, wo ſie die letzten Meiſter gelaſſen. Auch in der Malerei gibt es einen Homer und Homeriden wie in der Poeſie. Der moderne Künſtler (nicht der Modekünſtler) wird ſich in das Leben der Antike ſowie der mittelalterlichen Kunſt verſenken, ohne beide neu aufwärmen zu wollen. Welcher Dichter wollte auch eine Ilias post Homerum ſchreiben? Welcher Maler wird daran denken, die tote chriſtliche Myſtik zu galvaniſieren, die magern Heiligen, die gekreuzigten und in Öl geſottenen Märtyrer zu einem neuen Scheinleben (zu unſerer Marter) wieder aufzuwecken! — Man verſtehe mich aber recht! Man ſoll nicht etwa tun, als wären Jupiter und Chriſtus gar niemals auf der Welt geweſen! Sie waren da, ſind noch immer da, und man kann ihrer gar nicht

entbehren, ſelbſt des alten Olympiers, wenn man auch nicht mehr „beim Zeus“ ſchwört und dem Liebhaber ſo vieler göttlicher und Erdenweiber keine Hekatomben mehr opfert. Auch das alte Römer- und Griechentum lebt und blüht noch friſch, nur anders als in der ſteifen, franzöſiſchen Tragödie, die ſich einbildete, es nachzuahmen, aber nur eine Karrikatur daraus zu machen verſtand. Im „Julius Cäſar“ iſt das Römertum neu und lebendig wieder geſchaffen, aber nicht für alte tote Römer (wie etwa in Collins „Regulus“) ſondern für friſche lebendige Engländer, ſowie „Iphigenia“ nicht im alten Griechenſtil, ſondern in modern-deutſcher Lebensempfindung gedichtet iſt. — In ebenſolcher Weiſe hat auch der große Cornelius heidniſches wie chriſtliches ſo gut gebraucht und benützt wie ihrer Zeit Raphael und Michel Angelo.

Alle Kunſt iſt Übergang. Allein der Raphaelſche Weg, ſagt man uns, iſt nicht fortzuſetzen — mag ſein! Vielleicht ebenſowenig wie in der Muſik der Mozartſche. Aber muß man darum hinter Raphael und zu Clementi zurückkehren? Gewiß nicht! In der Kunſt gilt nur ein Vorwärts. Das Schöne hat Raphael in ſeiner Art und Weiſe gebracht — ſeht zu, daß Ihr es in der eurigen ſchafft! Wenn die modern-chriſtlichen Maler Fieſole nachahmen wollten, die Zerknirſchung, Abtötung, die himmliſch verklärten und lungenſüchtig abgezehrten Leiber und Geſichter, ſo war das eben

eine Kaprice, eine Marotte wie eine andere. Wenn dagegen die moderne Kunst in Frankreich, Belgien und Deutschland die Technik und den Effekt quand même obenan stellt, worauf man ja, wie in der Malerei auch in Musik und Poesie (siehe Richard Wagner, Hebbel, Hamerling) mit unruhiger Hast hinstürmt, so liegt dem Regen und Rühren aller der Künstler, aller der Künste zuletzt das unausgesprochene Gefühl zugrunde, daß man des hohlen Idealen satt und übersatt ist, sowie der Mythologie und der christlichen Mystik, daß man im Gegensatze zu dem Abgestorbenen und Ausgelebten sich auf das Reale, Wirkliche, selbst und mit Erlebte werfen will, aus dem sich späterhin ein neues Ideelles wohl von selber gestalten wird. Der neue Weg mag anfangs wie Übertreibung erscheinen — allein aus Leben wird Leben! Delacroix, Ingres, Delaroche, Gallait und wie sie alle heißen, haben Lebendiges gebracht, auch die neuen Landschafter sind der Symbolik der Natur um ein Merkliches näher gerückt — und ohne Symbolik keine Kunst!

Cornelius war der Schöpfer der neuen Kunst und der Gründer einer Schule, aus welcher auch unser Schwind hervorging, ohne darum seine Eigentümlichkeit zu verlieren. Der junge Künstler hatte lange gebraucht, bis er sich emporgerungen und -geschwungen, doch gilt er nun als das, was er längst war. In poetischer Konzeption kommt ihm kein Lebender gleich,

kaum nahe; da ist alles frisch empfunden, natürlich, menschlich wahr, dabei voll Humor, Geist und Grazie. Ich erinnere nur an die „sieben Raben". Die Meisterschaft in der Zeichnung sprachen ihm selbst seine Gegner nicht ab. — Von seinen ziemlich zahlreichen Ölgemälden möchte ich vor allen „Ritter Kurts Brautfahrt" herausheben. Er malte das Bild in Wien. Ich sah ihm oft bei der Arbeit zu. Das nette poetische Werk entstand wie eine Miniatur, mit tausend und aber tausend feinen Pinselstrichen, hat auch die rechte Farbe für ein „Lustspiel", wie er es nannte und eine lebhaftere, als man sonst bei ihm gewohnt ist. Es erging aber dem Jünger wie seinem großen Lehrer, dem Meister Cornelius. Die poetische Konzeption war beiden die Hauptsache und die ist immer edel und schön. Die heutige moderne und virtuose Farbentechnik eines Makart und anderer war ihnen ebenso fremd als das Bizarre, ja häufig Widrige der Vorwürfe, die nun gang und gebe sind, wie etwa bei Gabriel Max. Die Malermuse war keusch bei den sinnigen und gemütvollen Künstlern und geizte nicht nach rohen Effekten.

Auf der „Brautfahrt" sind Lenau, ich und andere Freunde angedeutet. Die lange hagere Figur im flatternden Talar war im Leben einer unserer Gymnasialprofessoren. Leander König hat auf meine wie auf Schwinds geistige Ausbildung einen großen Einfluß

ausgeübt. Dabei war's ein wunderlicher Kauz und eine mephistophelische Gestalt, die dem Künstler vorschwebte, als er dem Lehrer das malerische Denkmal setzte.

In „Ritter Kurts Brautfahrt" geben sich bereits alle Vorzüge des Malerdichters in Erfindung, Charakteristik, wie in der höchst glücklich natürlichen Gruppierung kund. Die zahlreichen Personen, der Ritter mit seinen Gläubigern, die auf ihn einstürmen, und was dazu gehört, daran hängt, der ganze bewegliche und bewegte Troß stellt, ohne sich zu drängen oder sich im Wege zu sein, eine einfache, lebendige, fortschreitende und vollkommen verständliche Handlung dar. Man hat die Empfindung: das müsse alles so sein, könne gar nicht anders! Gemalt ist das Ding ganz eigens! Man ahnt die zahllosen Pinselstriche, welche nötig waren, um ein so feines, kleines und vollendetes Ganze zu schaffen und fühlt sich doch angenehm berührt, auch durch das zarte Kolorit, ohne an die Mühe des Hervorbringens zu denken. Das macht, das Bild ist nicht ängstlich gemalt, nur gewissenhaft. Und es ist ein eigener Stil, der nur diesem Maler angehört, gerade zu diesem Vorwurfe gehört. Kurz, es ist ein reizendes Kabinettsstück und man muß nur bedauern, daß der Künstler nicht Muße und Laune fand, um mehr und vieles dieser Art ins Leben zu rufen. —

Schwind hatte ſich ſeit Jahren beinahe ausſchließlich auf Freskomalerei geworfen. Das iſt eine Kunſt, die immer aufs neue wieder entdeckt werden muß und bei welcher das rohe Material, wie Kalk und Sand, eine weit größere Rolle ſpielt, als man gewöhnlich annimmt. Und nun gar die Farbe, die raſch und keck aufgeſetzt werden muß, ſolange der Mörtel noch friſch und feucht iſt. Da iſt wenig nachzupinſeln, nachzubeſſern! Mißlingt eine Figur, ſo gilt es gleich, ein Stück Wand herunterzuſchlagen, von neuem anfangen! Kurz, es iſt viel Handwerk dabei, viel Kunſtgriff bei dieſer Kunſt, und da ihre Technik ſeit lange vernachläſſigt war, eigentlich erſt ſeit Cornelius wieder zu Ehren kam, ſo hatten ſeine Nachfolger alle Hände voll zu tun, um der Sache zur Not gerecht zu werden. Was die Alten für geheime Künſte beſaßen, um ihre Erd- und Mineralfarben ſo friſch und hell und für ewige Zeiten aufzutragen, darüber iſt leider die Kunde nicht zu uns gelangt. Aber die Farbe iſt da und ſpricht laut genug! — Schwind mußte mir ſelber zugeſtehen, daß ſeine Freskofarbe in den verſchiedenen Perioden ſeines Malens höchſt verſchieden war. Er hat alſo ſeine Farbe geſucht, wie ſeinerzeit Raphael, wie auch Meiſter Cornelius, den er ſo hoch hält. Schwind hat die Farbe, welcher er nachſtrebte, nicht immer gefunden. Man vergleiche ſeine Stiegenbilder bei Arthaber (dermalen Wertheimſtein) in Döbling bei Wien,

die Sachen in Karlsruhe, auf der Wartburg, in Reichenhall. Es sind höchst verschiedene Versuche und Stufen. Hell muß gemalt werden, das war dem jungen Anfänger schon in Döbling klar — aber blaß ist nicht hell, und jene Stiegenskizzen waren schon in ihrem Entstehen matt und sind nun beinahe gänzlich erloschen und verblaßt. In der Folge ging's besser. Man lernt zu und Übung macht den Meister. Im neuen Opernhause hatte Schwind sein Meisterwerk zu liefern und hat es auch geliefert, wenn man die Konzeption des Ganzen ins Auge faßt. Die Kartons zur „Zauberflöte", die als Fresken für die „Loggia" des Theaters ausgeführt wurden, sowie die Entwürfe zu den Opernszenen fürs Foyer sind längst nach ihrem vollen Werte gewürdigt worden. Schwind hat in diesen Werken einen hohen Reichtum von Erfindung und Phantasie entwickelt und das Beste und Gediegenste in seiner Art und Weise darin gegeben. Was die Ausführung der kleinen reizenden Figuren im großen betrifft, wie auch die Farbengebung, so sind tadelnde Stimmen darüber laut geworden. Ich überlasse diese Streitpunkte und ihre Entscheidung mit Recht den kompetenten Kennern und Kunstrichtern. — Nur eins erlaube ich mir als Laie zu bemerken: Fresken sind keine Effektstücke, wie etwa die großen Makartschen Sachen, die wunderlichen Phantasien einer gärenden Jugendkraft, von deren Schöpfer man noch immer nicht mit Sicherheit vor-

aussagen kann, ob sich ein echter, gottbegnadeter Künstler aus ihm herauswachsen wird oder nur ein Tausendkünstler.

Die Schwindschen Märchenbilder erfordern Stimmung, wie sie sie erwecken, sie wirken poetisch und symbolisch, das reiche und mannigfaltige Leben, welches sie enthalten, schließt immer wieder ein neues Schönes auf, je mehr man sich darein vertieft und es einem zuletzt klar wird, daß es nur der innere Gehalt ist, die edle Harmonie von Stoff, Stil und Form, wodurch irgend eine Schöpfung sich zum wahren Kunstwerke erhebt. —

Die Wiener Schwind-Ausstellung hat zur Genüge dargetan, welche Schöpfungskraft in dem Künstler lag, welcher Reichtum von Erfindung und Charakteristik. Seine Handzeichnungen sind nun vollends unschätzbar. Ich erinnere nur an Lachners Biographie und an das Blatt: „Schubert und seine Freunde".

Der poetische Künstler griff auch dem Handwerk unter die Arme und lieferte die graziösesten Zeichnungen für Uhren, Vasen, Tischaufsätze und dergleichen.

Als Schwind im Opernhause malte, kam er eines morgens zu mir — „Ich bringe dir etwas" — sagte er — „ich weiß nicht, ist es gut, mittelmäßig oder völlig schlecht. Du weißt, daß mir dieser Stoff seit Jahren und Jahren im Kopf herum rumort — aber ich

fürchte, ich bin zu alt, ich kann nichts Geſcheites mehr machen.“

Was war's? Was hatte er mitgebracht? Die erſten Entwürfe und Skizzen zur Meluſine. — Wir ſahen nun die Blätter durch, die allerdings von ungleichartiger Ausführung waren, doch von Altersſchwäche erwies ſich an ihnen keine Spur. Und der zaghaft beſcheidene Meiſter wendete ſich um Auskunft und Urteil zuerſt an mich! Warum? Weil er mich liebte, wie ich ihn. Und wenn ich, der Kunſtlaie, nicht einmal Dilettant, dem Techniſchen der Malerei gegenüber völlig ein Fremdling, wenn ich mich über dieſe neue Konzeption ausſprechen ſollte, ſo mutete er mir das zu, weil ich ſeine Seele kannte, ſein poetiſches Gemüt, weil ich ſeit unſern Jugendjahren ein beſtändiger Zeuge und Begleiter ſeines Strebens und Schaffens war. — Wir berieten uns nun über die Kompoſition, mehr über den poetiſchen Stoff als über die künſtleriſche Ausführung. Einige der Skizzen waren bereits ſo vortrefflich angeordnet, daß nichts daran zu ändern oder zu verbeſſern war, über andere, minder gelungene, kamen wir in lebendiger Diskuſſion bald aufs Reine. Ich bat nun den Künſtler um die Erlaubnis, die Blätter, die mich entzückt hatten, insgeheim ein paar Freunden mitteilen zu dürfen, vor allem dem kunſtſinnigen, dabei kritiſchen Deſſauer, auch einer ebenſo liebenswürdigen, als geiſtreichen und

poetisch empfindenden Frau, welcher auch ich meine Dramenskizzen vorzulegen gewohnt war. Schwind hielt nicht minder große Stücke auf die Dame.

Melusine ist nun längst in aller Welt Händen, und wenn das poetische Werk als Seitenstück zu den „Raben" diesen nicht völlig gleichkommt, so grenzt es doch zunächst daran.

Moriz Schwind ist und bleibt ein Unikum. Der letzte Romantiker. Ein Stück Mittelalter war in ihm wieder ins Leben getreten, zugleich von dem lebendigsten Hauche der Gegenwart angeweht. Der Mensch stand aber nicht hinter dem Künstler zurück. Er malte, wie er war, und war, wie er malte. Er und Schubert waren kräftige Urnaturen. Da war nichts Gemachtes, nichts Konventionelles, nichts Ungekränkeltes! Ihre Muse tüchtig und gesund wie sie selber. Nichts Verblaßtes, wie bei uns Gesellschaftsmenschen! — Ich habe in meinem langen Leben keinen Dritten gefunden, welchen man jenen beiden hätte gleichstellen dürfen.

Mit Schwind bin ich bereits in der ersten Grammatikalklasse zusammen gesessen, mit Schubert erst im Winter 1825 in ein näheres Verhältnis getreten. Schwind brachte ihn eines abends zu mir. Ich mußte den Freunden auf ihr Verlangen vorlesen. Ich gab ihnen ein kleines, sogenanntes romantisches, soll heißen halb verrücktes Drama zum Besten. Dann ging's ans

Klavier. Schubert ſang ſeine neueſten Lieder, auch ſpielten wir vierhändig. Hierauf ins Gaſt- und Kaffeehaus. Der neue Freundſchaftsdreibund war geſchloſſen. Von da an waren wir unzertrennlich. Das ging ſo weit, daß wir in der erſten Zeit wechſelweiſe bei einander übernachteten, wo denn der Mitteilungen kein Ende wurde. In der Jugend hat man ſich ſoviel zu ſagen! Das Thema: Kunſt iſt ja unerſchöpflich. Auch das der Liebe. Ähnlich geſinnte Freunde ſchloſſen ſich uns an, auch an anmutigem weiblichen Umgang war kein Mangel. Kurz, unſer Lebensſchiff ſteuerte damals mit vollen Segeln, bis es einen argen Leck und Riß bekam. Schubert ſtarb am Eliſabethtage, am 19. November 1828. —

Als Schuberts Statue im Stadtpark aufgeſtellt wurde (am 15. Mai 1872) fand ich mich mit Franz Lachner (leider ohne Schwind!) bei der Feier zuſammen. — „Weißt du noch“ — erinnerte mich Lachner — „wie ich dir mit Schubert ſeine neue vierhändige Phantaſie zum erſten Mal vorgeſpielt?“ — Wir rekapitulierten überhaupt unſere Jugendzeit. Lachner iſt fern und die andern alten Freunde ſind nicht mehr. Mit wem ſoll ich nun rekapitulieren?

Schwind beſaß einen ſcharfen, durchdringenden Verſtand; ſein friſcher, nicht ſelten derber Humor iſt allgemein bekannt. Viele ſeiner ſchlagenden Einfälle, wie Ausſprüche über Kunſt und Leben werden häufig

zitiert, sein goldenes Gemüt bricht dabei überall hervor. So in seinen Briefen an mich, aus denen sich der Mensch und Künstler wie rekonstruieren ließe. Ich gebe hier einige Auszüge.

Aus München, welches er parodierend ein „Bierhaus der Geister" nennt, berichtet mir Schwind im Jahre 1832: „Cornelius macht Evangelisten von der Größe eines mächtigen Landhauses."

Seine Sehnsucht nach Wien und den Freunden (Grillparzer, Lenau, Feuchtersleben u. a.) spricht sich wiederholt aus. — Einer unserer Schulfreunde hatte es nur bis zum Marktschreiber gebracht, ein anderer nahm seine Wirtschafterin zur Frau. Schwind bemerkt darüber: „Von Slobi weiß ich es schon, daß er die Butter numeriert und Staux hat sein Waschfaß, seinen Kochlöffel geheiratet. — Bravo!"

Er reist nach Italien und schreibt mir im Jahre 1835: „Von Venedig kenne ich bis jetzt den Markusplatz. Das andere sieht niederträchtig aus und stinkt, als ob das Wasser noch aus den Zeiten der Republik wäre."

Aus Karlsruhe in den vierziger Jahren: „Es sind tüchtige Leute hier, aber alle einzeln, lauter Robinsone. Das ist einmal in Deutschland nicht anders und daran scheitert alles."

Schwinds Widerwillen gegen die Kunstausstellungen spricht sich aus: „Das table d'hôte-Essen auf

den Kunſtvereinen bringt die Hausmannskoſt außer Gang und mit ihr alles Selbſterzeugte und Echte."

Im Jahre 1842: „Ich will den Rhein ein wenig verkoſten und den Kölner Dom noch ſehen, bevor ihn das einige Deutſchland verhunzt. — Der Menſch prahlt und Gott zahlt."

Er war zum erſtenmal Vater geworden und da heißt es aus Karlsruhe: „Von meinem Leben hier iſt gar nichts zu ſagen, es iſt ſehr ſchlecht, bis auf eins, das ich dir auch wünſche: mein kleines, poſſierliches, kokettes, geſcheites, launiſches, eigenſinniges, gefälliges, freundliches, verſtecktes und zärtliches Mädel. Die Ähnlichkeit" (mit dem Vater) „iſt beinahe unverſchämt."

Im Jahre 1845 aus Paris: „Es iſt die Hauptſtadt von Deutſchland, was iſt da viel zu reden! — Die Deutſchen haben das für uns wichtigſte Element nicht: den Lokalſtolz. Natürlich, weil ſie überhaupt keine Freude an der Heimat haben."

(In Berlin iſt das jetzt anders geworden. Aber Preußen iſt noch lange nicht Deutſchland!)

Aus Frankfurt ſchrieb er mir früher (unterm 4. November 1844) einige vielleicht nicht allgemein bekannt gewordene Details über den Beginn der Krankheit unſeres gemeinſamen Freundes Lenau: „Du wirſt wiſſen, wie es dem guten Niembſch geht. Da ich durch die Familie ſeiner vortrefflichen Braut von dem

Gang seiner Krankheit unterrichtet bin, will ich nicht versäumen, dir, was ich weiß, darüber mitzuteilen, um so mehr, als die letzten Nachrichten hoffnungsvoller Natur sind. Er saß am 29. September beim Frühstück (alle Schriftangelegenheiten waren in Ordnung und er wollte als übermorgen hierher kommen), als ihm, wie er selbst schreibt, ein sonderbares Gefühl über den Körper bis an die linke Wange lief. Er sprang an den Spiegel und da die linke Seite des Gesichtes verzogen erschien, rief er aus, er sei vom Schlage gerührt. Die Ärzte erklärten die Erscheinung für eine rheumatische Gesichtsmuskellähmung, die sich bald heben lasse und auch wirklich verschwunden ist. Indessen zeigte sich bald, daß er seiner Gedanken nicht mehr Herr sei, indem er einen Aufsatz schrieb, des Inhalts, daß er durch ein musikalisches Wunder geheilt sei, den er durchaus wollte in der „Allgemeinen Zeitung" abdrucken lassen. Dann kamen Phantasien die Nacht durch, stellenweises Irrereden bei Tag, bis endlich das Übel in Tobsucht überging, die die traurige Maßregel notwendig machte, ihn nach Wienental (Winenden) zu bringen. Doktor Pfitzer fuhr mit ihm hinaus und verließ ihn ruhig, wissend wo er ist, nach einem Spaziergang im Garten eingeschlafen. Nach Doktor Zellers Ausspruch sollte er ganz herzustellen sein, wenn seine Körperkräfte ausreichen. Ein Brief Zellers acht Tage später sagt: Lichte und trübe, ruhige und

ſtürmiſche Momente wechſeln ab. Er hoffe viel und fürchte viel. — — — In ſeinen (Lenaus) Phantaſien kommt nichts vor als Schwärmerei über Muſik, ſeine Braut und das Glück, dem er entgegen geht. Alſo keine fixe Idee. Von der Trauer und dem Entſetzen, das die erſte Nachricht verbreitete, iſt nicht zu reden. Mir iſt, ſeit man wieder hoffen kann, ein Stein von Herzen." (Die Hoffnung war leider trügeriſch!)

In einem Briefe aus Frankfurt vom Jahre 1847 lautet es: „Der ſchlechte Zuſtand der Malerei in Wien iſt mir ſehr erklärlich. Alles was gemacht wird, entſteht wie eine Ausarbeitung in einer fremden Sprache, wie zur Zeit, als ganz Deutſchland lateiniſch ſchrieb und einen Germanismus für den verpönteſten Fehler hielt. Da kann nichts Geſundes herauskommen, nicht einmal etwas Lebendiges. Von einer Nachahmung der alten Deutſchen kann nicht die Rede ſein, aber von einer Abſtammung und Verwandtſchaft, wie ſich die Sprache im Fauſt zu den Reimen des Hans Sachs verhält. Ich rechne mir's zum Verdienſt, das zu wiſſen, und bin zufrieden, wenn ich beitragen kann, daß da fortgearbeitet wird, wo was Echtes wachſen kann. Bei euch Poeten iſt das ganz anders, auch bei den Muſikern; Ihr habt eine fertige Sprache, bei uns erwartet ſie, wenn nicht ihre Erſchaffung, doch vor allem ihre Anerkennung."

In ähnlicher Anschauung, dabei in gedrückter Seelenstimmung, äußert er sich auch im Jahre 1850: „Wenn meine Briefe an dich gerade melancholischer und verlegener sind, so schreib' es dem nichtsnutzigen Gefühle zu, daß ich von gar keinen Erfolgen erzählen kann und mich dir gegenüber schäme, eine so geringe Figur zu spielen."

Moriz Schwind eine geringe Figur! Aber es erging ihm, wie seinerzeit unserm Schubert, den erst nur ein kleiner Freundeskreis hoch hielt, das große Publikum aber lange vernachlässigte. — Für Schwind war aber die Zeit der Anerkennung eben herangerückt. Seine Handzeichnungen und Bilder fingen endlich an, Aufsehen zu erregen und verschafften ihm bedeutende Aufträge, wie auch einen Ruf als Professor nach München. Sogar in Wien dachte man an das Landeskind! Aus München schrieb er mir darüber: „Wegen meiner Berufung hat man sich Mühe gegeben, das weiß ich, aber es scheint eben nicht zu gehen. Es muß einer noch einen Stumpfen Haarzopf im Leibe haben, sonst können sie ihn nicht brauchen. Übrigens hätte ich für die bisher besetzten Stellen mich bedankt. Eine Akademie ist ein Unsinn, wie er sich nicht schöner ausdenken läßt, und ich habe hier, wo es wenigstens sehr geringe Zeit kostet, schon vollauf genug daran. Wenn nicht eine sehr fördernde Stellung für einen Maler geschaffen wird, wenn man keine Kunstwerke von mir

will, und zwar das Beste und Kühnste was ich machen kann, so sitze ich hier besser."

Schwind hatte mir im Jahre 1852 sein noch halb unfertiges Aschenbrödel durch van der Nüll zur Einsicht geschickt. Da schreibt er nun: „Item die Zeichnung ist schon lange wieder da und es ist deren Ausführung schon hübsch vorgerückt. Wegen der Malerei mache dir keine Sorgen. Das Beethovensche Bild war schon komplizierter als das neue und hat dich doch befriedigt. Was eine Masse Bilder sind in einem gemalten Saal, und sind sie harmonisch behandelt, so unterstützt eins das andere. Aber es hat seine Schwierigkeiten. Was soll ich tun? Ich habe zwei historische Stoffe da liegen, einzelne Bilder, aber dafür brauche ich fast Lebensgröße und was tue ich mit der „Pletschen" (sic!), wenn sie mir niemand abkauft. Für Zeichnungen habe ich Entwürfe auf Jahre — da es keine Albumblätter sind, kann sie niemand brauchen, sowie mir für die Zeichnung zu dem Beethovenschen Bilde, die alles entzückt hat, kein Mensch auch nur fünf Groschen geboten hat. Die einen sagten, es ist nicht gemalt, die andern — man kann das nicht malen. Da mußte ich froh sein, daß der König von Griechenland es um einen wahren Bettel doch wenigstens wollte, und ich doch Gelegenheit fand, zu zeigen, daß man zwar nicht, aber ich es malen kann. Der Beifall war hinreichend und da machte ich mich hinter die

Aſchenbrödel, die mir ſchon lang am Herzen liegt." —

Unterm 2. April 1854 ſchreibt mir der Freund aus München: „Jetzt hängſt Du an einem romantiſchen Stoff, deſto beſſer. Ich höre jetzt ſo viel von Romantik, daß ich nicht mehr genau weiß, was die Leute darunter verſtehen. Für mich iſt die romantiſche Welt die, wo man ſeine Feinde niederhaut, für ſeine Freunde ins Feuer geht und einer verehrten Frau die Füße küßt. Dazu ein Hintergrund von geſunder und lebendiger Natur ſtatt unſerm Kanzleitiſch. Viel anders wird's bei dir auch nicht ſein. Alſo nur zu. —

Ich hänge mit einer wahren Wut an dem Leben der heiligen Eliſabeth. Das iſt eine Zeit! Es iſt alles konzipiert, aber an die Ausführung iſt erſt nächſtes Jahr zu denken. Den Sommer über will ich ſehen, was in Eiſenach und Marburg noch Brauchbares zu finden iſt. Die Aſchenbrödel habe ich an einen Privaten verkauft, aber nicht wohlfeiler, ſondern teurer als ſie der König Ludwig bekommen hätte." (Der König hatte lange mit ihm darüber herum gemäkelt und wollte, wie Schwind in einem früheren Briefe ſagte, „ſo viel geben, als für den nächſten belgiſchen Fetzen, von dem es zweifelhaft iſt, ob es eine Landſchaft oder ein Ofentürl iſt." — Der Künſtler verlangte aber eine namhafte Summe. „Da werden Sie keinen Käufer bekommen,

Liebſter, Beſter!“ meinte der König. So zerſchlug ſich die Sache.)

„Kifuen und Raunzilander!“ (Alexander Baumann und Deſſauer), „Eine Oper ſchreibend! Mich ſoll's freuen, wenn ſie noch was anders davon haben, als das Vergnügen des Schaffens, aber ich traue ihnen das Maß von Frechheit und Armſeligkeit nicht zu, das nötig ſcheint, um jetzt Glück zu machen. — — Es iſt in der Malerei auch ſo und wird bei den Poeten nicht viel anders ſein. — — Was ſagſt du denn zu dem Dichterhof, der hier angelegt wird? Geibel habe ich kennen gelernt, das iſt kein übler Mann, aber nach der ganzen Kompagnie habe ich kein Verlangen. Es muß allerhand Leute geben, das iſt richtig, aber die ſo zuſammen gehören, ſollten beiſammen ſein. Mich intereſſiert die ganze hieſige Wirtſchaft, Lachner ausgenommen, nicht um einen Kreuzer. Zum Überfluß wirft ſich der ganze Bildungseifer auf Chemie!“ (Unter Anführung Liebigs.) „Ich gelte für einen gemeinen Kerl, weil ich mich erklärt habe, ich ging erſt in die Vorleſungen, wenn der homunculus gemacht wird. Dingelſtedt ſcheint mit einiger Ungnade behaftet“ — uſw.

In einem Briefe vom November 1860 heißt es: „Ich weiß, das viele Arbeiten iſt ein Laſter, aber gleichwohl muß ich Gott danken, daß ich noch ſoviel Eifer in meinen alten Knochen habe, daß ich nicht nachlaſſen kann, bis ich ein angefangenes Stück

zu Ende gebracht habe. So hing ich dieſen ganzen Sommer vom halben Juni bis jetzt an einer 11 Fuß hoch und breiten Darſtellung der heil. drei Könige. Ich ließ meinen Hühnerhof" (Frau und Kinder) „aufs Land gehen und blieb allein in der Stadt, weil ich das große Ding nicht mitnehmen konnte. Genug, jetzt iſt es überſtanden, bis auf die letzte Feile, zu der man wieder ganz friſch und ausgerüſtet ſein muß. Du wirſt dich vielleicht wundern, mich an Kirchenbildern arbeitend zu denken, der Teufel mag aber alleweil das Nämliche machen, und unſer einem kann es auch einmal vergönnt ſein, das Nobelſte in die Hand zu nehmen, was es gibt. Ich habe mich ganz reſtauriert daran, einmal alle maleriſchen Mittel zu kommandieren, und es ſcheint, nach dem Beifall, den die Sache findet, ziemlich zu gelingen. Es ſteht in der Malerei ganz anders als in den übrigen Künſten. Das Publikum iſt durch die bisherige Handhabung unſerer Kunſt gewöhnt, einem Bilde gegenüber eine feierliche Langweile zu empfinden, die ſich in einen noch langweiligeren Hang zu kritiſieren ausgießt. Den Gegenſatz bildet nur eine kleine Ausweichung ins Lüſterne oder Gemeine, das ſich hinter das Malenkönnen verſteckt. Kommt einmal etwas, das den Beſchauer irgend innerlich anregt, wie ein Erlebnis, muß einer ein wenig lachen oder weinen oder ſchwärmen, ſo hält er das ganze für ein Dilettantenwerk. Das habe ich hundert-

mal erfahren. So macht es denn auch Freude zu zeigen, daß ich von der Kunst gerade soviel verstehe und noch mehr, als die andern „Gispeln“ (!) auch. Du hast recht, die Barbarei ist im Anzug, aufhalten kann ich sie nicht, aber habe ich mich so lange Jahre nicht irre machen lassen, so kann sie mir jetzt vollends gestohlen werden. Es handelt sich in der Malerei noch um so vieles, was die andern Künste hinter sich haben, daß ich lebhaft wünsche, noch 20 Jahre arbeiten zu können, um das wenige nicht schuldig zu bleiben, um Leben und Licht in die Sache bringen zu helfen. Ob es viel oder wenig ist, kümmert mich gar nicht, ob man mich hoch oder niedrig stellt, noch viel weniger, ich denke meinen Graben so gut auszufüllen als ein anderer. Ich halte mich sorgfältig auf (an) die Kenntnis der neuen Literatur; in musicalibus ist nicht viel zu holen, und staune, wie weit das mit der Malerei auseinander liegt. Alles, was ich lese, ist aus unserer Zeit, aus unserer Bildungsstufe entstanden, und wenn weiter gar nichts, so ist es doch in deutscher Sprache geschrieben. Bei uns geht die Hälfte darauf aus, ein Dasein von 300 Jahren zu affektieren, die andere befleißigt sich einer holdseligen Lümmelhaftigkeit, die gar keine Notiz nimmt von der Höhe der Bildung, auf der wir leben, und entnationalisiert sind sie alle. Dazu gerechnet ein ziemlich langweiliges Leben, fast ohne alle Anregung, da kann man sich, wenn

man nur etwas leiſtet, ſchon ſeines Fleißes rühmen." —

Im Jahre 1865, gelegentlich der Aufführung meines Schauſpieles: „Die Bauern von Weinsberg" ſchrieb mir der Freund: „Wenn das Volk noch ſo hingeriſſen iſt und merkt am Ende, daß von Dingen die Rede iſt, die ſie angehn, zu denen ſie ſich bekennen ſollen, ſo haben ſie keine Courage. Das wird noch lange dauern, bis das anders wird, wahrſcheinlich viel länger, als es noch dauern wird, daß gute Sachen gemacht werden. —

Für Mittelmäßigkeiten laſſen wir unſer Leben. Für ſo ein Volk etwas Gutes ſchreiben, ſich Mühe geben, ſich ſeinem dummen Urteil ausſetzen, dazu gehört eine Güte des Herzens und ein Wohlwollen, für das allein kaum ein Lohn genug iſt. Daß die ganze Nation um ſo viel mehr wert iſt, wenn ſie ſich mit einer Meiſterſchaft prahlen kann, davon wollen wir gar nicht reden. Ich weiß es zu ſchätzen und das habe ich dir mit meinen ungeſchickten Worten ſagen wollen. Vivat et proficiat!" —

„Bei uns geht es ganz närriſch zu" — heißt es in einem Briefe aus München von demſelben Jahre 1865 — „Tantum abest ut es mit Wagner aus ſei, ut potius auf Allerhöchſten Befehl zur Aufführung des Oratoriums Eliſabeth von Liſzt Ferencz geſchritten werden ſoll. Ich habe bisher immer geglaubt, es ſei

die Zärtlichkeit für das Mittelmäßige, woran unsere Zeit leide; es scheint aber bereits das Stadium des Fanatismus für das Lumpige eingetreten zu sein. Gewisse Blätter fangen bereits an zu agitieren für einen solennen Empfang Wagners, und zwar die höchst liberalen."

— — — — — — — — — — —

Im Jahre 1865 hatte er im Wiener Opernhause zu malen begonnen. Nach München zurückgekehrt, schrieb er mir:

„Unser Aufenthalt in Wien ist fortwährend der Gegenstand unserer Unterhaltung. Frau und Tochter freuen sich gewaltig. Ich wollte, man gäbe mir irgend einige Gulden des Jahrs, so bliebe ich gleich unten. Es geschehen hier der Dummheiten so außerordentlich große, daß es kaum mehr anzuschauen ist. Du wirst es nicht glauben, aber der Kern des Handels ist der, daß den Ständen eine Erhöhung der Zivilliste zugemutet werden soll, damit den Wagnerschen Forderungen Genüge geleistet werden könne. Und gar keine kleinen!" —

Wenn wir in Kunstanschauung meist völlig übereinstimmten, so waren wir nicht immer einig über Politik und Religion. In dieser Richtung zog ich gelegentlich mit einem Gedicht: „An einen Romantiker" polemisch auf den Freund los. Er nahm das mit Humor auf, und der politische Unsinn, unter welchem

wir alle litten, brachte ihn zuletzt meinen Ansichten näher. Nur in seinen religiösen Überzeugungen ließ er nicht mit sich handeln, und als ich ihm über den traurigen Seelenzustand einer Freundin schrieb, die uns beiden sehr nahe stand, und im Schmerz, zugleich im Unmut, ich mich vielleicht skeptischer ausdrückte als es mir im Innern lag, da antwortete er mir am 6. März 1866 mit Entschiedenheit: „Was du vom Aufhören des Individuums sagst, das ginge mir gerade ab. Es ist mir mein Lebtag nicht eingefallen, daran zu zweifeln.“ (Nämlich an der Fortdauer der Individualität.) „Wie oder wo, das macht mir keine Sorgen. Sollten wir wirklich unsern alten Schubert nicht mehr sehen und so viele Freunde, und sollten keine guten Tage bereitet sein für so viele, die ihr ganzes Leben in Qual und Krankheit zubringen? Für die arme J....., die immer krank und jetzt noch so was aushalten muß! Das wäre hart.“

Es ist auch hart. Wie das Leben überhaupt.

Am 30. März desselben Jahres kommt er abermals auf dasselbe Thema: „Wegen des Jenseits sag' ich wie das schöne Terzett von Haydn:

Ja, Vetter, ja, ich fall' euch bei,
Daß Lieb' und Freundschaft Torheit sei,
Es ist mir aber wohl dabei.

Kant! Spinoza! die drehen sich im Grabe um, wenn ich mich daran machte, ihre Schriften zu lesen.

Höre ich auf zu ſein, ſo bin ich auch nicht in der Lage, mich über getäuſchte Hoffnungen zu beſchweren; fahre ich aber fort zu ſein, ſo iſt dem einen recht, was dem andern billig iſt, und es trifft dich auch und du wirſt hoffentlich nichts dagegen haben, mit einem alten metaphyſiſchen Kameraden zuſammen zu treffen. Vorderhand wollen wir von Herzen wünſchen, daß unſere liebe Freundin wieder in die Höhe kommt, ſei's auch nur ſo weit, daß man ihr zeigen kann, daß wir in böſen Stunden ebenſo an ihr hängen als in guten." (Kann ſich die edle und reine Seele eines alten Mannes zugleich einfacher, natürlicher und kindlicher ausdrücken?)

Am 30. April 1868, gelegentlich der Wiener Verhandlungen über die konfeſſionellen Geſetze und das Konkordat heißt es: „Es ſcheint angezeigt, dir zu gratulieren, denn die Ereigniſſe in Kammer und Herrenhaus ſcheinen der Art zu ſein, daß dir ein großer Gefallen damit geſchieht. Illumination, Grillparzer als Senator! Vivat hoch! Lauter ſchöne Sachen. Jetzt wollen wir nur wünſchen, daß alles auch nachhält und zu was Gutem führt." (Jawohl!) „Hier gibt es Menſchen, die ſehen übers Jahr die Guillotine aufgerichtet, ſo feſt ſitzt die Überzeugung, daß man alles aus Paris beziehen muß. Hol's der Teufel! — Ich bin ſchon ſeit vier Wochen nach Wien unterwegs, kann mich aber immer nicht aus den Armen einer ſchändlichen Grippe

loswinden, die mich beim Schopf hat. Aus Huſten und Schnupfen wollte ich mir nichts machen, aber ein allgemeines Elend ließ mich den ganzen Tag ſchlafen.

— Die Konzerte brachten wieder einen Marſch von Schubert, inſtrumentiert — par Liſzt. Aus dem Trio ein Adagio gemacht, im Marſch Takte eingeſetzt, kurz ... müßte er doch einſehen, daß er an Schubert zu verbeſſern durchaus nicht berufen iſt." —

Der Freund wurde nach und nach etwas gebrechlich. „Meine Arbeiten gehen ſo ziemlich" — ſchreibt er im Mai 1866 — „ich ſpüre aber das große Alter. Von dem großen Zeichnen, wo man ſo viel ſtehen muß und den Arm ſo weit von ſich halten, tun mir die Knochen weh." — „Wir zwei ſind jetzt bald die letzten" — heißt es im April 1867 — „und du haſt recht, fortzuarbeiten und feſtzuhalten, was zu halten iſt. — Meine Arbeiten ſind in Ordnung, nur hänge ich noch an einigen nackten Genien, die in der Luft herumflattern, was mir bei dieſem Hundewetter gar nicht von Herzen geht. Für den erſten Mai iſt vorderhand meine Abreiſe feſtgeſetzt, alſo dauert's nicht mehr lang, daß ich mich wieder beim Leder einfinde — aber wie! Jedenfalls als dein alter unveränderter Freund."

Den Sommer 1867 über arbeitete er im Opernhauſe mit großem Fleiße, aber auch mit Anſtrengung und Beſchwerde. Im September verheiratete er ſeine mittlere Tochter Marie — „was aber nicht ſo luſtig

iſt, als ſelbſt Hochzeit halten!“ ſchreibt der Vater mit Humor. — „Die Scherererei mit Staat und Kirche bringt einen faſt um, denn dieſe, wie es ſcheint, ehefeindlichen Gewalten verlangen immer noch etwas Geſchriebenes, wenn man glaubt, fertig zu ſein. — Für mich beginnt ein neuer Lebensabſchnitt. Das ſpür' ich ſehr deutlich an Schmerzen in der Hüfte, die nicht gering ſind und dem nervus ischiaticus (hitschihatschicus) zugeſchrieben werden. Gehen kann ich ganz gut, aber ſitzen, aufſtehen und dergleichen machen mich jauchzen und von Strumpf anziehen iſt gar keine Rede. Wenn ich das nicht anbringe, ſo wird nicht viel mehr zu arbeiten ſein.“

Das Jahr darauf, als ſeine Tochter Marie (Bauernfeind) ein hartes Kindbett auszuſtehen hatte, ſchreibt er: „Die gute Fr ...., wenn ſie keine rechte Luſt hat zu heiraten, möchte ſie's doch ja lieber bleiben laſſen. Das Ding dauert ſehr lang, hat gar keine Ferien, auch nicht eine Stunde, und hat im beſten Falle noch immer ſeine Haken. Die armen Weiber! Wir haben mit unſerer Marie was probiert!“

Unterm 12. Dezember 1868: „Mit der Meluſine bin ich ſo ziemlich im Gang. Es gab noch viel zu denken daran — es iſt alles geordnet und eingeteilt und die paar Stücke, die ich aufgezeichnet habe, klappen gut. Wird daraus, was will, es wird mich angenehm beſchäftigen. Bilder gibt's genug auf der Welt, was

tut's, wenn eins mißrät? Eine Schubertiade ist auch fertig geworden, aber ich habe sie an die Wand gestellt, vielleicht wird sie im Liegen gut, wie die Holzäpfel. Die Sammlung von Gelegenheitsgedichten ist jetzt über Nr. 30. Sonst noch allerhand kleine Sachen. — Gratuliere dir, daß du der gestrigen Vorstellung nicht hast anwohnen müssen."

(Er hatte mir nämlich zu Eingang des Briefes die Aufführung meines Schauspiels „Aus der Gesellschaft" auf dem Münchner Hoftheater nicht eben im besten Lichte abgeschildert.) —

Das Bild eines bis dahin wenig bekannten Malers hatte in Wien Aufsehen gemacht und schien jedenfalls ein bedeutendes Talent anzukündigen, wenn sich auch gegen Vorwurf wie Ausführung so manches einwenden ließ. Ich fragte den Freund um sein Urteil. Da kam ich aber übel an! Unterm 8. März 1869 schreibt er mir: „Ist nur noch zu sagen, daß ich über die Sorge, ob mir noch was Rechtes gelingt oder nicht, glücklich weg bin. Erstens weiß man überhaupt nicht, ob einem was gelingt oder nicht, und zweitens kann ich doch nicht herumsitzen und nichts tun. Ich bin glücklicherweise aus allen den Narrenpossen von Ausstellen und Schachern und dem ganzen Publikumtrödel heraus, also bin ich froh, daß mir hin und wieder was einfällt, und wem's nicht recht ist, der soll was anderes anschauen, es gibt Sachen genug. Ist dir nie der bilderkaufende

Graf B*** vorgekommen? Der ist das Bild des Publikums — dieser verzuckerten Dr—kruste, die über dem Volke liegt. Geschniegelt, das ekelhafte Aussehen eines schönen Mannes, lispelnd, über alles hinaus — kurz einer, die nicht zwei Gedanken hintereinander denken, und der eine scheint auch mehr wie eine Blähung im Gehirn zu sein. Um auf besagten Hammel zu kommen, hab' ich das vielgerühmte gar nicht geseh'n. Ich meine, wenn du von einem Autor drei, vier Bücher gelesen hast, an denen du gar nichts Anziehendes findest, läßt du auch das fünfte liegen. Diese Narrheiten des Publikums habe ich schon so oft durchgemacht, daß es mir zum Sterben langweilig. Die Deutschen müssen immer so einen haben, an dem sie sich erholen von dem Ärger, den ihnen alles Tüchtige macht. So war der Clauren ein Liebling, der große Liszt, der liebe Proch, lauter so Graffelwerk, ich weiß kein anderes Wort — das in ein paar Jahren kein Hund mehr beschnüffeln mag. Ich habe schon so viel Malenkönnen erlebt, daß es ein Graus ist — und alles Erwerbsmäßige in Grund und Boden verachten gelernt. Mir liegt gar nichts dran, wenn's auf einem Bild nicht ganz anständig hergeht, von dem (was) Correggio oder die Antiken gemacht haben, gar nicht zu reden — der Vögelmarkt von Kaulbach macht mir das größte Vergnügen, das Ding ist witzig, graziös, reich, mit Geschmack behandelt — aber was ich von

****** kenne, ist verwirrt, gedankenlos, affektiert und mit ungesunden kleinen, geilen Farbeneffekten aufgestutzt ... Die Menschen müssen gar keine schön gemalten Bilder ihr Lebtag gesehen haben, daß diese porzellanen Weibspersonen gar soviel Wirkung machen. Wie gesagt, es ist schon bis zum Ekel oft dagewesen. Guten Sachen passiert es nicht, so ein ekelhaftes Konzertentzücken hervorzurufen."

In einem Briefe vom 4. April 1869 kommt er beiläufig wieder auf dasselbe Thema zurück, nachdem er eines meiner Lustspiele gelobt, dessen Darstellung er in München beigewohnt. Er bekam nicht übel Lust, eine Szene mit der Liebhaberin zu zeichnen. — „Die könnte weiter nicht reizend aussehen! Mich zuckt's schon lang, das einmal zu versuchen — fürchte mich aber auch, denn ich bin wohl zu plump dazu. Genug, ich habe mich vortrefflich befunden. Man lebt so in der Gesindestube und Vorzimmer seiner Seele dahin — was kann da lieblicher sein als einmal wieder in jene himmlischen Prunkzimmer zu kommen, wo das Feinmenschliche erst zur Sprache kommt, und das auf die ausgesuchteste Weise und mit aller Wärme. Laß dich von jemand loben, der's besser versteht. Ich sage nur, das ist Kunst und macht mich glücklich, während alles Konzertante mich langweilt, ja anekelt. Daher ich mich auch nicht anstrenge, von dergleichen Herren, sei's Wagner, sei's Liszt, sei's M*****, noch ein fünftes

Werk kennen zu lernen, wenn mich schon viere angewidert haben. Die Regionen, wo es gleichgiltig ist, ob einer ein denkender Mensch oder ein verwirrter eitler Eselskopf ist, ziehen mich gar nicht an. Aber dem Publico ist wohl dabei, und die Zärtlichkeit für das Mittelmäßige, ja Garstige, setzt sich wieder um so viel fester, das könnte einen auch ärgern. Das hindert aber nicht, daß fortgearbeitet wird, also schadet's nicht.

Des tät'gen Mann's Behagen sei Parteilichkeit! —

In deinem Köcher wird sich schon noch was vorfinden, da ist mir gar nicht bang, und wenn nicht, so meine ich, du hast genug gemacht und lang genug ausgehalten, soll's ein anderer probieren. — Bei mir fehlt es nicht an Stoffen, aber die Arbeitslust wird eines schönen Tages ausgehen — bei dem gänzlichen Mangel an Anregung. Der Leopoldorden langt da nicht, obwohl etwas Höfliches immer angenehmer ist, als etwas Grobes. Einmal hab' ich ihn angehängt, bei der letzten Neujahrscour, aber zugleich geschworen, daß mich keine sechs Gäule mehr hineinbringen. Früher war doch eine schöne Königin da, und die Hofdamen haben einen ausgelacht, aber unter lauter Männern ist die Dummheit nicht auszuhalten. —

Die Geschichte mit unserer Kunstausstellung war einzig. Es zweifelt kein Mensch mehr daran, daß man den Glaspalast für Wagnerische Zwecke verwenden wollte."

— — — — — — — — — — —

In einem Briefe vom 23. April desselben Jahres heißt es: „Das Epigramm von Grillparzer ist köstlich — aber als nächster Nachbar von Possenhofen wird mir etwas übel dabei. Kann aber bezeugen und beschwören, daß ich nicht in der geringsten Beziehung zu dem dortigen Hofe stehe.

Ersten Mai soll Kaulbach zurückkommen, da bin ich meiner Stellvertretung" (als Professor oder Direktor?) „ledig und kann bald abkommen. Gott sei's geklagt, ich bin der Älteste, und da ich an der Akademie gar nichts tue, will ich diesen Supplentendienst wenigstens nicht unterbrechen. Auf baldiges Wiedersehen" 2c.

Schwind kam noch im Mai 1869 nach Wien. Zum letztenmal. Er war noch geistig frisch und voll Ideen wie immer, allein seine körperliche Gebrechlichkeit hatte zugenommen und eine Art von Doppelsehen sich eingestellt, das ihm am Arbeiten hinderlich war. Demungeachtet entwarf er noch im nächsten Jahre Zeichnungen für das projektierte Grillparzer-Album, schickte mir die Entwürfe, schrieb mir auch ausführlich darüber. Er hatte auch in Vorhinein an das Jahr 1872 gedacht, an mein siebzigstes Geburtsfest, für welches er die eingangs erwähnte Handzeichnung vorbereitet hatte, die erst nach dem Verluste des Freundes in meinen Besitz kam. Seit lange hatte ich mir vorgenommen, ihn in

seiner Häuslichkeit am Starnberger See zu besuchen. Im Sommer 71 gedachte ich endlich meinen Entschluß auszuführen — welchen der unselige 8. Februar unmöglich machte. Wie bereute ich mein Zögern! Die beiden Alten sollten nicht wieder zusammen kommen. —

Der Sommer 1876 beraubte mich auch meiner zwei lieben alten Freunde: Auersperg (Anastasius Grün) und Dessauer. Das ist, wenn man selber alt wird. Der neue Verlust ruft zugleich die Erinnerung an den früheren wach. Wie viel muß man verlieren, bevor man sich selber verliert! —

Keine Kunst ist's, alt zu werden,
Es ist Kunst, es zu ertragen!

Wien, im Oktober 1877.

II. Meister Favilla (1877).

Zur Erinnerung an Josef Dessauer.

„Maître Favilla." Das ist ein alter, grundehrlicher, nur seiner Kunst lebender Musiker, der in dem gleichnamigen Schauspiele von George Sand die Hauptrolle spielt. Die ebenso gemütreiche als geniale Frau liebte es, einen ihr werten Freund und Tonkünstler mit dem Namen „Favilla" zu bezeichnen. Es muß dahin gestellt bleiben, ob die Dichterin in ihrem Phantasiegebilde gewisse Ähnlichkeiten mit dem trefflichen Manne und Freunde zu entdecken geglaubt oder ob sie wohl gar einer ihrer poetischen Lieblingsgestalten charakteristische Züge aus dem Wesen und Sein des Mannes und Künstlers selber halb unwillkürlich beigemischt hatte.

Es gibt tiefe, sinnige und innige Naturen, die mit einem speziellen Talente für eine der Künste begabt, sich auch andern Kunstrichtungen nicht verschließen, in dem Schönen überhaupt, ihrem eigentlichen Elemente, sich einzig wohlbefinden. Ein Musiker, zugleich gebildeter Genießer und Kenner der Malerei wie der Plastik, selbst ein nicht ungeübter Zeichner, poetischer Produk-

tion durchaus nicht fremd, mit dem reinsten Geschmack für jede der Künste und sich das beste, was ihrer jede hervorgebracht, mit Enthusiasmus aneignend und zu den höheren Genien eines Mozart, Raphael, Goethe als den Verwirklichern der Idee, die selber in ihm waltete, ja ihn schier verzehrte, mit Liebe und Begeisterung emporblickend, seines eigenen Ichs dabei vergessend — so war mein Freund Dessauer, mit welchem ich an die vierzig Jahre treu zusammen verlebt und dessen schöne, reine, ich möchte sagen jungfräuliche Seele zu erkennen und zu schätzen ich hinreichend Gelegenheit fand.

Josef Dessauer, in Prag geboren, aus gutem Hause, ein Kind wohlhabender Eltern, zeigte schon als Knabe bedeutende Kunstanlagen. Der Schüler Tomascheks war als Jüngling für jene Zeit ein vollendeter Klaviervirtuose. Der junge Mann brachte später mit seiner geliebten Schwester Therese ein paar Jahre in Italien zu. Sein reger Sinn für tönende und bildende Kunst fand da reiche Nahrung. Mit dem jungen Bellini knüpfte sich ihm dort ein inniges Freundschaftsband, welches durch den frühzeitigen Tod des Schöpfers der „Norma" leider bald zerrissen werden sollte. — Dessauers erster Aufenthalt in Paris förderte ihn ersichtlich. Sein Klavierspielen wie seine Romanzen machten Glück, der hübsche, junge Komponiteur war bald in der Gesellschaft beliebt, wozu seine feinen

Manieren und sein gutes Französisch nicht wenig beitrugen. Schon damals hatte er alle deutschen, italienischen und französischen Musikmeister, die alten wie die neuen, im Kopfe, im Herzen und in den Händen. In Stegreifwiedergabe ganzer Opern und Symphonien auf dem Klavier war er ein Unikum und ist es bis in sein Alter verblieben. Man brauchte ihm nur ein klassisches oder modernes Musikstück zu nennen, und „Don Juan" oder die „Hugenotten", die „Eroica", Schubertsche Lieder, Chopins Phantasien, Rossinis „Barbiere", Verdis „Rigoletto", nach Begehren der Zuhörer, das alles rauschte über die Tasten, volltönend, wie improvisiert. Man konnte dabei die Fertigkeit des Vortragenden wie seinen guten Geschmack, seine Kenntnisse nicht minder wie sein Gedächtnis bewundern; es war die Erinnerung des Herzens an das so tief empfundene Schöne, das er sich mit aller Wärme angeeignet. Bei diesem beständigen innern wie äußern Verkehr mit allen Meistern der Kunst, bei dieser Allgegenwart des Geschaffenen, das sich ihm im Geiste stets darbot und das er gewissermaßen nachzuschaffen vermochte, ward der geistreiche Interpret und Improvisator eigentlich zum selbständigen Künstler.

Dessauer war ein Liebling der Frauenwelt, in der Jugendzeit wie im Alter. Abgesehen von seiner Liebenswürdigkeit und seiner humoristischen Laune sprach noch der Umstand zu seinen Gunsten, daß man

immer für ihn „zu sorgen", sich mit ihm „zu beschäftigen" hatte — eine Mühe, welche die lieben Frauen gern übernehmen, wie Leonore gelegentlich des launischen Tasso bemerkt. Unser lieber Freund kränkelte jezuweilen und ließ sich nicht ungern bemitleiden, pflegen und hätscheln, wozu sich denn auch die erbarmungsreichen Frauenherzen stets bereitwillig erwiesen, während wir rauhes Männervolk den häufig Klagenden mit dem Spitznamen „Raunzeander" beteiligten.

Dessauer kam mehrmals nach Paris und stand in nahem Verkehr mit den Zelebritäten aller Künste, zumeist mit den Kompositeuren, wie Rossini, Cherubini, Auber, Halévy, Chopin. Dieser brachte ihn zu seiner Freundin George Sand. Das weibliche Oberhaupt der Romantik nahm bald großen Anteil an dem edlen Wesen des poetischen Klavierspielers und Romanciers, welcher in ihr die große Schriftstellerin bewunderte, die einfache und natürliche Frau hoch hielt. Dieses Freundschaftsverhältnis währte bis zum Ableben der Dichterin. Der Freund starb ihr bald darauf nach. Getrennt voneinander hatten sie korrespondiert. Noch vor Jahr und Tag, als Dessauer beinahe völlig erblindet war, las ich ihm die eingelangten herzlichen Worte der Freundin vor. Einige Jahre vorher hatte er sie noch in ihrem Nohant besucht und nach der Heimkehr nicht genug von ihr selbst wie von ihren Kindern und Enkeln erzählen können. Daß der geniale,

aber zeitweilig boshafte Heine dieses reinste Verhältnis zwischen Mann und Frau gelegentlich zu verdächtigen suchte, hat beiden nicht geschadet. Derlei Verleumdungen konnten überhaupt keinen Glauben finden einem Manne gegenüber, der nichts weniger als ein Frauenjäger war, in dessen weicher und zarter Natur es vielmehr lag, gerade das ewig Weibliche in ideeller Auffassung zu verehren. Seine langjährigen Freundschaften mit hochberühmten und gefeierten Frauen, wie Mrs. Kemble, Viardot-Garcia, Unger-Sabatier und anderen weiblichen Zelebritäten mögen das bezeugen und bestätigen.

Am besten aber, wir lassen eine der benannten Damen selbst sprechen, und zwar diejenige, welche nicht nur in ihrem Vaterlande, sondern in ganz Europa mit vollem Rechte als die erste Frau des Jahrhunderts gilt. In ihren Briefen bezeichnet George Sand unsern Freund als „Favilla", abwechselnd auch als Crischni, mit Beziehung auf ein indisches Gedicht, welches Dessauer ihr vorgesungen hatte. Die in den nachfolgenden Briefen benannten Personen erklären sich von selbst als Angehörige und Freunde. Der hohe Idealismus, welcher die bedeutende Frau noch in ihrem hohen Alter jugendlich durchglühte, sowie ihre innige und schwesterliche Neigung für den Freund sind die Hauptmomente einer ziemlich umfangreichen Korrespondenz, aus welcher hier einige Bruchstücke folgen. Jede Zeile

spricht von Geist und der bon sens fehlt auch nicht in den politischen Bemerkungen der Französin.

I.

Guter Chrischni, ich möchte, daß Sie einen Brief von mir in Ischl finden, nachdem Sie mich nicht in den Stand gesetzt, Ihnen nach Paris zu antworten. Ja, es sind glückliche Tage, in denen ich Sie so ganz als Sie selbst wieder fand, kaum gealtert, unverändert, noch so naiv, so zärtlich, so liebenswürdig. Während ihrer ganzen Reise müssen Ihnen die Ohren geklungen haben, denn hier ist keine Stunde vergangen, wo man nicht sagte: „Guter Chrischni, teurer, ehrenhafter Mann, reizender Freund, würdiger Maëstro, großer Künstler" usw. usw. Jeder sagt es und allezeit, im Solo wie im Duett, zu Dreien wie zu Vieren, alle, alle sagen: „Es lebe Dessauer, der wahre Favilla!" Des Abends legte spiritus familiaris geheimnisvolle Briefe auf den Tisch und man fühlte, man genoß die musikalischen Einfälle, welche man zu hören meint, wenn man diese Briefe liest, und man lachte und fühlte sich gerührt — man spürt eben immer Sie. Und sind Sie denn nicht immer hier? Leben wir denn nur in unserm Körper? Bewohnen wir nicht Mond und Sonne und alle Sterne, sobald unser Gedankenflug uns dahinträgt? Beschäftigt man sich auf den Sternen nicht mit uns, wie wir uns mit ihnen be-

ſchäftigen? Mit uns, die wir ſie einſt zu finden träumen? Sie? Wen? Sie ſagen von uns dasſelbe, und ohne uns zu kennen, lieben ſie uns. Und übrigens, kennen ſie uns denn nicht? Wo iſt zur Stunde unſer teurer, großer Delacroix? Aber, wo ſind Sie ſelbſt, eben wo ich Ihnen ſchreibe, auf welchem Wege, in welchem Vehikel, in welcher Laune? Abweſenheit und Tod weichen nicht viel voneinander ab; man verläßt einander nicht, man verliert einander aus dem Geſichte, aber man weiß wohl, daß man einander — gleichviel wo — wiederfinden wird. Darum ſage ich nie „Lebewohl" in dem Sinne von „Gott trennt uns", ſondern in dem Sinne von „Auf Wiederſehen in Gott, in dieſer Welt oder in einer andern". Schreitet man nicht voran, ſolange man leben will und an Ideale glaubt? Soll das Ideal nur für dieſes Leben von einem oder zwei Tagen auf der Erde gut ſein? Glauben Sie das nicht. Wir nehmen mit uns, was wir erworben haben, wir nehmen es mit uns, um es in der Ewigkeit zu vermehren. Was liegt daran, wenn wir in einer oder zwei unſerer Exiſtenzen nicht genugſam ermutigt wurden, wenn wir nur in uns und in andern das heilige Feuer wach erhalten haben. Unterſchätzen Sie nicht die Stunden, in welchen Sie mit Ihrer Seele die der großen Meiſter Ihren Freunden gaben; all das iſt unter den Meiſtern, unter Ihnen und uns ein Austauſch des Beſten und Höchſten, was

das gemeinsame Sanktuarium enthält. Schreiben Sie uns, teurer Freund, sagen Sie uns, wie Sie gereist sind, wie Sie die Schwester gefunden haben, die Nichte, die Berge, das „Salzland“ und die Künstler aus den Bergen. Unsere ganze Familie umarmt Sie! Moriz, den Delacroix' Tod sehr angegriffen hat, besonders weil dieser heimging, ohne von einer Familie umgeben zu sein, Lina, die Ihnen ihr Püppchen zum Küssen reicht, Manceau, der Sie verehrt (er als der „Brutalste“ ist der Liebevollste von allen), Madame Lambert, die nicht aufhört, von Ihnen zu sprechen, ihr Gatte, der Sie mit zartsinniger Sympathie „retrospektiv“ studiert, Marie Lambert, die um ein nichts weint, aber voll Liebe ist. Calamatta, der nichts mehr gegen Delacroix sagt, ihn als Menschen bedauert, ohne ihn als Maler je begriffen zu haben... da sind sie alle, doch da kommt noch die große Marie, eine vornehme Natur unter ihrer weißen Haube, und alle lieben Sie und rufen Ihnen zu: „Kehren Sie wieder!“

George Sand.

Kehren Sie wieder mit schönen Liedern von Ihnen für mich. 15. August 1863.

II.

Nohant, 5. Juli 1866. Mein Favilla hat also an meinem 62. Geburtstage an mich gedacht. Ich bin davon sehr gerührt, trefflicher Freund. Sie sagen nichts

von Ihrer Gesundheit, Ihr Herz nimmt alles in sich auf und ist von den Gefahren zerrissen, welche dem Vaterlande drohen. Wir begreifen das, wir, die italienisch aber durchaus nicht preußisch gesinnt sind. Welch furchtbarer Streit ist aus der kleinen Holsteinschen Verwickelung hervorgegangen! Und wo ist das Ende abzusehen! Kann Ihr Vaterland, selbst wenn es niedergeschmettert würde, von der Weltkarte gestrichen werden, auf der es einen so großen Platz einnimmt? Halten Sie es für ein Unglück, daß es Venedig verloren hat? War ihm Italien nicht Ruin und Gefahr, eine Kugel am Fuße angeschmiedet, wie Algier es für Frankreich ist? Man assimiliert niemals so stark ausgeprägte Nationalitäten. Eher begreift man noch die obwohl sehr schwere Assimilation der slavischen Länder. Aber was ist da zu machen? Der Augenblick scheint gekommen, wo die Eroberungen zu einer Landplage werden. Wird Frankreich sich hineinmischen? Für wen? Mit wem? Man sieht, wie Frankreich Italien unterstützt, aber als Preußens Helfer kann man es nicht denken. Und niemand weiß hier, ob Frankreich irgend jemandem helfen wird. Das Staatsoberhaupt ist um so undurchdringlicher, als es, wie man wissen will, in seinen Plänen von der Hand in den Mund lebt, und man Projekte nicht erraten kann, die nicht existieren. Ich sage Ihnen eben, was man spricht. Ich lebe hier ferne von alledem und erfahre nichts aus erster Hand.

Ich ſehe meine Enkelin heranwachſen, welche ſchön und ſanft iſt und ſich ſoviel als möglich über den ſchrecklichen Tod ihres Bruders tröſtet. Meine Kinder ſind ſo glücklich, als ſie es nach dieſem Schmerz ſein können, und ich, die ihren armen Freund verloren hat, ſtärke mich bei ihnen. Wir „erfreuen uns“ eines ſchrecklichen Sommers; ſündflutliche Stürme, erdrückende Hitze und jäher Froſt, dazu die armen Soldaten, armen Verwundeten, armen Gefallenen aller Nationen, die ein entſetzliches Schauſpiel bieten, ſo daß man nicht einmal in dem ruhigen Winkel, in dem man lebt, ſich über etwas zu freuen wagt. Sie machen melancholiſche und von herzzerreißenden Träumen erfüllte Muſik, deſſen bin ich ſicher. Kommen Sie zu uns, die wir Sie lieben und alle Leiden beklagen. Ich habe „Don Juan“ an der Pariſer Oper zu Tode ſchinden gehört; man hat ihn vom théâtre lyrique hinweg dorthin eskamotiert, um einiger brillanter Individualitäten und einer ſchönen Inſzenierung willen. All das wog den „Don Juan“ auf dem Klavier vorgetragen von Chriſchni nicht auf; dieſer „Don Juan“ war der echte und gute. Werde ich ihn wiederſehen? Es iſt dies mein Traum, den Sie mir nicht rauben dürfen. Alle Welt hier umarmt und liebt Sie.

G. S.

III.

Wie ſchön iſt es von dir, mein Chriſchni, dieſen 5. Juli nicht zu vergeſſen, der, obwohl er die Zahl

meiner Jahre vermehrt, mir so lieb ist, als ob er mir welche abnähme, weil er mir die süßen Erinnerungen an meine fernen Freunde erneuert. Freilich werden wir uns wiedersehen. Man ist mit siebzig Jahren nicht älter als mit dreißig, wenn man sich Verstand, Herz und Willen bewahrt hat. Du hast nichts von alledem verloren; die einzige Schwäche, über welche du dich beklagst, ist eine Abnahme des Gesichtes. Das hindert dich nicht, die Natur zu sehen und mir die winzigen Blümchen der Linaria Pellissierana zum Strauße zu sammeln, und das herrliche Schauspiel deines Sees und deiner Berge zu würdigen. Ja, dein Vaterland ist schön und ich beneide dich um so mehr um selbes, als es gegen geistliche Intoleranz und geistlichen Ehrgeiz einen Kampf unterhält, der Frankreich demütigt. Was den Niedergang der Kunst bei euch zulande wie bei uns anbelangt, so ist dem wohl so, doch es ist nur eine augenblickliche Verfinsterung. Die Sterne erbleichen zu Zeit in ihrem Glanz, warum sollte es dem Menschen nicht auch so ergehen? Lassen wir nie die Hoffnung sinken, mein Freund, alles, was scheinbar verlischt, erneuert im Geheimen seine Leuchtkraft, und wir selbst sind heute und immerdar Leben und Tod, Schlaf und Erwachen. Unser normaler Zustand zeigt so deutlich unsere unendliche Zukunft. Ich zähle heute 64 „Frühlinge". Noch habe ich das Gewicht der Jahre nicht gefühlt. Ich bin so gut zu Fuß, arbeite so viel

und ſchlafe ſo gut als je. Allerdings iſt mein Auge auch ſchwach geworden, aber ich trage ſeit ſo langer Zeit Brillen, daß ſich's eben nur um die Nummer handelt. Wenn ich einmal nicht mehr tätig ſein kann, ſo verliere ich hoffentlich auch die Luſt dazu. Und übrigens, man entſetzt ſich über das hohe Alter, als wäre man ſo ſicher, es zu erreichen. Man denkt nicht daran, daß einem ein Ziegel vom Dache auf den Kopf fallen kann. Es bleibt immer das beſte, ſich bereit zu halten und die alten Jahre beſſer zu genießen, als man die jungen genoſſen hat. Mit zwanzig Jahren verliert man ſo viel Zeit und verſchwendet ſo viel Leben! Unſere Wintertage zählen doppelt; ſo gleicht ſich das aus. Was nicht vorübergeht und nicht wechſelt, iſt die Freundſchaft. Im Gegenteile, ſie nimmt zu, je mehr ſie von ihrer Dauer zehrt. Wir ſprechen hier oft von dir. Meine Kinder lieben dich mit Ehrfurcht, unſere Enkelinnen ſind allerliebſt, Aurora ſpricht wie eine Erwachſene. Sie iſt außerordentlich vernünftig und gut. Du wirſt ſie ſehen. Du wirſt uns wiederkommen. Du wirſt uns wieder mit deinem Klavierſpiele entzücken. Wir lieben dich, teurer Maëſtro, wir lieben dich ſehr, und auch du willſt uns immer wieder umarmen, aber nie zum letzten Male. Dieſes Wort hat keinen Sinn....

G. Sand.

IV.

Geliebter, teurer Favilla, deine Schrift ist herrlich, du siehst, aber du leidest noch, da es, wie du sagst, mit deinen Augen schlecht geht. Hoffen wir, daß die Heilung bald kommen wird. Dein kleines Bouquet befindet sich in meinem Zimmer unter Glas und Rahmen neben seinen Vorgängern. Ich freue mich immer, eines ankommen zu sehen; es ist ein Zeichen der blühenden Jugend deines Herzens, und an jedem 5. Juli fragen meine Kinder mich, ob ich Blumen aus Ischl bekommen habe. Alle Welt hier liebt dich und drückt dir zärtlich die Hand. Die feuchte Temperatur macht uns alle ein wenig unwohl, aber ich hoffe, wir sind am Ende dieser Sündflut angelangt, die unsern südlichen Provinzen so viel Unheil zugefügt hat. Herrscht in euren Bergen ebenfalls dieser strömende Regen? Turgenjew sagt mir, du machest zuweilen reizende Verse. Ist das wahr? Wie unwissend bin ich, daß ich kein Wort deutsch verstehe! Ich würde so gern deine Sachen lesen. Schreibe mir, wenn du es vermagst, ohne dich anzustrengen und glaube an die unveränderte Zärtlichkeit deiner alten Schwester.

Nohant, 16. Juli 1875, 71 Jahre. G. Sand.

Die „alte Schwester", welche im Jahre 1875 einundsiebzig „printemps" zählte, schrieb dem alten Freund und Bruder noch mehrmals, den letzten Zettel

kurz vor ihrem im Juni 1876 erfolgten Scheiden. Das Verhältnis zwiſchen den beiden geht aus den mitgeteilten Briefen genugſam hervor, nicht minder die Wertſchätzung und Achtung, welche die Frau vor dem Charakter, vor dem Geiſte und Gemüte, wie vor den Talenten ihres Freundes hegt.

Ich ſelbſt lernte Deſſauer bereits in den zwanziger Jahren kennen. Bei Frau v. Chezy trafen wir das erſtemal zuſammen. Ich mit Moriz Schwind und anderen jungen Freunden benahmen uns in dem gaſtlichen Hauſe ziemlich ungeniert, wohl auch etwas ungezogen — und ſo machten wir denn unſere Kloſſen über die modiſche Kleidung wie über die eleganten Formen des feinen Weltmanns, der uns nur um einige Jahre voraus war. Bald darauf verlor ich ihn aus den Augen, doch bereits zu Anfang der dreißiger Jahre hatten wir uns einander genähert, um uns nicht wieder zu verlieren.

Eine Oper des Freundes „Lidwinna“ (Text von Ebert) — eine Art weiblicher Fauſtiade — hatte in Prag Glück gemacht. Allein dieſe wilde Romantik ſagte der Natur des Komponiſten nicht zu, welche vorzugsweiſe auf das Zarte und Innige gerichtet war. Wiederholt hatte er mich um einen Operntext angegangen. Im Jahre 1837 ſchrieb ich für ihn den „Beſuch in St. Cyr“, eine Spieloper, die am 23. Oktober 1839 mit den Damen Lutzer und Haſſelt zur Aufführung

gelangte. Das Werk ist voll hübscher, musikalischer Gedanken und dem Stoffe wie der Lokalität angemessen von feiner und geschmackvoller Durchführung, etwa in der Art und Weise Aubers. Die Oper gefiel in Wien und machte besonderes Glück in Prag und Dresden. Das Wiener Publikum, an den Saus und Braus der damaligen italienischen Oper gewöhnt, hatte aber etwas dicke Ohren. Nach der Vorstellung lebhaftes Souper mit den Freunden. Über eine reizende Romanze, die fast unbeachtet geblieben war, sagte Lenau zu Dessauer: „Bruder, daraus blickt dein schwärmerisches kastanienbraunes Auge hervor. Aber der Troß hat keine Ohren für deine Augen."

Dessauer schrieb noch zwei Opern. „Paquita" mit der Zerr hatte eingeschlagen, die Wiederholungen mußten aber unterbrochen werden, da die Sängerin einem Rufe nach London zu folgen verpflichtet war. Dort beging sie das Staatsverbrechen, in einem Konzerte für die damaligen ungarischen Flüchtlinge mitzuwirken. Das war vollkommen genügend, ihr die bureaukratische Ungnade zuzuziehen; der Oberstkämmerer verbannte die Künstlerin für ewige Zeiten von der Hofoper und die arme Paquita fiel als Opfer der damals geltenden „Rechtsverwirkungstheorie". — Eine zweite Oper, „Dominga", erhielt nur einen succès d'estime. Späterhin, unter des tüchtigen Eckert Direktion suchte ich den Freund zu veranlassen, seinen „Besuch" wieder zur

Aufführung zu bringen, indem ich mich antrug, die Spielprosa in zeitgemäße Rezitative umzuwandeln — er ging aber nicht darauf ein.

Dessauers Romanzen und Legenden, wie seine Lieder: „Der Schwan", „Die Lockung", „Nach Sevilla", „Ouvrez" usw. sind allgemein bekannt und beliebt, auch außerhalb Österreich. Die Malibran und die Viardot, auch später die Artôt, sangen diese reizenden Dinge mit Vorliebe. In alter Zeit hatte Dessauer unserm Schubert eines seiner ernsten Lieder vorgesungen, mit jener voix de compositeur, welche beiden gemeinschaftlich war. Schubert lobte die Komposition. Die deutschen Dichter schließen meist mit Tod und Grab. — „Ob das Lied nicht gar zu traurig, zu melancholisch wäre", — meinte Dessauer. Schubert erwiderte ihm: „Kennen Sie eine lustige Musik?" — Der gute Franz hat freilich den Offenbach nicht erlebt! Der gütige Himmel hatte ihn aber auch vor dem „großen Richard" gnädigst bewahrt.

Viele der Lieder und Romanzen Dessauers dürfen sich den Schubertschen und Schumannschen Schöpfungen kühn an die Seite stellen, allein — habent sua fata libelli! Der Kompositeur, nach kurzem Weltverkehr, lebte still und zurückgezogen nur seinen Freunden und der Kunst. Wer aus der Welt scheidet, darf nicht verlangen, daß die Welt ihn aufsuche — oder das Journal oder die Reklame.

Dessauers Geist, ja auch sein Humor, waren trotz zunehmender Kränklichkeit frisch und lebendig geblieben und sein Klavierspielen entzückte uns vor wie nach. Man durfte nur begehren: Händel, Bach, Haydn, Mozart, Beethoven, Meyerbeer, Rossini, Bellini — flugs fing es zu rauschen an! Auch „Tannhäuser“ und „Lohengrin“ wurden in das Repertoire aufgenommen. Allein der Alte komponierte nicht mehr, als etwa bei häuslich festlichen Gelegenheiten, wie bei der silbernen Hochzeit der Todescos oder zur Feier meines siebzigsten Geburtstages, wo er eine Komödie in Versen schrieb, die Musik dazu komponierte und als strenger Regisseur den jungen Leuten ihre Rollen einlernte.

Es wird kaum einen Künstler geben, welcher für die Schönheiten der Natur unempfänglich wäre. So brachte auch unser Dessauer jeden Frühling und Sommer bis tief in den Spätherbst im Gebirge zu, ohne gerade ein eifriger Bergebesteiger zu sein. Aussee war jahrelang sein Lieblingsaufenthalt, späterhin, im Alter, wählte er Ischl. Unter den Ausseer Bauern und Salzarbeitern fanden sich ein paar junge Burschе, welche die sogenannte „Schwegelpfeife“ bliesen; der musikalische Freund nahm sich ihrer an, suchte sie in ihrer Kunst zu vervollkommnen, komponierte ihnen sogar passende Weisen, sorgte auch sonst für die braven Leute und brachte sie gelegentlich nach Wien. Die Naturmenschen wie ihre naiven Kunstleistungen fanden Beifall im

Salon und bald fehlte es nicht an Gönnern, wie Graf Hans Wilczek, welcher die Burschе alljährlich wochenlang bei sich beherbergte und sie nicht ohne reichlichen Lohn entließ. „Vater Dessauer", der so viel für sie getan, ihnen auch sonst einige Bildung beigebracht und sich den Aussеern überhaupt als ein wohltätiger Prospero erwiesen, wurde natürlich in ganz Aussee hoch gehalten. Ein bildhübscher junger Bauerssohn, namens Albin Schramel, hatte jene Flötenblaser mit seiner Gitarre begleitet. Der junge Mann war mit Verstand und Einsicht begabt und fühlte es in sich, im Leben weiter zu gelangen, wozu ihm Dessauer zumeist behilflich war. Er empfahl ihn wohlwollenden Freunden und Freundinnen und man vereinigte sich in der Bemühung, den jungen Mann am Grundelsee als Wirt zu installieren und ihm die erste Hauseinrichtung zu besorgen. Albin ist nun seit einer Reihe von Jahren mit Weib und Kindern dort seßhaft und Gebirgsreisenden und Touristen eine wohl bekannte Persönlichkeit. Seine Wirtschaft blüht und gedeiht und seine Dankbarkeit für den Gründer seines Glücks wird gewiß nie aus seinem guten Herzen schwinden.

Ein schweres Doppelübel verbitterte des armen Dessauer letzte Jahre. Er mußte sich einer Augenoperation unterziehen, die nicht glücklich ausfiel und ihm bald darauf die Außenwelt beinahe völlig verschloß; zu gleicher Zeit warf ihn eine Unterleibskrank-

heit, die sich bald als unheilbar erwies, auf das Krankenlager, von welchem er sich in den letzten Jahren nur selten mehr erhob. Wir waren beide seit langer Zeit gewohnt, den Sommer in Ischl miteinander zuzubringen; noch im Jahre 1875 konnt' ich den Halbblinden ab und zu in der „Au" spazieren führen, wo wir der dreiviertelblinden guten Schwester Therese begegneten. Im Sommer 1876 war er für die Ischlerreise zu schwach. Man quartierte ihn in Mödling ein — bald für immer!

Dessauer schrieb in den letzten Jahren kleine Dramen und Lustspiele, auch eine Masse von Sonetten und anderen Gedichten. Wenn ich den Leidenden in seinem Dunkelzimmer besuchte, hatte er wohl eben unter den gräßlichsten Schmerzen irgend ein Epigramm oder einen Schwank ersonnen, den er auf rastriertes Papier mit der Bleifeder mühsam niederschrieb. So frei war sein Geist geblieben, so unerschöpflich sein Humor, den er in früheren Zeiten auch durch artige Handzeichnungen betätigt hatte. Charakteristisch und mit Vorliebe zeichnete er Katzen, hüllte aber die niedlichen Tiere häufig in weibliche Kleidung und brachte sie in menschliche Verhältnisse, wobei es auch an treffenden Knittelversen nicht fehlte. Derlei ging ihm leicht von der Hand. So schrieb er einen ganzen Katzenroman: „Zwischen Himmel und Erde" in Heinescher Manier, versah auch das Opus mit geistreichen Illustrationen. Unser Moriz

Schwind, der ein Auge hatte für das Natürliche in der Kunst, lobte die Zeichnungen nicht minder als die Verse. — Im ersten Kapitel „Auf dem Dache“ treffen die Liebenden zusammen: die weiße holdselige Kratzine und der Katerjüngling Krabause. Der Vater, der alte Kater Schnauranze hat aber die Tochter dem Kloster zu „Maria Schnauz“ geweiht. Da tobt der Liebende:

Und zierte der Schleier das Haupt dir,
Ich kratzt' ihn herab dir vom Haar,
Ich würde zum wütenden Raubtier,
Zum lybischen Löwen gar!
Und miautest du früh auf dem Chore,
Ich brummte dazu im Sekund,
Und engagierte vom Tore
Zum Terzett uns den Kettenhund.
Und schlichst du mit seligem Blicke
Altarwärts, im Haare den Kranz,
Ich zöge dich flugs zurücke
Bei deinem jungfräulichen Schwanz.

In einer Art humoristischem Lehrgedicht: „Der komprimierte Gott“, geht der Dichter alle Religionen und Gott-Metamorphosen durch. So heißt es über den abscheulichen Tierdienst:

Scheußliche Drachen mit Teufelsfratzen,
Menschen mit Köpfen von Hunden und Katzen,
Störche, Molche und giftige Schlangen,
Käfer mit Hörnern und kneifenden Zangen,

Löwen und Affen, Kühe und Stiere,
Kurzum, der sämtliche Troß der Tiere
Teilte sich Jahrtausende lang
In den heiligen Gottesrang.

Nun kommen die griechischen Götter aufs Tapet:

Jupiter und Amphitrite,
Juno, Mars und Aphrodite,
Phöbus mit der gold'nen Leier,
Alles ging auf Abenteuer,
Ja, Diana war im Dunkeln
Selbst nicht abgeneigt dem Munkeln!
Kam erst Bacchus angefahren,
Wild umtost von trunk'nen Scharen,
Nymphen, Faunen und Mänaden,
Panthern, Lynxen, weinbeladen,
Alles tobend, kreischend, schreiend,
Zügelloser Lust sich weihend,
Ward, was immer draus entstand,
Doch ein heilig Fest genannt.

Auch die Schöpfungsgeschichte und der jüdische Deismus wird abgeschildert, mit seinem eifernden Jehova, welchem der liebende Christengott ein Ende macht, in dessen Namen sich aber die verschiedenen philosophisch-religiösen Sekten bis zum heutigen Tage auf das bitterste bekämpfen und darüber Gott selber beinahe verlieren. So gelangen wir in die neueste „Kraft- und Stoffzeit", wo schließlich der liebe Gott in den Urkeim und -schleim zusammengepreßt übrig

bleibt. — Wie aber ward die Welt geschaffen? Wie tritt sie in die Erscheinung?

Aus schlammigem Urstoff, „Moneren“ genannt,
Auf der Schöpfung unterster Stelle
Durch neue Prozesse ein Ding entstand,
Die bildungsbeflissene Zelle,
Materie mit bildender Kraft!
Fürwahr ein großer Treffer!
Wer aber gab ihr die Eigenschaft?
Da liegt der Has' im Pfeffer!
Das ist's, wo euch wie uns verläßt
Der ganze Weisheitsplunder!
Es bleibt ein X, es bleibt ein Rest,
Welträtsel oder Wunder!
Und wenn Ihr Gott auch ignoriert,
Ihr habt ihn nur so komprimiert.
Ob Ihr ihn jemals ganz vertreibt?
Kein Kopf wird das entscheiden!
Und wenn uns Gott im Herzen bleibt,
Ihr müßt's nun eben leiden.

Hier folgen noch einige Sonette, deren der Freund während seines langwierigen Krankenlagers eine Unzahl niedergeschrieben.

Seelenbilanz.

Kein Kaufmann kann so streng die Bücher führen,
Als ich die Schuldenbücher meiner Seele;
Denn sicher ist's, daß ich die Arme quäle
Mit ew'gem Prüfen und mit Kontrollieren.

Ich mag am Kapitale nichts verlieren,
Und doch die eig'nen Schulden nicht verhehlen:
Gar herrlich wär's, könnt' nach genauem Zählen
Ein Sümmchen ich zu meinem Hab' addieren.

Doch glaub' ich faſt, es dürfte wen'ge geben,
Die viel Epargniſſe gemacht im Leben,
Geringer noch die Zahl, die reich geſtorben.

Wenn ich ins Hauptbuch nun mein Konto trage,
So findet ſich's, daß ich, trotz Müh' und Plage,
Zwar nichts verloren — doch auch nichts erworben.

8. März 1865.

In der Geneſung.

Ich hatte kaum den alten Feind bezwungen,
Doch kam er ſchlau, mit Doppelkraft mir wieder,
Bohrt mir ſein Marterwerkzeug in die Glieder
Und preßt vor Schmerz zuſammen mir die Lungen.

Und neuerdings hab' ich mit ihm gerungen,
Wie der Alcide rang einſt mit der Hyder,
Und ſieh', auch ich warf meinen Gegner nieder
Und freute mich, daß mir der Sieg gelungen.

Doch lange wird die Freude wohl nicht dauern,
Denn liſtig iſt der Feind, geübt im Lauern,
Ein Knecht im Dienſt des Tod's, ein gut bezahlter.

Und will ich ihn mit einem Namen nennen,
So muß ich leider Gottes mir bekennen:
„Der Feind, der dich beſiegt, er heißt: das Alter."

Im Bette, 14. Februar 1871.

Alter und neuer Frühling.

Wie wußt' ich einſt den Frühling zu begrüßen,
Mit ſeinen tauſend friſchen, ſchönen Dingen,
Mit ſeinen Schwalben, ſeinen Schmetterlingen,
Ja ſelbſt mit ſeinen groben Regengüſſen!

Sah an den Hecken ich die Veilchen ſprießen,
Am Fliederbuſch die duftigen Knoſpen ſpringen,
Hört' ich im Buchenwald die Finken ſingen,
Wie hätt' ich da nicht jubilieren müſſen?

Doch jetzt, wenn alle ſchon vom Frühling ſchwärmen,
Erliſcht bei mir das Feuer kaum im Ofen,
Bevor mich nicht Frau Sonne kann erwärmen.

Und fährt ein Rheuma gar mir in die Glieder,
Ruf' ich mit Béranger, dem Philoſophen:
„Verwünſchter Lenz, kehrſt du denn immer wieder?“*)

26. Februar 1871.

Laßt mich allein!

Laßt mich allein! Bin ich ja doch ſchon lange
Von dieſer bunten Welt im Geiſt geſchieden;
Laßt mich allein! Vielleicht find' ich den Frieden,
Nach dem ich, ach, ſo ſehnſuchtsvoll verlange!

Ihr werft mir vor, daß ich nun Grillen fange,
Seitdem der Menſchen Umgang ich gemieden;
Glaubt es nur immerhin! Ich bin's zufrieden!
Laßt mich nur leben nach dem eig'nen Drange.

*) Maudit printemps, reviendras-tu toujours?

Kann ich den Menſchen nicht mehr angehören,
Der bunten Welt nicht mehr mit off'nen Sinnen,
Dann ſoll auch nichts das Gleichgewicht mir ſtören.

Und da nur Einſamkeit es macht gewinnen,
So werd' ich nie mich um ein Daſein grämen,
Das mir nichts geben kann, doch auch nichts nehmen.

Wien, 10. Februar 1873.

Man ſieht, die Gedankenwelt war dem Muſiker durchaus nicht fremd. Auch mit der Lehre Darwins hatte er ſich vertraut gemacht, ohne die Extravaganzen der Nachbeter des großen Entdeckers zu teilen. In artiſtiſch-äſthetiſchen Dingen hatte Deſſauer ein geſundes und unparteiiſches Urteil, doch hielt ihn ſein feiner und ausgebildeter Geſchmack zurück, einer gewiſſen hypergenialen, ja dämoniſchen Kunſtrichtung beizuſtimmen, die es darauf anlegt, einen gedankenloſen Korybantentroß durch Getöſe und äußern Flitter mit Beihilfe der Reklame anzulocken, zu betäuben und zu verdummen. Die echte Kunſt war immer einfach und natürlich. Das gilt von Homer bis auf Goethe und Mozart.

Homeride zu ſein, auch als der letzte, iſt ſchön.

Genug über meinen unvergeßlichen Freund! Der Menſch, wie der Künſtler bedarf meiner nicht, um in der

Erinnerung aller gut und ſchön Denkenden fortzuleben. Die unſterbliche Feder der großen und edlen George Sand hat ihrem „Meiſter Favilla“ ein dauerndes Denkmal geſetzt.

12. Anastasius Grün (1850).

Kein Volk hat so maßlos viel Lyrik zutage gefördert und ist im Besitze so mannigfaltiger lyrischer Individualitäten als das deutsche; bei keinem ist der Inhalt, sind die Ideen der Zeit so begierig von den Dichtern — und zwar von den Lyrikern — aufgenommen worden. An dem Leitfaden ihrer Gesänge ließe sich eine Geschichte des deutschen Volkes, deutscher Zustände schreiben. Wenn die schwäbischen Minnesänger Rittertum, Religion und Minne in ihren Liedern verherrlichten, so verwehten diese duftigen Blüten später vor dem scharfen, kalten Verstandeshauch der Reformation; die Poesie verließ ihre luftige, himmlische Heimat und wurde gezwungen, an den Kämpfen der Gegenwart, an den Kirchen- und Welthändeln teil zu nehmen; allein die neue realistische Grundlage war kein Hindernis, vielmehr die Veranlassung, das Genie des unvergleichlichen, ja einzigen Hans Sachs hervorzurufen, ein Mitglied der hausbackenen Meistersängerzunft, doch unzünftig wie alles Bedeutende. Die harte Schule des dreißigjährigen Krieges reifte die ernsten und männ-

lichen Charaktere eines Opitz und Angelus Silesius, während sich anderseits selbst in dem poetischen Schwulst und Bombast eines Hofmannswaldau und Lohenstein der Trieb und die Sehnsucht einer zerrissenen Zeit abspiegeln, für die Dichtkunst wieder einen neuen idealen Boden zu gewinnen. Als späterhin Gottsched, der wunderliche Diktator der deutschen Literatur seiner Zeit, die schlesische Dichterschule verwarf, und mit seinen Leipziger Anhängern den bessern Geschmack von jenseits des Rheins herüber zu holen sich bestrebte, es aber nicht weiter brachte als zu einer reineren Form ohne eigentlichen Inhalt, da setzten ihm die Bewunderer Miltons, die Schweizer, den reicheren Stoff, den tieferen Gehalt entgegen, und ein erbitterter Kampf erhob sich, ob man die Franzosen oder die Engländer nachahmen solle, welcher damit endete, daß ein Genie aufstand, welches seinen eigenen Weg ging: Klopstock. Zum ersten Male nach langer Pause wieder eine rein deutsche Regung in den Oden und Bardieten! Aber neben diesem abstrakten Patriotismus des Teutonentums fand die Poesie in den Taten des großen Preußenkönigs und dieser in Kleist und Gleim seine Verherrlicher. Ein schmiegsamer Geist, gleich bereit „Hermann den Cherusker" wie die Lieder des „preußischen Grenadiers" zu bewundern, im übrigen seiner Natur nach mehr eklektisch als patriotisch, Wieland, ein Kenner der alten klassischen Literatur wie der romantischen Ritterzeit,

dabei die moderne französische Richtung in keiner Weise hintansetzend, wußte diese Hauptelemente der Bildung in sich zu vereinigen und in höchst anmutigen Schöpfungen geltend zu machen. Wenn ich noch den sittlich-religiösen Gellert und den zart-elegischen Hölty hervorhebe und Bürger, den derben und tüchtigen Vertreter der Volksanschauungsweisen und -empfindungen, so werden diejenigen, welche einigermaßen mit deutschen Literatur- und Lebenszuständen vertraut sind, nicht anstehen, meiner Behauptung beizupflichten, daß die so verschiedene Lyrik jener Männer beiläufig demjenigen entspreche, was damals — ich will nicht sagen in der deutschen Nation — doch in den mannigfaltigen Kreisen deutscher Gesellschaft als Trieb, als Keim, als Blüte gärte, sich gestaltete, der Frucht entgegenreifte. Denn was man auch dagegen einwenden mag: diese schöne Mannigfaltigkeit war bis dahin ein Vorzug der deutschen Literatur, den sie freilich auf Kosten der nationalen Einheit teuer genug erkaufen mußte. Die politische Bildung und Zentralisation nivelliert nicht nur die Bürger, sondern auch die Künstler, indem sie das Individuelle, im Leben wie im Stil, mehr und mehr verschwinden macht. —

Noch hatte die deutsche Lyrik ihren Höhepunkt nicht erreicht, als ihr durch Herders „Stimmen der Völker" und durch Lessings Kritik die Humanitätsidee als ihr eigentliches Bereich angewiesen ward, welche

in Goethe und Schiller ihren reinsten Ausdruck fand. Schiller war durch den sittlichen Charakter und den Idealismus seiner Poesie der Lieblingsdichter aller Deutschen geworden, die sich in dem Gefühle, etwas so Erhabenes zu besitzen und in Geist und Gemüt anzuerkennen, selbst besser und edler erschienen. Goethes realer Individualismus wurzelte dagegen im Sinne der Alten, in der Mutter Erde, das Menschliche zur höchsten Würde erhebend, das Göttliche als ein geheimnisvoll Unbekanntes aus bescheidener Entfernung demütig verehrend. Man kann sagen, daß Schiller und Goethe wie im Leben, so in der Kunst und ihrer Einwirkung auf das Publikum sich gegenseitig ergänzten; denn wie der ideale Dichter die Gemüter begeisterte und entflammte, so löste der reale seine Aufgabe, Geist und Natur in ihren Rechten zu bewahren, und was damals vor allem Not tat: die sogenannten Gebildeten zu bilden.

Je mehr wir uns in dieser kurzen Übersicht der neuern Zeit nähern, desto rascher wechseln die Gestalten, desto schneller sieht man die lyrischen Talente, die poetischen Weltanschauungen sich ausleben — die Zeit der Epigonen hat begonnen. Fest und unerschüttert, voll Mark und Charakter, ragt nur noch der ernste, echt deutsche und tief gemütvolle Uhland bis in unsere Tage herein; sein dichterischer Lorbeer ist noch frisch und grün und keine Partei wagt es, ihn dem greisenden Sänger von der Stirne zu reißen.

Welche inneren Erlebniſſe, welche geiſtigen Errungenſchaften hatte die deutſche Lyrik von den Minneſängern bis auf Goethe, von der melancholiſchen Scholaſtik bis zur heiteren Naturwiſſenſchaft auf ihren goldenen Saiten an- und nachgeklungen! Da geſchah es, zur Zeit des Völkerkampfes, daß endlich auch eine nationelle Tat der Geſänge ernſter Inhalt ward, allein des modernen deutſch-öſterreichiſchen Tyrtäus Theodor Körners „Schwert“ wie „Lyra“ ſind längſt — vergeſſen.

Deutſchland hatte den Frieden, aber die Poeſie keinen Stoff; das Ungenügen an der Zeit und ihren Zuſtänden warf ſich in Tieck und den Gebrüdern Schlegel auf Myſtik und Mittelalter zurück, ohne nach kurzer Reaktion eine mehr als vorübergehende Wirkung zu erzielen. Die Verzweiflung jagte den ſpröden Dichtergeiſt Platen nach Hellas und in den Orient, welchen ein nicht minder großer Meiſter der Form, Rückert, mit mehr Behagen ausbeutete; der Mangel an Leben zu Hauſe und Lord Byrons Beiſpiel rief in Deutſchland eine ganze Literatur von „Griechenliedern“ hervor. Aber inzwiſchen hatte ein keckes Genie die moderne Zerriſſenheit tief empfunden und ſie ſelbſt zum Vorwurf der Poeſie auserwählt. Heines „Reiſebilder“ und „Buch der Lieder“ elektriſierten die ganze Welt. Dies poetiſche Gebräu von Weltſchmerz, Selbſt-Perſiflage, echten Natur- und Herzenslauten, ſowie

von wahrem ariſtophaniſchen Witz war es, deſſen die Zeit bedurfte. Heine ganz allein iſt die „junge Poeſie“, das „junge Deutſchland“; die übrigen, die ſich ſo nannten, ſind im Grunde weniger Poeſie als Kritik; darum ſchrieben und ſchreiben ſie auch noch in Proſa. Eine ungeheure Aufregung, ein raſches Aufflackern neuer Ideen, ein gewaltiges Durcheinanderwogen disparater Anſichten und Richtungen, der Kampf der Parteien war in die Welt gekommen — auch das ruhige und beſonnene Öſterreich konnte ſich länger nicht enthalten, an dem geiſtigen Wettkampfe poetiſch teilzunehmen. In Zedlitz, Ebert, Dräxler-Manfred u. a. hatte die Lyrik in dieſem von der Natur geſegneten Lande längſt ihre würdigen Vertreter gefunden, auch hielt Grillparzer, durch und durch Dramatiker, bisweilen lyriſche Monologe — allein die moderne Poeſie und die neue Richtung machte ſich in Öſterreich erſt Bahn durch Nikolaus Lenau und Anaſtaſius Grün und manches junge friſche Talent hat ſeitdem zu der Fahne dieſer Männer geſchworen.

Aber dieſe moderne Poeſie, dieſe neue Richtung, ſind ſie nicht an und für ſich gefährlich, ſchädlich verwerflich? — Nichts iſt verwerflich, was Leben hat, und nur das Tote, das Geiſtloſe iſt gefährlich, weil es ertötet. Man hat der neueren Poeſie vorgeworfen, daß ſie „politiſch“ ſei — warum tadelt man die Minneſänger nicht wegen ihrer kirchlichen und Liebesmyſtik,

Hans Sachs wegen ſeiner derben Verſtandesnatürlichkeit, Herder wegen ſeiner Humanitätsrichtung, Schiller wegen ſeines Idealismus? Doch ja! Auch alle dieſe, wie jede Richtung, die einmal im Leben wurzelte, hat ihre Tadler gefunden — an den Lebenloſen, den Pedanten, die allem feind ſind was wirklich lebt, was eine Exiſtenz beſitzt und verteidigt. Wenn etwas abgetan, wenn es erſt eingeſchachtelt und eingeſargt iſt, wenn's nicht mehr lebt, dann iſt es klaſſiſch geworden und gibt zugleich Muſter und Grenze an, worüber man nicht hinaus ſoll. Vortreffliche Kunſttheorie, nach welcher unſere armen Lyriker noch immer nichts als Liebe, Mondſchein und Wein zu beſingen oder die Mäcene zu verherrlichen verdammt wären! Es iſt die Theorie der Feigheit, des Vertrocknens, des heranſchleichenden Alters, welches einen tiefen Widerwillen empfindet vor dem Aufbrechen der friſch hervorkeimenden Blüten und Knoſpen. Alles hat ſeine Zeit — das gilt für die Jungen wie für die Alten. Ein Junger, der wahrhaft lebendig iſt, lauſcht dem Pulſe der Zeit und gibt ihr, was ſie bedarf; ſo hat Goethe zu ſeiner Zeit getan und jeder wahre Dichter; — ein Alter, der weiſe iſt, ſucht ſich neben der Jugend lebendig zu erhalten, indem er ihr neues Tun begreifen lernt, ihr Gutes teilnehmend fördert, ihre Ungeduld zügelt, ihre Übertriebenheiten milde erträgt — ſo hat Sokrates zu ſeiner Zeit getan und jeder wahre Weiſe. Weſſen das

Herz voll ist, davon fließt der Mund über. Die neue Lyrik hat es nicht verschwiegen, was in so vielen Gemütern sich regt; sie hat das Gären der Zeit, ihr Lieben und Hassen, ihr Hoffen und Zagen freimütig ausgesprochen. Als Koryphäen dieser neuen Lyrik erscheinen unsere beiden österreichischen Dichter: der edle und tiefsinnige, im Leben so unglückliche Nikolaus Lenau, der aus innerstem Herzensbedürfnis das religiöse Moment in seine Dichtungen verwebte — und der elegisch-humoristische, immer lebensfrische Anastasius Grün, welcher als erster Anreger und Vertreter der politischen Richtung der modernen Poesie zu gelten pflegt. Eine originelle und innige Naturanschauung ist beider Vorzug; jedoch nimmt Lenau seine Bilder mit Vorliebe von der Nachtseite der Natur, während Anastasius Grün sich gerne dem hellen, sonnigen Tag und seinen freundlichen Erscheinungen zuwendet, wie man ihm denn auch die Fülle der Rosen, deren er sich zum poetischen Gebrauche bedient, sowie seinem düsteren Freunde Lenau die häufig wiederkehrenden Geier und anderes unheimliche Gevögel nicht selten zum Vorwurf machte. Ohne die Parallele zwischen den beiden Mitstrebenden weiter auszuführen, wollen wir uns jetzt ausschließlich mit demjenigen von ihnen beschäftigen, dessen Namen diese Skizze an der Stirne trägt.

Ein Dichter legt sein inneres Leben in seinen Werken nieder und ein deutscher Dichter erlebt nur wenig von außen.

Anton Alexander Maria Graf von Auersperg ist am 11. April 1806 zu Laibach geboren und erhielt seine erste Erziehung im elterlichen Hause, größtenteils auf dem Schlosse Thurn am Hart, wo ein Ex-Franziskaner sein Hofmeister war. Im Sommer des Jahres 1813 faßte der Vater unseres Dichters den raschen Entschluß, den Knaben zu seiner weiteren Fortbildung dem Theresianum in Wien anzuvertrauen. Was ihn dazu bewog, war der Vorschlag des damaligen französischen Generalgouverneurs von Illyrien, Marmont, den jungen Menschen in eine Erziehungsanstalt nach Paris mitzunehmen, und die patriotische Besorgnis, dieser Antrag, zwar auf gute Art abgelehnt, könnte sich in der Folge dennoch verwirklichen. Anton Alexander ward von den Pädagogen der Ritterakademie schon nach zwei Jahren für unverbesserlich erklärt — warum? weiß er selbst nicht zu sagen. Vielleicht, weil sich die Keime eines freien Menschen- und Dichtergeistes in ihm lebhafter zu rühren begannen, als es eine Erziehungsanstalt für Adelige damals billigen mochte oder durfte.

Nach zwei Jahren trat Anton Alexander aus dem Theresianum in die Ingenieursakademie über, aus welcher ihn das im Jahre 1818 erfolgte Ableben seines

Vaters wieder abrief, da die Obervormundschafts-behörde die Fortdauer militärischer Erziehung für ihn als einzigen Sohn nicht passend fand. Ein Privat-erziehungsinstitut, welches nun den werdenden Jüngling aufnahm, sagte ihm, bei dem düster-zelotischen Geiste, der darin herrschte, wenig zu; der Widerspruch zwischen dem äußeren Verhalten, zu welchem es gezwungen war, und dem Triebe, der sich von Innen regte, das Miß-verhältnis von Schein und Sein, woran wir alle leiden, verfehlte nicht, das junge Dichtergemüt mit Bitterkeit zu erfüllen, und gibt vielleicht zu mancher seiner spätern Dichtungen die Aufklärung. Indessen war er, was man in Österreich einen „guten Stu-denten" nennt, und trat leichteren Herzens aus der Anstalt aus, als er eingetreten war, und in die philo-sophischen Studien über. Diese und die Rechtsstudien, mit Ausnahme zweier Jahrgänge in Grätz, hörte er an der Wiener Universität. In die letzten Studienjahre fallen seine ersten poetischen Versuche, welche unter dem vollen Namen des Verfassers in Gräffers „Phi-lomele" und in der „Theaterzeitung" mitgeteilt wurden. Im Jahre 1830 erschienen die „Blätter der Liebe" von Anastasius Grün, ohne besondere Aufmerksamkeit zu erwecken, späterhin von dem Dichter selbst als un-fertig und unreif zum Teil verworfen. Höheren Anteil, wenn auch anfangs kein großes Publikum, fand „Der letzte Ritter". Dieser Romanzenkranz läßt bereits das

ganze Weſen Auerſpergs ahnen. Nicht bloß das nationale Element im allgemeinen, ſondern der reale hiſtoriſch-politiſche Boden iſt es, in welchem das Talent unſeres Dichters wurzelt, aus welchem es ſeine poetiſche Nahrung zieht. Frühzeitig von den lebensfriſchen und naiven Erzeugniſſen der altdeutſchen Dichtkunſt angezogen, ſelbſt an ihren Wunderlichkeiten, an ihrem Barocken und Abenteuerlichen Behagen findend, mit dem deutſchen Sagen- und Legendenkreiſe innig vertraut, hatten Studien und Lebensweiſe an dem Dichter dasjenige nur weiter ausgebildet, wozu Anlage und Charakter hinneigten. In der ganzen Anſchauungs- und Behandlungsweiſe, in dem Derbwirklichen, aus welchem ſich die Fäden der Poeſie ſpinnen, in der Macht des Gemütes, das ſie verwebt, in der mäßig beigemiſchten humoriſtiſchen, ja zum Teil ſatiriſchen Färbung, ſelbſt bis auf die Wahl des Metrums, das weniger kritiſch zurechtgelegt, als durch Naturtrieb herausgewachſen ſcheint, ſtellt ſich „Der letzte Ritter" gewiſſermaßen als eine moderne Fortbildung und Fortſetzung der Weiſe der Minneſänger dar. Dies iſt das Feld, auf welchem Anaſtaſius Grün den Dichterlorbeer zuerſt angeſtrebt, auf welchem er ihn im reichſten Maße erringen wird. Allein — habent sua fata libelli! Der erſte Anlauf war gemacht und zeigte von friſchem, kühnem Mut; nur läßt das Publikum nicht ſo leicht in ſich hinein Breſche ſchießen — dazu bedurfte es eines andern, kecken Angriffes.

Im Jahre 1831 verließ Auersperg seinen Aufenthalt in Wien, um die Verwaltung der ihm erblich zugefallenen Herrschaft Thurn am Hart zu übernehmen. Im Laufe desselben Jahres erschienen gewisse lyrische Blätter, unvorbereitet, namenlos, voll Wärme, vaterländischer Begeisterung, voll edlen Zornes gegen das Verkehrte, mit Maß satirische Pfeile schleudernd, deren keiner sein Ziel verfehlte. Die Wirkung, die Aufregung war groß; in den „Spaziergängen eines Wiener Poeten" war das goldene Dichterwort gefallen, welches der Lüge, der Heuchelei, der politischen Verknöcherung das Todesurteil sprach — die edlen, gedrückten Herzen flammten auf und beschlossen seine Vollziehung. Die Märztage vollführten die wirkliche Tat, die in den „Spaziergängen" poetisch begonnen war. Man erriet bald ihren Verfasser. Der Name Anastasius Grün lief von Mund zu Mund. Das Glück des Dichters war gemacht, aber ihm — die Menge ist tyrannisch! — zugleich der Weg vorgezeichnet, auf welchem man ihm für alle Zukunft begegnen wolle. Die Devise hieß nun einmal „politischer Dichter", und des Autors lang erwartete neuere Dichtungen, die nach vier Jahren (im Jahre 1835) unter dem Titel „Schutt" erschienen, galten nach Stoff und Darstellung für ein Zeichen, daß er die ihm übertragene Sendung angenommen und den mit dem „letzten Ritter" zuerst eingeschlagenen Weg gänzlich verlassen habe. Doch auch für diesen

zeigte ſich nun ein wärmerer Anteil; war es doch gleichfalls ein Werk des Lieblingsdichters!

Indeſſen lebte der gefeierte Dichter ſtill, friedlich und einſam auf ſeinem Erbſchloſſe, pflanzte, ſäte, adminiſtrierte und ſprach kraineriſch mit ſeinen Bauern, die weder wußten, daß ihr Grundherr ein Poet, noch was überhaupt ein Poet, am allerwenigſten, was ein politiſcher und Tendenz-Schriftſteller ſei. Um ein ſo einförmiges Leben aufzufriſchen und den Zuſammenhang mit den Freunden in Wien zu erhalten, wurden mehrmals im Jahre einige Wochen dort zugebracht, auch Reiſen unternommen durch Nord- und Süddeutſchland, durch ganz Italien, auch Frankreich, Belgien und England.

Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei! — Dieſe Wahrheit hatte ſich dem Siedler auf Thurn am Hart, dem Sänger der „Blätter der Liebe“ ſchon ſeit Jahren aufgedrängt. Eine Neigung war längſt in ihm erwacht, die er nach ſeiner Weiſe im innerſten Herzen barg und im Zweifel, ob ſie auch erwidert werde, weder ſeinen beſten Freunden noch — ihrem Gegenſtande verriet.

Doch — ſind's Roſen, ſo werden ſie blühen! Zuletzt kam denn auch der Moment, wo das Geheimnis hervorbrach und eine Heirat aus gegenſeitiger Neigung war des Rätſels Löſung. Am 11. Juli 1839 beglückte Maria Gräfin von Attems den Dichter mit ihrer Hand, deſſen Muſe ſchon früher für einige Zeit ver-

ſtummt war und nun in einem hartnäckigen Schweigen verharren zu wollen ſchien. Das konnte weder das Publikum begreifen, noch diejenigen, welche die Literatur „zu machen“ pflegen und die ſehr wohl wiſſen, wie notwendig es iſt, ſich immerfort aufs neue aufzutiſchen. Sie hatten vergeſſen, daß dem Dichter das glückliche Los zugefallen war, auf eigenem Grund und Boden, im Arm der Liebe, fern vom literariſchen Markte, frei und ungehindert ſich ſelbſt zu leben, der Natur, der heitern Tätigkeit und unter rauſchenden Bäumen und duftigen Blumen den Eingebungen ſeines Innern lauſchen zu dürfen, ohne ſie zur Oſtermeſſe auf Beſtellung gewaltſam heraufpumpen zu müſſen. Das hatten die Herren vergeſſen oder vielmehr: ſie hatten es nicht vergeſſen, noch auch waren ſie geneigt, dem Dichter ſeine beneidete Unabhängigkeit ſo ruhig hingehen zu laſſen. „Anaſtaſius Grün ſchweigt beinahe ſechs Jahre lang, er hat eine Gräfin geheiratet, er iſt zuletzt ſelbſt ein Graf, er tyranniſiert ſeine Bauern, er ſucht den Kammerherrnſchlüſſel — kein Zweifel, er iſt abtrünnig geworden!“ ſo hieß es in den deutſchen Klatſchblättern und Klatſchgedichten. — A. Grün mit dem Kammerherrnſchlüſſel wäre allerdings eine Anomalie; aber zum Glück hat er niemals daran gedacht, ſich dieſe harmloſe Zierde zu verſchaffen. Die ſelige Zenſur hat übrigens durchaus nicht geſtattet, den Dichter gegen dieſe Anſchuldigung zu verteidigen. Man

kann daraus ersehen, in welchen Kreisen die Verdächtigung seiner Person damals den willkommensten Anklang fand. Beiläufig in die Zeit jener Kammerherrn-Legende fiel die Herausgabe der „Nibelungen im Frack". Der gereizte Dichter hatte darin den literarischen Kläffern zugerufen:

Wem ihren Strahl die Freiheit einmal durchs Herz gegossen,
Abfällt der nie und nimmer, trotz sond'rer Kampfgenossen!
Wir tragen der Freiheit Banner, nicht ihre Liverei'n;
Der Knecht will Unterknechte — der Freiheit selbst kein Sklav' ich sein!

Das war genug, um sich aufs neue die Kammerdiener der Freiheit und der Literatur an den Hals zu hetzen. — Die „Nibelungen" machten übrigens im großen Publikum wenig Glück. Man vermißte darin die frühere Glut und Begeisterung, sowie die gewohnte politische Phrase; das Ganze bloß als Humor, als reine Satire auf die „Marotte" aufzufassen, wollte nicht genügen, die echt poetischen Partien, wie die Elfenszenen, wurden übersehen, selbst Sprache und Behandlung des Metrums für hart und manieriert erklärt.

So manches zugegeben, was hier getadelt worden, wird derjenige, der den poetischen Lebensgang unseres Dichters aufmerksamer begleitet hat, in den „Nibelungen" zunächst eine Wiederkehr auf die mit dem „letzten Ritter" verlassenen Pfade unschwer entdecken.

Dort wie hier ward der Poeſie eine reale Unterlage auserwählt; nur war dieſe bei den „Nibelungen“ vielleicht nicht ganz glücklich gewählt. Trat der gereifte Dichter minder harmlos und unbefangen, mit mehr Maß und Vorſicht, ernſter und ſatiriſcher auf, ſo konnte man an der ganzen Behandlung gewahren, daß er ſich des Zuwachſes ſeiner Kraft und ſeines reinen Wollens bewußt, aber auch über die kleine Verſtimmung ſeines Publikums durchaus nicht im Irrtum und dadurch zum Teil etwas unſicher geworden war. Und doch, wie leicht ließe ſich die Menge wieder umſtimmen! Allein der echte Dichter will vor allem ſich ſelbſt befriedigen — gelingt ihm das, ſo gibt ſich das Weitere von ſelbſt. In den „Nibelungen“ war es nicht völlig gelungen; ſie ſind ein Übergangswerk und als ſolches für den Autor wichtiger als für den Leſer. Jeder Schriftſteller, welcher ſeine Stoffe organiſch aus ſich heraus bildet, ſie nicht aus toten Atomen von außen zuſammenſetzt, bezeichnet mit einem neuen Werke eine neue Lebensphaſe; allein die Idee iſt häufig widerſpenſtig und will den Stoff nicht immer reich und warm durchdringen, und ſo geſchieht es denn bisweilen, daß der erſte Guß gerade da mißlingt, wo etwas recht Bedeutendes zutage gefördert werden ſollte. Selbſt der geſündeſte Organismus hat bisweilen partielle Krankheiten notwendig, um wieder ſein volles Wachstum zu gewinnen. Der Bildungsprozeß iſt ein ähnlicher wie der des

Lebens; sich bilden in Leben und Kunst heißt: auf die uranfänglichen Zustände seines Wesens zurückgelangen und dasjenige mit Bewußtsein und Freiheit gestalten, was zuerst als Trieb und Keim in der Seele lag.

Die neueste Zeit hatte unsern Dichter, wie so viele andere, aus seiner ländlichen, häuslichen und poetischen Ruhe gerissen. Einer Art Ahnung folgend, verließ er Graz im vorigen Frühjahr und traf am Morgen des 13. März 1848 in Wien ein. Zeuge des großen Befreiungsschauspiels, begleitete er den Verfasser dieser Skizze am 15. März in einem höchst kritischen Momente nach der Hofburg. Die Szenen, deren Teilnehmer und Mitwirkende sie dort waren, sollen dem künftigen Geschichtsschreiber der Wiener Revolution nicht verloren gehen.

A. Grün war es, welcher das Patent mit der Zusage der Konstitution bereits am 16. März dem gärenden Graz überbrachte, wohin es im ämtlichen Wege erst — vier Tage später gelangte.

Im April saß er in Frankfurt im Fünfzigerausschuß und teilte dessen Begeisterung und Erhebung, dessen süße Hoffnungen und — holden Irrtümer. — Bald darauf ins Frankfurter Volksparlament gewählt, stimmte er dort in einigen Hauptfragen mit dem linken Zentrum, kehrte aber bereits im August zu seinem stillen Landaufenthalte zurück. Professoren sind das Sitzen gewohnt — sei's auf dem Katheder oder in

einem Parlamente; poetiſche Naturen lieben ſich das Freie, das Luftige und bekommen zuletzt eine Scheu vor Kammerreden und Paragraphen, beſonders wenn dieſe zu keinem Ziele führen oder darüber hinaus ſchießen. Der mehr als zur Hälfte ſlawiſche Bezirk, welcher den Dichter gewählt, ſchien nicht beſonders erbaut von ſeiner entſchiedenen Deutſchheit. Da er ſeine Geſinnung nicht mehr für den wahren Ausdruck ſeiner Mandanten halten durfte, ſo erleichterte ihm dieſer Umſtand den Entſchluß ſeines Rücktritts zu einer Zeit, wo der „Reichsverweſer“ und die heraldiſche Beſtimmung der „Reichsflagge“ als Ergebniſſe dreimonatlicher Beratung an das Licht traten. Wir können es kaum bedauern, daß er den Moment abzuwarten verſäumte, in welchem der preußiſche Kaiſerembryo neugebadet dem Dahlmannſchen Tintenfaß entſtieg.

A. Grün blieb gewiß nicht gleichgiltig bei der politiſchen Neugeſtaltung ſeiner Nation — er fühlt ſich aber nicht der Mann der Tat, um den verworren begonnenen Neubau zu leiten und zu führen. Zudem — Handlanger ſind genug, aber der Meiſter fehlt. Wir hoffen übrigens, der Dichter ziehe ſich hauptſächlich darum zurück, weil er eben — ein Dichter iſt.

Vielleicht überraſcht er uns aus ſeiner Einſamkeit bald mit einem neuen Werke, das den Stempel der neuen Zeit an der Stirne trägt. Jede Zeit bedarf der

Geſänge. Thebens Mauern entſtanden durch die ermunternden Klänge einer Lyra; deſſen erinnere ſich unſer Freund und faſſe den Mut — er hat die Kraft — unſer moderner Amphion zu werden, welcher den ermattenden Werkleuten des neuen Staatsbaues Mut und Vertrauen einflöße mit den friſchen, frohen Tönen einer gottbeſeelten Leier.

Anmerkungen.

Unser Text schließt sich den Vorlagen an, mit treuer Bewahrung des Wortlautes, aber ohne Bedenken, die verlotterte Orthographie der Originaldrucke durch die übliche zu ersetzen, offenbare Druckfehler stillschweigend zu verbessern. Nur in wenigen Fällen, die sich selbst rechtfertigen, hat sich die Notwendigkeit ergeben, die Abweichungen vom Original hier anzuführen und zu begründen. Sonst beschränken sich die Anmerkungen auf den Nachweis der Quellen und auf sachliche Erläuterungen. Diese wollen ohne überflüssige Gelehrsamkeit dem modernen Leser diejenigen historischen und literarischen Kenntnisse vermitteln, die der Verfasser bei seinen Zeitgenossen unbedenklich voraussetzen konnte.

---

1. Denkwürdigkeiten der Österreichischen Zensur vom Zeitalter der Reformazionen bis auf die Gegenwart von Dr. Adolph Wiesner. Stuttgart, Verlag von Adolph Krabbe, 1847, S. 409 bis 422: Denkschrift über die gegenwärtigen Zustände der Zensur in Österreich. [Am Schluß:]

Folgen die Unterschriften:

Grillparzer. — A. v. Ettingshausen. — Bauernfeld. — A. Baumgartner. — Feuchtersleben. — Otto Prechtler. — K. L. v. Littrow. — A. Schrötter. — Johann Ladislaus Pyrker. — Freiherr v. Münch, Hofrat. — Dr. Moriz v. Stubenrauch. — Jenull, Hofrat. — Dr. L. Neumann. — Josef Bergmann, k. k. Rat. — Dr. Ferdinand Gobbi. — Dr. Franz Romeo Seligmann. — Julius Krone. — Professor Hye. — Kudler, Regierungsrat. — Max Löwenthal. — J. F. Castelli. — Ludwig August Frankl. — Johann Springer. — Josef Wertheimer. — Theodor Georg v. Karajan. — Anton Gf. v. Auersperg. —

Sommaruga junior. — Wilhelm Marsano. — Friedrich Fürst Schwarzenberg. — Dr. Ignaz Wildner, Edler v. Maithstein (um so mehr einverstanden, als in Ungarn bereits eine viel größere Druckfreiheit besteht, als hier angestrebt wird). — Dr. Adolf Schmidl. — J. F. Schlager. — Friedrich Kaiser. — Josef Rank. — Hermann Rollett. — Dr. v. Frank. — J. N. Vogl. — Franz Stelzhamer. — Dr. Johann Herz. — Josef Bar. Zedlitz. — Stephan Endlicher. — Hammer-Purgstall. — J. E. Löbisch. — Dr. Moritz Heyßler. — Adolf Wiesner. — Dr. Beer. — Dessáry. — E. M. Selinger. — Dr. Siegfried Becher. — Ph. Rothkögel, Professor. — Dr. Josef Neumann, k. k. Professor. — Josef Beskiba, k. k. Professor. — Dr. L. C. Schulz von Straßnitzki, k. k. Professor der Mathematik. — Dr. Fleischmann. — Pannasch, Oberstleutnant. — Franz Gräffer. — Josef Siegmund Ebersberg, fürstbischöflicher Rat, Redakteur des Wiener Zuschauers 2c. — M. G. Saphir. — Siegmund Kolisch. — Baron Lannoy. — Adalbert Stifter. — Franz Stöber, k. k. Professor der Akademie der bildenden Künste. — Gottfried Preyer, k. k. Vize-Hofkapellmeister, Direktor des Konservatoriums der Musik und Professor der Kompositionslehre. — Heinrich Proch, k. k. Hofoperntheater-Kapellmeister. — Dr. August Schmidt, Redakteur der allgemeinen Wiener Musikzeitung. — Carl Hugo (Dr. Bernstein). — Friedrich Witthauer. — Franz Fitzinger. — Ferdinand Graf von Colloredo-Mansfeld. — Franz v. Holbein. — Johann Gf. Barth v. Barthenheim. — Friedrich Ritter v. Bartsch, Kustos der k. k. Hofbibliothek. — Ludwig Selliers von Moranville, Amanuensis der k. k. Hofbibliothek. — Albrecht Krafft, k. k. Skriptor. — Josef Dessauer. — Gustav Barth. — Karl Hock. — Dr. Johann Mikolasch. — Dr. Schuh, Professor der Chirurgie. — Dr. E. Melly. — Dr. Rokitansky, k. k. Professor. — Dr. Skoda. — Carl Freiherr von Pratobevera zu Wiesborn, jubilierter Vize-Präsident des k. k. niederösterreichischen Appellationsgerichtes. — Adolf Freiherr von Pratobevera, Appellationsrat. — Dr. Theobald Rizy, Hof- und Gerichtsadvokat. — Josef Fischhof, Professor am Konservatorium der Musik. — Karl Ad. Kaltenbrunner. — Josef Kriehuber. — Ludwig Mielichhofer. — Direktor von Schreibers. — Vinzenz Kollar. — Dr. Eduard Fenzl. —

Paul Partsch. — Düsing. — Leopold Fitzinger. — Josef Jak. Heckel. — Franz X. Fritsch. — Dr. Löhner.

Schon in Bauernfelds anonym erschienenen „Pia desideria eines österreichischen Schriftstellers" (1842) sind die Gedanken der „Denkschrift" weitläufiger und in polemischerem Tone ausgesprochen. Am 20. Februar 1845 fand bei Hammer-Purgstall eine Schriftstellerversammlung statt, in der Bauernfeld seinen Entwurf einer Petition vorlas. Zur endgiltigen Redaktion wurde ein Komitee eingesetzt: Endlicher, Jenull, Stubenrauch, Hye, Bauernfeld. In einer zweiten Zusammenkunft am 11. März las Bauernfeld die Denkschrift vor. Nach Unterzeichnung der Petition wurde sie von Bauernfeld dem Minister Grafen Kolowrat und auf dessen Rat von einem engeren Komitee (Jenull, Endlicher, Bauernfeld) den Erzherzogen Ludwig und Franz Karl überreicht. Fürst Metternich war der einzige, der die Abordnung nicht empfing; „er wisse nicht, was in Österreich ein Komitee bedeuten solle". Der Erfolg der Petition war ein sehr geringer. — Vgl. Allgem. Ztg. 1845, Nr. 90, 94, 102, 114, 115, 121, 150; Bauernfeld, Aus Alt- und Neu-Wien (= Gesammelte Schriften, 12. Bd., Wien 1873) S. 214 ff.; Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft V, 107, 202, 209; Presse 1862, Nr. 135 (Ludwig August Frankl); Jahrbuch XIV, 224 (Glossy); daselbst auch die Petition der Buchhändler vom 12. August 1845. Die Petition der Redaktionen: Allgem. Ztg. 1845, Nr. 136. — Zu dem Kampf der österreichischen Schriftsteller gegen die Zensur vgl. Grillparzer, Werke[5] XIV, 118 ff., XX, 192 f.

2, [24] J. L. E. Graf v. Barth-Barthenheim, System der österreichischen administrativen Polizei. Wien 1829. I, 91 ff. passim. [25] Chrysostomus Fauller, Gesetze, Verordnungen und Vorschriften für die Polizei-Verwaltung im Kaiserthume Österreich. Wien 1827. I, 186 ff. [26] Johann Kanka, Handbuch der österreichischen Gesetze über schwere Polizeiübertretungen. Prag 1823. I, 183—189. — Jetzt liest man diese Zensurvorschrift am bequemsten in Wiesners Denkwürdigkeiten, S. 213—219.

8, 20 Die Zensoren verwendeten bei Beurteilung der Manuskripte folgende Ausdrücke: admittitur = zuzulassen; admittitur omissis omittendis (correctis corrigendis) = zuzulassen nach Weglassung (Änderung) des Gestrichenen (Geänderten); non admittitur = nicht zuzulassen; typum non meretur = nicht zuzulassen wegen seichten oder sinnlosen Inhalts. Die Revisionsämter bedienten sich außerdem noch des Ausdruckes toleratur = der Druck wird bewilligt, Journalanzeigen und offener Verkauf verboten. (Vgl. Wiesner, S. 315 f.)

2. Schreiben eines Privilegirten aus Österreich. Zur Beleuchtung der merkwürdigen Broschüre: Ueber Denk-, Rede-, Schrift- und Preßfreiheit. Wien 1847. Leipzig, Verlag von Friedr. Wilh. Grunow, 1847. 12°, 37 S. — 2. Auflage 1847.

Gegen die „Denkschrift" der Schriftsteller wendete sich eine Broschüre des Direktors des geheimen Hausarchivs Clemens Hügel (1792—1849, Bruder des berühmten Reisenden und Gartenfreundes Karl Alexander), die — im Juli 1845 geschrieben — erst Ende 1847 erschien. Sie machte nicht geringes Aufsehen (vgl. Grenzboten 1847, IV, 175, 222, 490; Grillparzer, Werke II, 131 und besonders XIV, 123) und reizte Bauernfeld dazu, „brühwarm" dagegen zu schreiben. Er bestimmte diese Erwiderung zunächst offenbar für die „Grenzboten", sie wurde aber schließlich in der Offizin dieses Blattes selbständig gedruckt. Die Broschüre, die Grillparzer dem Publizisten Franz Schuselka zuschreiben wollte (Jahrbuch V, 137, 215), machte Aufsehen (Grenzboten 1847, IV, 490) und erlebte in kurzem zwei Auflagen. Hügel zog seine Broschüre — offenbar über höhere Weisung — aus dem Handel. — Vgl. Aus Alt- und Neu-Wien S. 217 f. Grillparzer, Werke XX, 193 f.

Zum besseren Verständnis der Bauernfeldschen Gegenschrift folge hier ein Neudruck der überaus seltenen Broschüre Hügels:

Ueber Denk-, Rede-, Schrift- und Preßfreiheit. Wien 1847. Bei P. Rohrmann, k. k. Hofbuchhändler. 8°, 22 S. Was wächst, macht keinen Lärm.

Einige Betrachtungen über die Denk-, Rede-, Schrift- und Preßfreiheit, nebst einigen Andeutungen über die Stellung derjenigen, die solche zu verlangen, und derjenigen, die solche zu gewähren geneigt sind.

„Liebe Gott über alles, und deinen Nächsten wie dich selbst" — war das friedliche und deshalb unerhörte, den einen Narrheit, den anderen Ärgernis scheinende Feldgeschrei, unter welchem vor 18 Jahrhunderten die Weltverbesserung und Menschenbefreiung begonnen wurde. — Diejenigen, welche solches zuerst mit wahrer Hingebung und innigem Verständnis zur Welteroberung geführt hat, welche zuerst die von der ganzen damaligen Welt verspottete neue Kriegsmanier und Taktik annahmen: „Liebt die, die euch hassen, und tut denen wohl, die euch verfolgen" — waren schlichte Männer des Volkes, die Schüler dessen, der kein Eigen, keine gelehrte Bildung, keine Würde, ja keinen Platz hatte, um sein Haupt hinzulegen, der nichts besaß als den Leib und das Wort, das Gemeinerbe aller, die vom Weibe geboren, — den Ersten, um ihn für die Feinde im Martertode zu opfern, das Letzte, um durch dasselbe für seine Freunde den Sieg über das Übel und die Lüge zu erstreiten. Er sagte: „Ich bin nicht gekommen, um das Gesetz aufzuheben, sondern um es zu erfüllen" — und „wer den Meisten dient, wird der Erste sein". — Das war seine Disziplin und Heeresordnung, und er allein hat die große, die heilbringende Revolution, die vollkommene Umwälzung der alten Ordnung der Dinge hervorgebracht, in der nur das Blut der Seinigen floß, aller derer, die sich beladen fühlten, und durch welche alles, was die Philosophie je träumte und wünschte, erfüllt wurde: Aufhebung der Sklaverei, Fürsorge für die Armen und Schwachen, Erhebung des Weibes und Freiheit des menschlichen Geistes.

Das Recht hat die alte Welt weder gesucht noch gekannt, sondern das Vorrecht, und in ihm hat die Kraft des Körpers und des Geistes in Ungerechtigkeit das Regiment in Familie, Stamm, Nation, Staat und Religion geführt. Aus der Gleichstellung von Mann und Weib in der Ehe, aus der Gleichstellung von Reich und Arm an Geist und Vermögen in der

Kirche, aus dem Christentume ist die Christenheit hervorgegangen, und die Zivilisation der neuen Welt, mit der wir uns so breit machen, ist die herrenlose Verlassenschaft, die unter den Händen der neuen Barbaren und Heiden unbenützt und unverstanden zugrunde geht.

Das Vorrecht, welches sonst der Mann der Waffen besaß, spricht jetzt der Mann der Rede und der Schrift an, und mit schnöderem Hohne, als sonst der Krieggerüstete und Streitfertige das schwächere Gesindel nach Gelüste ausbeutete und mißbrauchte, will jetzt der Wortgerüstete, Schreibfertige mittelst der Presse seine Herrschaft dem Lesevolk fühlbar machen, denn statt der Leibeigenschaft soll sie die Geisteigenschaft einführen, und alles soll lesen, aber beileibe nicht durch das Christentum frei denken lernen, damit alles zur täglichen Robot gehalten werden könne.

In ganz Europa geht das Verlangen nach Preßfreiheit wie eine ansteckende Krankheit herum. Groß und Klein, Jung und Alt, Arm und Reich schreit nach der Preßfreiheit; wer ist aber dabei interessiert, wenn es nicht der neue Privilegierte ist — der Literat, der von der Presse leben, durch die Presse zu allem gelangen will, — aber ohne Hindernis und Gefahr, was Preßfreiheit heißt. — Seine Meinungen und Ansichten durch die Presse veröffentlichen, soll ein angebornes Recht eines jeden sein, und da nur eine geringe Minderzahl bei diesem Privilegium interessiert sein kann, so hat man mit einem beispiellosen Erfolg die allerverschiedensten Freiheiten, die in der folgenden Stufenfolge wirklich alle interessieren: die Denk-, Rede-, Schrift- und Preßfreiheit allein durch die letztere repräsentieren lassen wollen, und agitiert mit großer Schlauheit durch die Massen für das, was für die Massen nie eine Freiheit oder Gewinn, sondern nur Last und Knechtschaft sein kann.

Mit der Gedankenfreiheit hat keine menschliche und weltliche Autorität etwas zu schaffen. Nur der geäußerte Gedanke gehört dieser Welt und steht vor ihrem Gericht, das Wort bezeichnet sie höchstens als Torheit, und die juridische Zurechnung bedarf der Tat, die sie als Tatbestand, als Corpus delicti fordert. Der nichtgeäußerte Gedanke gehört der höheren, der unsichtbaren Welt und Weltordnung an, die ein Unsichtbarer, Allwissender,

Persönlicher regiert, dessen Gerechtigkeit sein „schuldig" nicht über den Tatbestand, sondern die Ihm allein bekannte Intention ausspricht, und der im Verbrechen nur die Sünde, aber auch die Sünde ohne Verbrechen sieht. Für die Welt und die Menschen ist der Gedanke des Nebenmenschen Geheimnis, also zollfrei, unentdeckbare Contrebande wird nicht bestraft. Für Gott ist der Gedanke Tatsache, also Schuld, und die allergrößte Schuld, weil sie sich allein zwischen Gott und den Menschen stellt, in der vollen Sonnenhelle seiner Allwissenheit und des Menschengewissens begangen wird, denn wenn der Mensch allein ist, so stehen der persönliche Mensch — das Kind Gottes, das Christus wieder erweckt und durch die Taufe benannt hat, und der persönliche Gott Vater und Schöpfer, den Christus dem Menschen wieder gebracht und durch seinen Tod versöhnt hat, Angesicht zu Angesicht einander gegenüber, wie in der Urzeit, wo kein Gesetz war, als der Wille Gottes, der Frieden der Welt.

Den Leuten weis machen, man befehde ihre, d. h. eines jeden Gedankenfreiheit, wenn man, recht großmütig gerechnet dem Zehnten aus ihnen für ihre [so!] Reden, dem Hundertsten aus ihnen für sein Geschriebenes, dem Tausendsten aus ihnen für sein Gedrucktes gewisse Schranken im Interesse des Dauernden oder des Vorübergehenden, der Schicklichkeit oder der Notwendigkeit vorzeichnet oder ihn gewissen Förmlichkeiten, oder als anerkannte rührige Minoritäten einer nötigen Aufsicht unterwirft, heißt doch wahrlich unverschämt auf den Stumpfsinn und die Hammelnatur des großen Haufens rechnen und sündigen.

Von dem Menschen Gedankenfreiheit fordern, dazu gehört, daß man entweder nie gelernt oder vergessen hat, was der Mensch und was sein Gedanke sei, daß man das Bewußtsein unseres höchsten Adels, unserer wahren Freiheit in trostloser Befangenheit eingebüßt hat und leider wird die Jugend so belehrt, das Volk so gebildet, daß sie, wie von Gedankenfreiheit die Rede ist, das Haupt nicht mutig emporheben und den Blick zu Gott hinaufrichten, sondern entweder in der Menge freche Blicke gegen die Autoritäten dieser Welt wenden oder vereinzelt scheue nach allen Richtungen wegen der Polizei spähen lassen.

Es steht geschrieben: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei" — die erste, unerlässigste Gesellschaft für den Menschen ist aber, daß über seiner Persönlichkeit jene Gottes stehe und ihm zu Hilfe komme. Mit seinen Gedanken allein stehend, zweifelt und verzweifelt der Mensch — erst wenn ihm sein Gewissen den Allwissenden zeigt, findet er die Regel, deren er bedarf, den Halt, der ihm fehlt. Der Nebenmensch kann uns nur nach unseren Worten richten, helfen, beistehen, als klug oder als Narren erkennen; die Scheu, jeden Gedanken, jede Meinung, jede momentane Ansicht laut zu verkünden, ist die Schranke, die dem Auge der Welt die Torheit oder Narrheit des einzelnen verhüllt. Die Scheu, jedem Gedanken, jeder Meinung, jeder momentanen Ansicht nachzugeben und Entwickelung zu gönnen, weil wir nicht allein sind, wenn wir denken, weil ein Allwissender in unserem Gewissen lebt, ist die Abwehr gegen die Sünde, die ja vor Gott Torheit ist, wie sie es für die Ewigkeit bleibt.

Zollfrei sind die Gedanken, aber nicht gottesfrei. Gedankenfreiheit von der weltlichen Autorität fordern, ist eine insultierende Dummheit, Gedankenfreiheit von Gott fordern, aber eine Blasphemie. — So wird aber leider die Sache nicht verstanden, wenn man im vornehmen Dünkel sich von den ersten Bedingnissen des menschlichen Daseins nicht mehr Rechenschaft zu geben vermag. Der Mensch kann nicht ganz gottlos werden, ebensowenig, als ganz gewissenlos; es gibt aber eine gewisse Liederlichkeit, in deren Folge man weder Gott noch sein Gewissen zur rechten Zeit zu finden und zu brauchen weiß, und wo dann beide, wenn es nicht mehr Zeit ist, in unserer Hilflosigkeit und Erbärmlichkeit plötzlich in voller Macht erscheinen und mit uns zu Gericht gehen.

Die Gedankenfreiheit scheint uns nach dem Vorstehenden allein auf dem Felde der Verhältnisse des Individuums zu stehen, und jede kollektive, öffentliche Besprechung der Beziehungen zwischen der Persönlichkeit des Menschen und Gottes das fruchtloseste Beginnen, in welches sich der menschliche Geist oder die Gesellschaft nur immer verirren könnte. — Daß jede weltliche Autorität sich aber in allen Fragen der Gedankenfreiheit als inkompetent erklären müsse und jede solche Frage abzuweisen

iſt, ſcheint evident zu ſein. Da, wo kein Kläger auftreten, kein Corpus delicti vorliegen, kein Tribunal erkennen kann, iſt ein Verfahren oder Urteil der menſchlichen Juſtiz unmöglich.

Wir kommen jetzt zu der zweiten Frage, zur Redefreiheit. — Wie der gedachte Gedanke nur vor dem Allwiſſenden zu Gericht gebracht werden kann, ſo ſteht der geſprochene Gedanke, das Wort, die Rede, vor dem Urteil deſſen, an welchen es gerichtet wird, oder deſſen, der es vernimmt. Der Gedanke läßt keine Spur zurück, außer in dem Gewiſſen deſſen, der ihn hegte; für die Welt bleibt er ſo wenig vorhanden, als er ihr bewußt werden konnte. Das Wort hingegen kann im Gedächtnis deſſen oder derer fortleben, die es vernommen haben, und ſie können Zeugnis davon geben, der Teſtimonialbeweis des geſprochenen Wortes iſt möglich. Iſt der Sprechende, während er ſpricht, jenen, zu denen er ſpricht oder von denen er gehört wird, Rechenſchaft von dem, was er ſagt, behauptet, unterſtellt, ſchuldig, muß er für ſein Wort und [ſo!] Rede ſtehen, und zwingt ihn dieſer Umſtand zu gewiſſen Rückſichten, einer Selbſtzenſur, ſo läßt dennoch das geſprochene Wort kein Corpus delicti zurück. Verba volant. — Vom Zweigeſpräch hat man niemals unangenehme rechtliche Folgen zu fürchten, es kann nur geſellſchaftliche haben, denn gegen den affirmierenden Zeugen, der gehört haben will, erhebt ſich im Fall der Not die negierende Äußerung deſſen, der geſprochen haben ſoll, und dann eröffnet ſich das Feld der Auslegungen und Berichtigungen, die alles verwirren und vereiteln. Wird aber zu mehreren, wird an einem öffentlichen Orte geſprochen, ſo geſtaltet ſich in Hinſicht des Beweiſes, in Hinſicht auf die Kulpabilität nach allen rechtlichen Beſtimmungen die Sache ganz anders. Niemanden [ſo!] iſt noch beigefallen, für ſich ſelbſt im Zwiegeſpräch vollkommene Redefreiheit zu verlangen, die perſönlichen Rückſichten ſpielen hier eine große, nützliche Rolle, und ſelbſt die leidenſchaftlichſten Leute gewinnen, wenn ſie nicht eine geteilte, verbreitete oder allgemeine Leidenſchaftlichkeit trägt und fortreißt, bald eine ſchützende Mäßigung in Form der Rede und den Ausdrücken. Da im allgemeinen dieſes der Fall iſt und zudem die Gabe der Rede in dem Maße, als die Zahl der Zuhörer und die Bedeutung des Ortes, wo geſprochen wird, zunimmt, abnimmt,

ſo iſt die Redefreiheit nie ſo ſehr in Anſpruch genommen worden, und iſt auch nach den Momenten großer Aufregung bald in ein geregeltes Bette zurückgekehrt, weil ſie die Selbſtzenſur der Redenden und der Zuhörer gewiſſermaßen bedingt.

Schließlich ſind alle Vergehen, die durch die Redefreiheit ſtattfinden, aus den vorſtehenden Gründen zu denjenigen zu rechnen, wo der Schuldige eigentlich nur in flagranti zur Rechenſchaft gezogen und beſtraft werden kann, und in dem Maße, als die Stellung des Redenden eine höhere oder ausgezeichnete iſt, nimmt in der Regel ſeine Behutſamkeit zu, ſich durch Mäßigung oder Formgerechtigkeit vor jeder möglichen Ahndung ſicherzuſtellen.

Sowie der menſchliche Gedanke ſich nicht im Worte flüchtig und verflüchtigend äußert, ſondern in der Schrift verkörpert wird und Beſtand erhält, liefert dieſe das Corpus delicti, — litera scripta manet, falls der Gedanke ein Verſchulden enthielte, und die eigene Schrift weiſt auf den Schuldigen, wenn nicht nachzuweiſen iſt, daß der Gedanke ein fremder, die Hand ein nicht mitſchuldiges Inſtrument war. Bei der Schrift als Corpus delicti tritt ein ſehr verſchiedenartiger und gefährlicher Anlaß zur Auslegung des Geſchriebenen ein und Richelieu ſagte, daß jeder, von dem man vier Zeilen eigenhändiger Schrift habhaft werden könnte, für ihn galgenreif ſei, wenn er darauf ausginge, ſich ſeiner zu entledigen. In Hinſicht auf das Geſchriebene iſt deshalb auch zu allen Zeiten der politiſchen Bewegung eine große Behutſamkeit und ſtrenge Selbſtzenſur eingetreten, und die unbedingte Schreibfreiheit hat zu keiner Zeit, zumal aber in bewegten Zeiten, wenig oder gar keine öffentlichen Poſtulanten und Agitanten gefunden. Mit dem Geſchriebenen vorſichtig umgehen und es weder dem nächſten Beſten noch dem Markt anzuvertrauen, gehört zu der allergemeinſten [ſo!], weitverbreitetſten Klugheit der Mehrzahl und jedes fremde Vervielfältigen des Geſchriebenen erſcheint allgemein als Mitſchuld.

Wird aber der Gedanke ſtatt durch die Rede oder Schrift außer dem Augenblicke durch den Druck feſtgehalten und vervielfältigt, erlangt er dadurch eine weder durch Rede noch

Schrift mögliche Verbreitung und gesteigerte Wirkung an vielen Orten, eine Art Ubiquität, so treten ganz neue Verhältnisse und Rücksichten ein. Vor allem liegt nicht ein einzelnes, sondern seiner Natur nach von vielen anderen zeugendes Corpus delicti vor und eine offenkundige Komplizität desjenigen, der die Presse hergab, die ihrer Natur und der europäischen Gesetzgebung nach ein mit Öffentlichkeit getriebenes Gewerbe sein muß, das jedem seiner Erzeugnisse seinen Entstehungsort aufdrücken muß und das nach eben jener Gesetzgebung nie anders als mit eigener Bewilligung nach vorhergegebenen Garantien unter sächlicher Haftung ihres nötigen Apparats gleichsam als Faustpfand oder Kaution nur an solchen Orten betrieben werden darf, wo polizeiliche Aufsicht und richterliche Autorität schützend, regelnd und strafend bei der Hand und gegenwärtig ist. Hieher gehört das Verbot der Privat- und Winkelpressen, der Name des Verlegers und Druckers auf jedem Gedruckten und Buche, die besondere Befugnis, die jedem Drucker und Buchhändler verliehen werden muß, das Vogelfreierklären alles Gedruckten ohne Angabe des Druckortes.

In der neueren Zeit ist zu der Buchdruckerei zur Vervielfältigung und Verbreitung der menschlichen Gedanken noch das Zeitungswesen gekommen, jenes stets bereite, tagtäglich zu Gebot stehende Instrument, den in Rede, Schrift und Buch in einem engen, aber sich stets und stufenmäßig erweiternden Kreis gebannten menschlichen Gedanken in die Welt hinauszuschleudern und ihm durch die vorrechtliche Verbreitung, durch die Post eine Schnelligkeit der Bewegung und eine Ubiquität, eine wesentliche und ans Fabelhafte grenzende Veränderung und Entwicklung zu verleihen. Durch den Druck geht aber mit dem ausgesprochenen und geschriebenen Gedanken noch eine andere wesentliche Veränderung vor; erstens wird er von dem, der ihm die Existenz als Buch gibt, adoptiert und auf seine Rechnung und Verantwortlichkeit in die Welt gesetzt; zweitens wird er als Buch das Eigentum dessen, der es kauft, der mit dessen Kauf das jus utendi und abutendi erlangt hat und solches, die Erfahrung lehrt es, im weitesten Sinne geltend macht; drittens werden die Gedanken des Schreibenden durch den Druck für denjenigen, der drucken ließ, eine Ware und als solche, nach dem gesunden

Menschenverstand, der auf Erfahrungsregeln begründeten Gesetzgebung über den Verkehr unterworfen.

Mit den hochtrabenden lügenhaften Worten: ein Buch ist ein Geistesprodukt, eine Zeitung ist ein Organ des öffentlichen Geistes, hat man die Welt lange genug schon geäfft und am Narrenseile herumgezogen und gegängelt, indem man von der großen, öffentlichen Stimme der gar nicht Beteiligten oder vielmehr von den Zins- und Steuerpflichtigen der Presse Vorrechte, Privilegien für die neuen Bevorrechteten, die Literaten und Buchhändler, als ein Gemeinrecht ansprechen und fordern ließ. — Das Recht, seine Ansichten, Meinungen, Urteile durch die Presse zu veröffentlichen, kann nicht als ein faktisches Gemeinrecht, sondern nur als Privilegium angesehen werden. Diese Veröffentlichung zum Gewerbe machen, ohne irgend besondere Garantien zu geben und Verpflichtungen zu übernehmen, wäre ein neues Privilegium und Vorrecht; einen Apparat zu haben, der tagtäglich Ansichten, Meinungen, Urteile, Mißstimmungen, Verleumdungen Einzelner mit der Myriadenstimme und in der Myriadenbildung der Zeitung in die Welt schleudert und dem Einzelnen damit imponiert, wie man ihn damit betäubt und verwirrt, ohne von den größten Garantien, den bindendsten Regeln im gesellschaftlichen Geleise gehalten zu werden — wäre das schreiendste, das ungeheuerste Privilegium, was je erteilt worden wäre, was je auf dem Einzelnen und der Gesellschaft gelastet hätte, es wäre zudem die schreiendste Ungerechtigkeit gegen die Gesellschaft und gegen alle Gewerbe und allen Handel, die in ihrer natürlichen Entwicklung den mannigfaltigsten Einschränkungen im gemeinen bürgerlichen Interesse, dem ausgedehntesten Garantiengeben und Reglementsertragen insgesamt haben unterworfen werden müssen, und das zwar immer in dem richtigen und genauen Verhältnis der Bedeutung ihrer selbst und ihrer Produkte und der Gefährlichkeit in der Produktion und der Anwendung und Behandlung der Erzeugnisse. Will man dem gemeinen Recht die nützlichste Ausdehnung geben, will man die alten Privilegien beschränken, die nicht mehr zeitgemäßen wegräumen, so muß man, um konsequent zu sein, keine neuen, für die Zeit besonders drückenden und gefährlichen zugestehen und verleihen.

Reden wir deutsch und bündig: — Das materielle Buch ist in der Welt, wie sie jetzt ist und wie sich die Literatur ausspricht, kein Geistesprodukt mehr, welches einer besonderen Pflege bedürfte, es ist eine Ware; der Buchhändler ist kein Diener und Beförderer ernsten Wissens, er ist ein Kaufmann; der Buchdrucker ist nicht mehr ein untergeordneter Mitarbeiter am Aufbau der reinsten Wissenschaft, er ist ein Industrieller; die Zeitung ist nicht ein reines Organ der öffentlichen Stimme, sie ist eine Börse, auf der neben einer Minderzahl wirklicher Geschäfte eine Unzahl von Schwindelgeschäften und Betrügereien getrieben wird und wo alle schlechten Leidenschaften mit allen falschen Gerüchten in Bewegung gesetzt, die Dummheit, Faulheit, Feigheit und die Habsucht der Menge ausbeuten, nachdem sie solche nach Möglichkeit gesteigert haben; die Literaten endlich, haben sie doch das Wort für sich selbst gefunden und in Gang und Geltung gebracht, sind keine Gelehrten, keine Männer der Wissenschaft und der Überzeugung, sie sind Schriftindustrielle, in der Mehrzahl die geistigen Sklaven der Verleger und Zeitungseigentümer, die sie brauchen und ausbeuten, um ihr Publikum in Atem und gutem Humor zu erhalten und wieder auszubeuten — in der kleinen Minderzahl große Herren von der Feder, die die Welt zu leiten meinen, weil sie die schwachen Gemüter irre zu führen und den schwachen Regierungen zu imponieren verstehen.

Betrachtet man den ganzen Spuk mit unbefangenem Auge, läßt man in die künstlich bereiteten Nebelbilder und Schemen einen Sonnenstrahl richtiger religiöser oder staatlicher Erkenntnis fallen, so wird die ganze Macht der Presse als das erscheinen, was sie ist, als ein Popanz, der sich in dem erschlichenen Waffengerät und Panzer des Privilegiums, den man ihm gewährt hat, unerreichbar und unverwundbar dünkt, der aber von dem kleinen Geschütz der demokratischen Feuerwaffe des gemeinen Rechts bald in den Staub gelegt werden wird.

Ein Wort noch über die Zensur, — sie ist bald so alt als die Presse, sie war anfangs ebensowohl anempfehlende Gutheißung der Sachverständigen, als Erlaubnis zum Druck; als sie ganz allein ohne Unterschied der Werke rein polizeilich wurde,

hat sie im Sinne des achtzehnten Jahrhunderts, in der Scheu vor der lebendigen Kraft des Christentums, dessen Einfluß auf die Wissenschaften vielfach gehemmt, und war entweder zu blödsinnig, oder von dem Geschrei nach Aufklärung und Bildung zu sehr eingeschüchtert, um den gelehrten, systematischen, verdeckten Angriff der antisozialen und gottlosen Wissenschaft und Literatur zu erkennen und ihm entgegenzutreten, sie wollte immer in den Wegen des juste milieu zwischen den Gegensätzen wandeln, und während sie die natürlichen Konsequenzen der erhaltenden Lehre als Extreme bekämpfte, gab sie den natürlichen Konsequenzen der zerstörenden Lehre unwillkürlich und unbewußt die Mahnung, ihr Spiel nicht zu früh und offen an den Tag zu legen, ehe solche dasselbe mit einem Schlage zu gewinnen und zu demaskieren in der Verfassung wäre.

Die Zensur ist aber dem Staate notwendig wie die Polizei, nicht als eine richterliche, sondern als die diskretionäre Gewalt des Hausvaters; das Notwendigste bei jeder diskretionären Gewalt ist aber die diskrete, d. h. mäßige, einsichtsvolle, die Tatsachen und nicht die Gerüchte und Verdächtigungen berücksichtigende Anwendung derselben.

Welches aber die Entscheidungen der Zensur seien, so handelt es sich darum, daß solche nicht illusorisch seien, daß ihre Unwirksamkeit nicht die antisoziale Partei ermutige und daß die Vergeblichkeit der Amtshandlung eines Zweiges der Regierung nicht die der übrigen in Mißkredit bringe und das Volk an Mißachtung gewöhne. Es handelt sich nicht darum, alle schlechten oder verbotenen Bücher auszuschließen, sondern daß das Verbotene nicht das Anempfohlene, allgemein Verbreitete und Gelesene werde. Dieses ist nicht auf dem bisher eingeschlagenen Weg zu erreichen, der gerade zu diesem Resultat geführt hat. Der Hang nach dem Verbotenen ist einmal dem Menschen eigen, und nicht vom geistigen oder politischen Verbot, sondern allein von den materiellen Schwierigkeiten wird er im Zaum gehalten.

Solange man die Autoren, Literaten, Verleger 2c. im Auge behalten, sie bekriegen wird, ist kein Erfolg zu hoffen, der Streit bekömmt einen noblen Anstrich, die sogenannten Gebildeten, das Lesepublikum wird verfolgte Intelligenzen und Neben-

menschen sehen und Sympathien für sie haben, weil sie mit der Märtyrerkrone bei vielen Banketten erscheinen. An die Ware muß man sich halten, diese unter das allgemeine Zollgesetz stellen, der Buchhandel muß wie jeder andere nicht einer privilegierten, exzeptionellen, sondern der gemeinen Behandlung unterworfen, den regelmäßigen Gang dieses [so!] letzteren annehmen. Genaue Konsignationen, genaues Gewicht der Kolli, unter den gewöhnlichen Pönalbestimmungen, fest vorgezeichnete Instradierung, besondere Beaufsichtigung des Transitogutes wegen des Rücktrittes in die Monarchie, Anwendung der Bestimmungen über die aus dem Handel gesetzten oder ganz verbotenen Waren in Hinsicht auf die verbotenen Bücher, vielleicht Anwendung des Maximum der Strafen auf verbotene Ware, z. B. des Tabaks, auf die verbotenen Bücher, Überwachung der Handelslokale und Magazine nebst dortiger Lagerungsverpflichtung für die Buchhandlungen, endlich regelmäßige, schleunige und ämtliche Mitteilung der Listen der verbotenen Bücher an dieselben durch das Revisionsamt und Auftrag an dieselben, was ohnedem aus dem ihnen erteilten Befugnis hervorgeht, ihren Korrespondenten die öffentliche Weisung zu erteilen, sie nicht durch Zusendung von Büchern, die antireligiös, antisozial und antiösterreichisch sind, in Unkosten und Verlegenheit zu setzen.

Dieses System mit Kraft, Geschäftsbeförderung und Konsequenz in Ausübung gebracht, wird den Buchhandel Österreichs aus dem Abgrund des Handels mit verbotener Ware wieder zum ehrenhaften Geschäfte machen, es wird ihm keine Leser, keinen Absatz entziehen, das Lesen ist Bedürfnis, das „was" steht in zweiter Linie, das „wieviel" in der ersten, und Österreich ist jetzt zum ersten Büchermarkt in Deutschland geworden, vielleicht kann selbst der österreichische Selbstverlag durch Beschränkung der Schundliteratur gehoben werden, denn unsere Schriftsteller schreiben alle Bücher für und Bücher ohne Zensur; fehlt letzten die gewohnte Leichtigkeit, ihre Leser hier zu finden, so werden für diese Bücher mit Zensur geschrieben und hier gedruckt werden, wenn die Zensur für den Verlag im Inland die Manuskripte nicht mehr gutzuheißen, sondern nur mehr zulässig zu finden angewiesen wird und sich stets diesen wesentlichen Unterschied vor Augen hält.

Gestalten sich die Dinge so, dann wird kein österreichischer Buchhändler mehr wagen, vor seinem Nachbar, dem anderen Kaufmann, zu klagen, das gemeine Recht, die gleiche Behandlung stellt ihn in dieselbe Linie mit ihm, und der Bücherballen wird sich doch in eine Behandlung zu finden wissen, der alle anderen Warenballen unterzogen werden, die der gesamte übrige Handelsstand in überschwenglicher Mehrzahl empfängt und versendet.

So viel in kurzen Andeutungen über den Buchhandel und die Verleger. Wenden wir uns jetzt zu der Presse und zu den Zeitungen. Wir haben gesehen, daß die Schädlichkeit der freien Gedankenäußerung durch die Presse zugunsten einer geringen rührigen Minderzahl auf Unkosten der großen friedlichen Mehrzahl als ein Privilegium angesprochen wird; daß die eigentliche Gefährlichkeit und Schädlichkeit gerade in der vielfältigen Verbreitung und schleunigen Fortpflanzung der schädlichen Gedanken liegt, daß dieses nur durch die Presse und Zeitungen bedingt ist. Es handelt sich also, das Übel eben da, wo es erst schädlich wird, in seiner Verkörperung zu erfassen, und dazu gibt uns schon die Bezeichnung Preßvergehen den Schlüssel und die Möglichkeit. Die Presse ist es, die für das Preßvergehen einzustehen hat, sie muß der Gesellschaft und Regierung gegenüber zur immerwährenden Garantie und zum Faustpfand werden statt aller illusorischen Gewährleistungen und Kautionen. Überall nehmen die Gesetzgebungen, wo eine augenscheinliche Tat, die sich wiederholen kann, mittels irgend eines Apparates stattfindet, dessen Beschlagnahme oder Konfiskation in Anspruch; weshalb dieses Gemeinrecht, dessen Wirkung durch die Erfahrung als nützlich erwiesen ist, nicht auch hier in Anwendung bringen? Eine jede Druckerei haftet für die aus ihr hervorgegangenen Werke, insofern solche nicht zum voraus gebilligt oder sonst als unschädlich befunden werden. Alle absichtliche, böswillige Vergehen der Presse müssen mittels des Rückzuges der gegebenen Befugnis bestraft, alle zu fällenden Geldstrafen als privilegierte Schuld auf dem gesamten Apparate lasten, der deshalb als ein Freieigen von jeder vorher darauf liegenden Belastung frei erscheinen müßte.

Die Presse als ein ganz unintelligentes, willenloses Instrument ansehen, hieße dem Buchdrucker intellektuell und moralisch

zu nahe treten; aber in jeder Gesetzgebung finden sich Analoge der Beschlagnahme und Konfiskation der materiellen Behelfe, durch welche ein Vergehen oder ein Übel ins Leben getreten ist, Maßregeln, durch welche allein zwar indirekt, aber sicher der wahre Urheber erreicht und zurechtgewiesen werden kann.

Das gesellschaftliche Vergehen der Presse besteht nicht darin, daß sie die Gedanken des einzelnen reproduziert, sondern darin, daß sie solche vervielfältigt und als Ware in den Besitz und in die Hände jener bringt, die ohne Zurechnungsfähigkeit den Mißbrauch, vor welchem sich der Autor selbst wohl hütet, zu treiben veranlaßt [so!]. Die Presse muß also in und durch Einwirkung der Regierung auf die Druckerei geregelt und gezügelt werden, indem die materielle Kraft und Macht des Staates dem materiellen Behelf der ungeregelten Geistesfreiheit Herr und fühlbar wird.

Dasselbe hätte auch in Hinsicht der Zeitungen zu geschehen. Bei ihnen erscheinen zwei Momente: die Vervielfältigung durch das Gewerbe, welches den Privaten, dann die Verbreitung durch die Post, welche dem Staat angehört. Die Druckerei, welche als Faustpfand zu Gebote des Staates ist, wird eine nützliche Selbstzensur auf die periodische Presse ausüben; sollte trotzdem eine verdammliche Übertretung oder eine verderbliche Richtung in einer Zeitung auftauchen, so liegt es doch in dem vollen Befugnis des Staates, hierin eine einseitige Resiliation des geschlossenen Kontraktes zu finden, und sich selbst jeder Verbreitung und folglich Komplizität verderblicher und verdammlicher Manifestationen zu enthalten.

Eines, ja das wesentliche Lebenselement der Zeitung ist ihre Verbreitung und Austragung durch die Post; sie ist als Wucherpflanze auf der Staatsanstalt, der Post, entstanden, und lebt darauf fort; sollte sie nicht anders in ihrem Wachstum gehindert oder geregelt werden, als durch das Verderben des Stammes?

Wir führen hier zum Schlusse noch ein einziges Bedenken auf. Österreich zählt zu seinen lobenswertesten Eigentümlichkeiten, daß seine Justiz wohlfeil, für die Armen kostenlos ist, denen zudem von Staatswegen ein intelligenter, geprüfter, anerkannter Rechtsfreund gegeben werden muß; das ist eine

Konzeption [so!] und Begünstigung für die große Masse; sollte bei solcher Tendenz und Gewohnheit des geistigen Staatshaushaltes kein ähnlicher Schutz für die große Majorität der Geistesarmen oder Beschränkten gegen die Übergriffe von seiten der neuen Privilegien der Presse eintreten müssen, damit der eigentümliche Geist der Bevölkerung dieses großen von der Revolution noch nicht erfaßten historischen Reiches sich nicht ändern, und derselbe nicht dem revolutionären Geist erliege, der unter dem Panier der Geistesfreiheit gegen Gott, und der Preßfreiheit gegen die Regierung einherzieht?

Der wesentliche Unterschied zwischen dem alten und dem neuen Staat, wie zwischen der alten und neuen Gesellschaft spricht sich in der Gesetzgebung aus: war das allgemeine Substrat in jenem die Sklaverei und das Vorrecht, so ist es in diesem die Freiheit und das gemeine Recht; die Aufgabe des Wiederaufblühens der mit dem Heidentume gefallenen alten Welt war nur durch die Übereinstimmung der neuen Gesellschaft und Gesetzgebung mit der neuen Lehre der persönlichen, individuellen Freiheit möglich — diese Aufgabe ist in dem Mittelalter gelöst worden durch die germanischen Nationen, in welchen das Gefühl für Freiheit und gemeines Recht ein lebendiges, volkstümliches war, und da in der Welt die Gleichheit nicht möglich ist und zum Umsturz führt, so wurde der neue christliche germanische Staat durch ein wohlverstandenes organisches, harmonisches System ähnlicher Rechte und korporativer Gestaltung, durch die der Schwächere und Ärmere dem Mächtigen und Reicheren gegenüber seine Stellung zu behaupten, sein Recht zu finden befähigt wurde, gegründet, in welchem das Privilegium möglich und unschädlich war, weil es nicht das heidnische der alleinigen größeren Gewalt, sondern zugleich der größeren Verpflichtung nach oben durch Treue, nach unten durch Sitte wurde.

Als man das heidnische Herrscherrecht und den heidnischen Staat in Europa und besonders in Frankreich durch Hof und Schule wieder in das Leben und die christliche Gesellschaft einführen wollte, entstand der unselige Kampf für und gegen das Privilegium, der in der Revolution endigen mußte, der wohlverstanden nicht um das Recht, sondern um das Vorrecht geführt wurde und sich in die praktische Formel auflösen läßt: „ote

toi, pour que je m'y mette". — Das ist aber das Kriegsgeschrei der Gesellschaft, die sich in inneren Kämpfen auflöst und der in Rom dem Kaiser und in Konstantinopel [so!] erschallte. Jedem sein Platz, jedem sein Recht, ist die Lösung des christlichen Staates.

Hat man das Glück, dem österreichischen Herrscherhause anzugehören und in dessen Reichen zu leben und zu dienen, so muß man aus deren Geschichte und besonders der neuesten sich doch die Lehre gezogen haben, daß deren Fürsten und Gesetze vor allem die Aufrechthaltung und Ausbildung der alten christlichen, germanischen Bildung des Staates und der Gesellschaft im Auge und in der Hand behalten haben; Recht und Ordnung, Sicherheit und Schutz für alle, besonders für die Schwachen und Kleinen gegen das Übergreifen der Privilegien und Privilegierten, in diesem Sinne hat sich die Verwaltung, hat sich die Gesetzgebung in dem letzten, für Europa revolutionären Jahrhundert, bei uns seit Maria Theresia fortbildend neugestaltet, und hat in Österreich jenes exzeptionelle, antirevolutionäre Gefühl bei den Massen und den unteren Klassen hervorgebracht, daß sie auch bevorrechtet sind, daß Administration, Gerichtshof und selbst das Audienzzimmer des Kaisers da sind, um jedem in seinem Recht, jedem in seiner Stellung ohne Gefährde und Bedrängung von mächtigeren Bevorzugten zu erhalten. — Jenes Gefühl ist die Popularität, der Schatz, mit dem das Haus Österreich seine Kriege geführt hat, und den Streit der Zeit ausfechten muß — ihn aber in einem törichten Spiel um die Popularität bei den neu Privilegierten des Gedankens, der Rede, Schrift und Presse auf die Gefahr des Verlustes als Einsatz geben, wäre ebenso töricht als es unwahrscheinlich ist, daß solches je geschehen könnte.

Wien, den 15. Juli 1845.

33, 6 1846, von Österreich unterstützter Aufstand der ruthenischen Bauern gegen die polnischen Insurgenten.

36, 17 Oktober—November 1847 wurde in der bayrischen Kammer über die Aufhebung der Zensur debattiert.

52, 8 Metternich, für dessen Politik Hügel neben Jarcke und Pilat publizistisch tätig war.

3. Das Jahr 1848. Geschichte der Wiener Revolution. 1. Band von Heinrich Reschauer. Illustriert von P. Katzler, F. Kriehuber und anderen. Wien 1872. Verlag von R. v. Waldheim. S. 143.

Der Gedanke einer Bürgerpetition, die der Opposition im niederösterreichischen Landtag Rückhalt geben sollte, wurde von Bauernfeld begeistert aufgenommen. Mit Alexander Bach einigte er sich am 5. März 1848 über den Gedankengang des Aufsatzes, den er am selben Tag verfaßte, am 6. im Verein mit Bach fertigstellte. Am 8. und 9. März versammelten sich zahlreiche Freunde in Bachs Wohnung zu politischen Besprechungen; sie beschlossen, für die Bauernfeldsche Petion in weitesten Kreisen Unterschriften zu sammeln. Am 11. März 1848 wurde sie dem ständischen Ausschuß übergeben. — Vgl. Reschauer S. 141 ff.; Aus Alt- und Neu-Wien S. 251; Jahrbuch V 140 f., 215 f.

4. Ostdeutsche Post. Wien 1849. Nr. 9, 30. Januar. Feuilleton: Studien von Bauernfeld. 1. 2. — Nr. 11, 1. Februar: 3. — Nr. 12, 2. Februar: 4. — Nr. 14, 4. Februar: 5. — Nr. 20, 11. Februar: 7. 8. — Nr. 25. 17. Februar: 9. — Nr. 31, 24. Februar: 10, 11. — Nr. 32, 25. Februar: 12.

Vgl. Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft VI 87, 191; Nord und Süd II (1877) 391, 393 f. (Anastasius Grün).

63, 15 Louis Eugène Cavaignac warf 1848 den Juniaufstand in Paris mit eiserner Faust nieder und stellte als Präsident des Ministerrats die Ordnung wieder her.

68, 2 Anton Freiherr von Doblhoff von Juli—Oktober 1848 Minister des Innern.

70, 2 f. Alle vier Schriftsteller Anhänger Metternichs; Müller, Gentz, Hurter Angehörige des romantischen Konvertitenkreises in Wien.

71, 2 Sosier, die aus Horaz bekannten römischen Buchhändler; dann von großen Buchhändlern überhaupt.

84, 20 Die Nationalversammlung in der Frankfurter Paulskirche.

90, 15 Charles Fourier, der Erfinder eines dem Saint-Simonismus verwandten sozialistischen Systems, der Apostel der „Phalansterien". Mit sozialistischen Schwärmereien verbindet

er einen mystischen, eudaimonistischen Glauben an eine wunderbare Entwicklung der Erde und ihrer Bewohner, die er sämtlich gegenwärtig als „éclosions contremoulées" betrachtet.

91, 24 van Aken, Besitzer einer berühmten Menagerie.

92, 14 f. In den Jahren 1848 und 1849 haben wie die genannten fast alle Wiener Zeitungen nach Opportunität ihren Titel und ihre Tendenz zwei-, dreimal geändert.

99, 9 Vgl. Jahrbuch VI 89.

101, 13 Guizot, den die Februarrevolution nach London vertrieben hatte, trat 1849 mit der Broschüre „De la démocratie en France" hervor.

102, 11 Jacques Laffitte, französischer Politiker; er verwendete als Minister (1830—31) sein ungeheures Vermögen zur Deckung des Defizits.

113, 17 6. Oktober, Erstürmung des Zeughauses, Ermordung des Kriegsministers Latour. 31. Oktober, Eroberung Wiens durch Windischgrätz.

5. Ostdeutsche Post. Wien 1849. Nr. 253, 11. November: Neue Studien von Bauernfeld. (Der Verfasser erklärt wiederholt, daß er keine Aufsätze drucken läßt, ohne seinen Namen beizusetzen.) Die Einkehr zu sich selbst. — Nr. 259, 18. November: Wo ist Gott nicht? — Nr. 265, 25. November: Das Theater, das Publikum und ich.

121, 1 Papst Pius IX. hatte sich am 25. November 1848 nach Gaëta geflüchtet und Rom den Demokraten überlassen, die am 5. Februar 1849 die „Römische Republik" proklamierten.

121, 6 Die Franzosen eroberten Rom nach rücksichtslosem Bombardement am 3. Juli 1849 und setzten den Papst wieder in seine Herrschaft ein.

121, 15 Montalembert, von den vierziger Jahren an in ultramontanem Sinne tätig.

121, 17 Bauernfeld meint wohl die am 14. März 1848 von der päpstlichen Regierung proklamierte Konstitution.

122, 7 Die durch das berühmte Sendschreiben Ronges gegen die Ausstellung des heiligen Rockes in Trier angeregte deutschkatholische Bewegung hatte während des Revolutionsjahres sich auch nach Wien verpflanzt, ohne große Erfolge zu

erzielen. Die Konflikte innerhalb der verschiedenen Dissidenten-Gemeinden, hauptsächlich durch die sozialdemokratischen Tendenzen Ronges und seiner engeren Anhänger erzeugt, übertrugen sich auch nach Österreich, wo dem Streit und den Gemeinden durch eine Verordnung der Regierung ein rasches Ende gemacht wurde.

126, 1 „Der Wald bei Hermannstadt," romantisches Schauspiel in 4 Aufzügen von der alten Burgschauspielerin Johanna Franul von Weissenthurn war eines der beliebtesten Repertoirestücke in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

126, 10 „Der Bräutigam aus Mexiko", Lustspiel in 5 Aufzügen von Clauren.

126, 15 „Die silberne Hochzeit", Schauspiel in 5 Akten von Kotzebue.

130, 28 Schmerl, eine komische Figur in dem Lustspiel „Großjährig" (1846).

131, 7 Der Belagerungszustand (vom 1. November 1848 an).

131, 8 Während des Revolutionsjahres hatte das Burgtheater, dem Beispiel des Theaters an der Wien folgend, diesen zweiten, zugleich seinen alten Titel wieder angenommen.

131, 20 Über dieses Verbot und die Intervention des Gouverneurs Baron Welden vgl. Aus Alt- und Neu-Wien S. 289 f.; Jahrbuch VI 87, 89, 192 f.

132, 14 ff. Das neue Schauspiel war „Franz von Sickingen". Zu diesem Verbot und zu den folgenden Erörterungen vgl. Aus Alt- und Neu-Wien S. 296 f.; Jahrbuch VI 90, besonders 194.

132, 19 Brief des Burgtheaterdirektors Holbein vom 14. September 1849; vgl. Jahrbuch VI 193.

136, 1 ff. Anspielungen auf den Brief des Oberstkämmerers Grafen Lanckoronski vom 21. Oktober 1849; vgl. Jahrbuch VI 194.

6. Österreichische Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde (Herausgeber und Redakteur J. P. Kaltenbaeck). Nr. 75, Sonnabend den 19. September 1835 S. 297—298. Nr. 76, Mittwoch den 23. September 1835 S. 301—303. Nr. 77, Sonnabend den 26. September 1835 S. 305—308. Nr. 78, Mittwoch den 30. September 1835 S. 309—312: Die schöne Literatur in Österreich. Historische Skizze von Bauernfeld.

Auch als Sonderdruck: Wien 1835. Gedruckt bei den Edlen v. Ghelenschen Erben. 8°, 32 S.

141, 18 Der Jesuit Denis, als Barde Sined der Vertreter Österreichs in der Ossian-Klopstockischen Dichtergruppe, deren Mittel er gar oft zu seichtester Hofpoesie verwendet.

142, 6 Blumauer, der Verfasser des bekannten „travestierten Aeneis" und zahlreicher poetischer und prosaischer Satiren im Sinne der Freimaurer.

142, 14 Karl Mastalier, im Streben nach Korrektheit und in seiner äußerlichen Abhängigkeit von Horaz dem Preußen Ramler zu vergleichen, gleich dem er an der zahmen Kriegspoesie der siebziger Jahre des 18. Jahrhunderts teilnimmt.

Johann B. v. Alxinger, unselbständiger Schüler Wielands.

Josef Franz v. Ratschky, Organisator der österreichischen Literaten als Begründer des „Wienerischen Musenalmanachs".

142, 20 „Faustin oder das aufgeklärte philosophische Jahrhundert" (1783) von Johann Pezzl.

142, 26 Cornelius Hermann von Ayrenhoff, Verfasser des von Friedrich dem Großen gerühmten Lustspiels „Der Postzug", eigensinniger Verfechter des französischen Geschmacks gegen die jungen deutschen Dichter. Er griff Shakespeare besonders heftig an in seinem „Schreiben über Deutschlands Theaterwesen".

Josef Friedrich v. Retzer, Herausgeber von Denis' Nachlaß und von Ayrenhoffs Werken, dessen Freund und Gesinnungsgenosse.

143, 23 Josef v. Sonnenfels, der Vorkämpfer der Aufklärung in Österreich, suchte in ihrem Sinne durch seine „Briefe über die Wienerische Schaubühne" (1768) das Theater zu reformieren; die Neugestaltung des Burgtheaters (1776) durch Josef II. geht vor allem auf sein Wirken zurück.

144, 3 Philipp Hafner, der Begründer des Wiener Lokalstücks, durch das er die extemporierte Hanswurstkomödie erfolgreich bekämpfte.

144, 8 Tobias Philipp Frh. v. Gebler verfaßte zahlreiche Lustspiele, meist nach dem Französischen.

Franz von Heufeld; sein Drama „Julie oder Wettstreit der Pflicht und Liebe" (nach Rousseaus „Nouvelle Héloïse")

in der „Hamburgischen Dramaturgie“ 8. und 9. Stück ausführlich und anerkennend besprochen.

144, 17 Johann Friedrich Heinrich Müller, Geschichte und Tagebuch der Wiener Schaubühne (Wien 1776), sehr wichtig für die Geschichte des Burgtheaters.

144, 20 Der große Schauspieler Friedrich Ludwig Schröder war von 1781 bis 1785 Mitglied des Burgtheaters, dessen Stil er für Jahre hinaus entscheidend bestimmte. In Wien entstanden viele seiner dramatischen Arbeiten.

144, 25 Johann Friedrich Jünger, für das Lustspiel nicht ohne Begabung, von 1789—1794 Hoftheaterdichter.

144, 26 Der Schauspieler Gottlieb Stephanie der Jüngere dichtete mit Vorliebe Soldatenstücke; auch Singspiele für Dittersdorf und Mozart.

145, 10 Heinrich v. Collin, bekannter als durch seine klassizistisch steifen Römertragödien durch seine Balladen und vor allem durch die „Landwehrlieder“ (1809).

145, 25 Maximilian Korn, von 1802—1850 Burgschauspieler, innig befreundet mit Collin, dessen Balboa eine seiner besten Rollen war.

146, 1 Friedrich Wilhelm Ziegler, Schauspieler am Burgtheater, brachte neben einigen pathetischen Tragödien mit besonderem und nachhaltigem Erfolg bürgerliche Lustspiele auf die Bühne.

146, 8 Kotzebue war 1798 und 1799 beim Burgtheater angestellt; die echteste Frucht dieses Wiener Aufenthaltes sind „Die beiden Klingsberg“.

146, 10 Vor seinem Eintritt bei den Lützowern war Körner Hoftheaterdichter in Wien.

146, 14 „Cunegunde die Heilige“ (1815) und „Die Mutter der Makkabäer“ (1820) fallen in die Zeit von Werners Aufenthalt in Wien.

146, 20 Josef Schreyvogel führte sein „Sonntagsblatt“ (1807—1818) im Sinne der Aufklärung, zugleich als Schüler der Weimarer Klassiker; der Einfluß der von ihm bekämpften Romantik machte sich freilich auch auf ihn geltend, wenn er der spanischen Literatur eifrigste Tätigkeit widmete. Von 1802 bis 1804 und von 1814—1832 war er als Hoftheatersekretär der

eigentliche Leiter des Burgtheaters, das er zur ersten Bühne Deutschlands erhob.

148, 25 August Frh. v. Steigentesch schrieb außer anmutigen Lustspielen etwas frivole Romane nach französischem Muster.

149, 1 f. „Das Leben ein Traum" nach Calderon („La vida es sueño") „Donna Diana" nach Moreto („El desdén con el desdén").

153, 23 ff. Medea I. Aufzug. Werke[5] V 149 f. Bauernfeld zitiert nicht ganz genau.

156, 20 „Incubus." Werke[5] I 194.

157, 25 Der Titel des Schauspiels, das Bauernfeld hier nach seinem Inhalt benennt, lautet: „Kerker und Krone" (1833).

158, 1 Byron.

158, 4 „Ritter Harold's Pilgerfahrt" erschien in der Übersetzung von Zedlitz 1836 bei Cotta.

158, 8 Deinhardstein, überaus fruchtbarer, seichter Dramatiker, 1832—1841 Leiter des Burgtheaters.

158, 15 Johanna Franul v. Weissenthurn, über 50 Jahre Schauspielerin am Burgtheater, schrieb zahlreiche altmodische Schau- und Lustspiele.

158, 20 ff. Karl Johann Braun von Braunthal, ein nicht unbegabter, aber verlotterter Schriftsteller, bekannt durch seine Affäre mit Anastasius Grün. Während er aus Not armselige Humoresken und Reisebilder schrieb, wagte er sich an die höchsten Stoffe: Don Juan, Faust, Napoleon, Shakespeare.

Ignaz Franz Castelli, von unbegreiflicher Fruchtbarkeit. Unzählige Übersetzungen, Bearbeitungen, kleine Liederspiele und Komödien. Daneben vaterländische Kriegslieder (1809) und Dialektgedichte. Er liebte den Spaß um jeden Preis, die behagliche Zote.

Eduard Duller wanderte 1830 aus, schloß sich später den Deutschkatholiken an und entfaltete eine bewegte publizistische Tätigkeit. Er begann mit historischen Dramen und Novellen.

Karl Egon Ebert, Deutschböhme; bekannt durch sein Epos „Wlasta". Auch im Drama behandelte er tschechische Sagen.

Christoph Kuffner. Vielschreiber. Romane und Dramen.

Johann Graf Mailáth, der durch sein tragisches Ende bekannte Historiker und Übersetzer aus dem Ungarischen, trat in den dreißiger Jahren mit einigen Lustspielen nach dem Französischen hervor.

Wilhelm Marsano im kleinen Lustspiel glücklicher als in seinen romantischen Tragödien.

Anton Pannasch, historische Trauer- und Lustspiele. „Alboin", Trauerspiel in 5 Akten, 1834 im Burgtheater aufgeführt.

Karoline Pichler, die bekannte Romanschriftstellerin, dichtete auch eine Anzahl von historischen Dramen.

August Hornboſtel (O. Ernst Bohl), nicht unbegabt, vgl. Jahrbuch XIV 60 (Komorzynski).

Friedrich Treitschke dichtete vor allem Singspiele und Opern für die Hofoper, bearbeitete Josef Sonnleithners „Fidelio".

Franz Carl Weidmann verfaßte zahlreiche topographische Werke, in jüngeren Jahren auch Dramen.

159, 7 Josef Alois Gleich schrieb außer wertlosen Romanen zahlreiche Zauber- und Märchenstücke.

Karl Meisl pflegte vor allem die Travestie und Parodie.

Adolf Bäuerle, der gesinnungslose Herausgeber der Theaterzeitung, in seinem traurigen Alter Begründer des Wiener Lokalromans, war in seiner Jugend der begabteste Vertreter der lokalen Posse, der er die Gestalt des „Staberl" schuf.

161 Joh. Ladislaus Pyrker, Erzbischof von Erlau, klassizistischer Epiker. Später hat Bauernfeld weniger günstig über ihn geurteilt; vgl. oben S. 230, 10 ff.

162, 26 Karl Ferdinand Dräxler (Manfred) begann als Lyriker, betätigte sich später hauptsächlich als Bearbeiter französischer Dramen. Seit 1837 in Deutschland, zuletzt Dramaturg in Darmstadt.

162, 27 Ludwig August Frankls „Christoforo Colombo" erschien 1836.

163, 1 Franz Hermann von Hermannsthal, lyrische Gedichte und Dramen.

163, 2 Gottfried v. Leitner, begabter Balladen- und Liederdichter.

163, 8 Johann Mayrhofer endete durch Selbstmord den Konflikt zwischen seiner Gesinnung und seinem Zensorberuf.

Anton Passy, geistliche Lieder.

Franz Freiherr von Schlechta-Wssehrd, lyrische Gedichte und Dramen.

Mathias Leopold Schleifer, Kantaten und Oden älterer Richtung.

165, 8 Ludwig Halirsch, begabter junger Dichter; sein Nachlaß von J. G. Seidl herausgegeben.

165, 7 Josef v. Hammer-Purgstall, der von seinen Zeitgenossen maßlos überschätzte Orientalist.

166, 19 Anspielung auf die „Spaziergänge eines Wiener Poeten".

172, 22 ff. Die Kaltenbaeckische Zeitschrift bemühte sich redlich, bedeutende Mitarbeiter zu gewinnen; der Benediktiner Michael Enk von der Burg und Ernst v. Feuchtersleben zählten zu den fleißigsten.

173, 26 „Reise nach Österreich im Sommer 1831" von Wolfgang Menzel. Stuttgart und Tübingen, Cotta 1832. Menzel will „die Vorurteile zerstreuen, welche man im übrigen Deutschland noch so häufig gegen die Österreicher hegt".

7. Blätter für Literatur, Kunst und Kritik. (Zur Österr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde [herausgegeben und redigiert von J. P. Kaltenbaeck]) Nr. 7, Sonnabend den 24. Januar 1835 S. 25—28: Kritik und Kritiker unserer Zeit. Von Bauernfeld.

Von allen Wiener Rezensenten mußte sich der widerwärtige Saphir durch die Polemik gegen die „falsche Kritik" am tiefsten getroffen fühlen. Er reagierte darauf (Theaterzeitung 1835, Nr. 25) in einem Aufsatz, der beginnt: „Ein recht mittelmäßiger Autor hat einmal gesagt: ‚Es war eine schöne Zeit, in der die Kritik noch nicht erfunden war!'" Gegen diesen anmaßenden Ton trat kein geringerer als Grillparzer für Bauernfeld in die Schranken. („Meine Ansicht." Blätter für Literatur, Kunst und Kritik, Nr. 14; jetzt Werke [5] XVIII 145.) Saphir erwiderte frech und klebrig wie immer (Theaterzeitung 1835, Nr. 37). — Vgl. Jahrbuch V 72, 174.

178, 16 Franz Horn, Romanschriftsteller und Literarhistoriker, hat Shakespeares Dramen in einem unendlich weitläufigen, temperamentlosen Werke in romantischem Sinne als Ausflüsse einer tiefer Absichten vollen Künstlernatur zu erklären versucht.

184, 3 „Die Waage. Eine Zeitschrift für Bürgerleben, Wissenschaft und Kunst." Herausgegeben von L. Börne. Frankfurt 1818. 1821.

8. Flüchtige Gedanken über das deutsche Theater. Mit besonderer Rücksicht auf das Hofburgtheater in Wien. Von Bauernfeld. Wien 1849. Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler. 8° 38 S. Unterzeichnet: Bauernfeld.

Die Broschüre ist zur Zeit der tiefsten Erniedrigung des Burgtheaters, im letzten Jahr der Direktion Holbein geschrieben. Im Dezember 1849 wurde Heinrich Laube berufen. — Im März hatte Bauernfeld ein Gespräch mit dem Minister Grafen Stadion: „Er riet mir zu neuem Urlaub von vier Monaten. Inzwischen wolle er für mich eine Stelle aussuchen. Ob ich nicht eines der Theater übernehmen wolle?" Jahrbuch V 89, 192.

189, 27 „Théâtre de Clara Gazul, comédienne espagnole" von Prosper Mérimée, eine Reihe kleiner romantischer Dramen nach spanischem Muster.

193, 22 Karl Seydelmann, Charakterdarsteller, zuletzt in Berlin.

206, 13 „Rochus Pumpernickel. Musikalisches Quodlibet", berühmte Posse von Matthäus Stegmeyer.

207, 16 „Das Räuschchen" von Christoph Bretzner, dem Textdichter von Mozarts „Entführung aus dem Serail".

„Reue und Ersatz" von Wilhelm Vogel (von 1823 bis 1834 Leiter des Theaters an der Wien).

209, 3 Auf Wunsch Friedrich Wilhelms IV. wurden seit 1841 in Berlin „Antigone" und „Ödipus auf Kolonos" mit der Musik von Mendelssohn aufgeführt.

223, 7 Gurli, die Naive in Kotzebues Lustspiel „Die Indianer in England".

9. Deutsche Zeitung Nr. 1863. Wien, Sonntag 11. März 1877: Kleine theatralische Studien. Von Bauernfeld. I. Der theatralische Kronos und das streitende Theater. — Nr. 1870. Wien, Sonntag 18. März 1877. II. Dramatische Liebespaare. — Nr. 1877. Wien, Sonntag 25. März 1877. III. Die theatralische Gattung. Vgl. Jahrbuch VI, 181.

232, 16 Mademoiselle Mars (eigentlich Anne Françoise Boutet 1779—1847), berühmte Schauspielerin zur Zeit Napoleons I.

232, 18 Aimée Olympe Desclée (1836—1874), berühmte Schauspielerin während des zweiten Kaisertums.

234, 4 ff. La baronne (1871) von Éd. Foussier und Charles Edmond; La comtesse de Somerive (gedruckt 1878) von Théod. Barrière und Mme. de Prébois; Les deux orphelines (1875) von Ad. Dennery und Cormon; Le sphinx (1874) von Octave Feuillet; L'étrangère von Alex. Dumas.

236, 22 Rabagas (1872), eine politische Komödie von Sardou.

237, 7 Vor allem der Streit um „Hernani".

243, 7 Eduard von Hartmann, Shakespeares Romeo und Julia, Leipzig 1874, wendet sich überhaupt gegen Shakespeare, den „vielfach überschätzten Briten".

249, 4 Die Meinung, daß unter der Prinzessin die Herzogin Louise zu verstehen sei, ist heute allgemein aufgegeben.

252, 6 Ichor, die Flüssigkeit, die statt des Blutes in den Adern der griechischen Götter fließt.

263, 7 „Der Veilchenfresser", Lustspiel in 4 Akten von G. v. Moser, noch heute auf dem Repertoire des Burgtheaters.

263, 15 „Arria und Messalina" (1874), „Nero" (1875), beide von Adolf Wilbrandt. Caligula in Halms „Fechter von Ravenna".

10. Nord und Süd. Eine deutsche Monatsschrift. Herausgegeben von Paul Lindau. Dritter Band. Berlin 1877. S. 353 bis 370. Moriz Schwind zum Gedächtniß. Von Bauernfeld. Wien.

Die meisten von den in diesem Aufsatz mitgeteilten Briefe sind vollständiger, aber nicht immer genauer veröffentlicht: Jahrbuch VI 225 ff. (H. Holland, *J.*)

266, 18 Schwind-Ausstellung, Wien 1871.

267, 12 Slobinsky (= Slobi, s. oben 280, 15). Vgl Horner, Ed. Bauernfeld (Dichter und Darsteller. 5. Bd.) S. 143.

277, 26 Vgl. den Aufsatz „Meister Favilla".

280, 8 = Jahrbuch VI 232.

280, 15 = Jahrbuch VI 233; dort heißen die Freunde Slobin und Staus. Vgl. Horner S. 27.

280, 19 = VI 235.

280, 22 = VI 246.

281, 8 = VI 244.

281, 5 einige] uneinige *J.* — Der Mensch — zahlt] fehlt *J.*

281, 7 Das erste Kind Schwinds war ein Knabe (vgl. Jahrbuch VI 245); es muß sich also hier um das zweite Kind handeln.

281, 25 = VI 247.

283, 11 = VI 256.

283, 15 Germanismus] Germanikus *J.*

284, 3 = VI 259.

284, 4 nichtsnutzigen] nichtswürdigen *J.*

284, 17 = VI 261.

284, 20 im Leibe] am Leibe *J.*

285, 5 = VI 266.

285, 8 schon komplizierter] eher complicirter *J.*

286, 1 die — liegt] fehlt *J.*

286, 4 = VI 275.

286, 23 = VI 268.

287, 3 = VI 275 f. — Alexander Baumann, bekannt als Verfasser von „Versprechen hinter'm Herd".

287, 23 = VI 283.

288, 18 gegenüber] gegenüber vor allem *J.*

289, 1 denn] mir denn *J.*

289, 3 noch mehr] noch etwas mehr *J.*

289, 10 wenige] meinige *J.*

289, 15 auf die] auf der *J.*

289, 22 von] vor *J.*

290, 5 = VI 288.
290, 7 angehn] angesehen *J.*
290, 21 = VI 289.
290, 26 Ferencz] Ferenzl *J.*
291, 11 = VI 291.
291, 15 der] die *J.*
291, 16 große] groß *J.*
292, 8 = VI 292.
292, 17 J . . . . .] Jos. *J.* [= Josephine von Wertheimstein].
292, 21 = VI 297 (hier 25. Mai 1866 datiert).
292, 21 des Jenseits] dem Jenseits *J.*
292, 26 drehen] kehren *J.*
293, 6 metaphysischen] unphilosophischen *J.*
293, 14 Original: 1866. Die Aufhebung des Konkordats wurde im März 1868 beschlossen.
293, 16 = VI 293 (auch mit der Jahreszahl 1866).
294, 2 Schnupfen] Schneuzen *J.*
294, 6 Marsch Takte] Marsch-Takte *J.*
294, 10 = VI 296.
294, 11 große Alter] Alter *J.*
294, 14 = VI 298.
294, 16 = VI 299.
294, 27 = VI 299.
295, 5 = VI 300.
295, 16 = VI 301. — Fr. . . . .] Franzl aber *J.* [= Franziska von Wertheimstein].
295, 17 Sie's doch] sie's *J.*
295, 22 = VI 303.
296, 12 Hans Makart.
296, 18 = VI 304.
296, 25 hin und wieder] hin und her *J.*
297, 4 Mannes] Namens *J.*
297, 5 die] der *J.*
297, 6 wie eine] eine *J.*
297, 8 vielgerühmte] vielberühmte *J.*
298, 1 ******] Makart *J.*
298, 7 ekelhaftes] eselhaftes *J.*
298, 11 „Das Tagebuch."

298, 13 = VI 307.
298, 14 zuckt's] juckt's *J.*
298, 18 Vorzimmer] im Vorzimmer *J.*
298, 20 himmliſchen] heimlichen *J.*
298, 22 ausgeſuchteſte] ungeſuchteſte *J.* — mit aller] in aller *J*
298, 23 jemand] irgend jemand *J.*
298, 27 M*****] Makart *J.*
299, 26 wollte] ſollte *J.*
300, 2 = VI 309.

11. Die Heimat. Illuſtriertes Familienblatt. II. Jahrg. 1877. II. Bd. Herausgeber und verantw. Redakteur: C. v. Vincenti. Verlags-Expedition der „Heimat", Wien, Seilerſtätte 1. Nr. 27, S. 435—438, Nr. 28, S. 454—456: Meiſter Favilla. Zur Erinnerung an Joſef Deſſauer. Von Bauernfeld. (Separatdruck: Wien 1877.)

302, 3 „Maître Favilla", drame en 3 actes et en prose. 1855.

306, 1 Am raſcheſten unterrichtet man ſich über die Affäre Heine-Deſſauer aus dem Briefwechſel zwiſchen Anaſtaſius Grün und Ludwig Auguſt Frankl. Herausgegeben von Dr. Bruno von Frankl-Hochwart. Berlin 1897. S. 52 ff., 61 ff. Wie aus einem ungedruckten Briefe Anaſtaſius Grüns hervorgeht, war Deſſauer völlig unſchuldig.

326, 3 ff. Bauernfeld teilt die Briefe der George Sand im Original mit und fügt die Übertragung bei mit den Worten: „Nachfolgende Überſetzung dieſer Briefe dürfte vielen Leſern nicht unwillkommen ſein." Ich laſſe die Originale hier folgen:

I.

Bon Chrishni, je veux que vous trouviez une lettre de moi à Ischl, puisque vous ne m'avez pas mise à même de vous répondre à Paris. Oui, ce sont d'heureux jours que ceux où je vous ai retrouvé si semblable à vous-même, à peine vieilli, pas changé, toujours aussi naïf, aussi tendre et aussi aimable. Les oreilles ont dû vous sonner tout le tems de votre voyage, car on n'a pas passé une heure ici

sans dire: Bon Chrishni, cher brave homme, ami charmant, digne maestro, grand artiste etc. etc. Chacun et tous à la fois, duo, soli, trio, quatuor etc., tutti tutti! vive le bon Dessauer, le vrai Favilla! Et le soir, les lettres mystérieuses apportées sur la table par l'esprit familier, les phrases musicales qu'on croyait entendre en les lisant tout cela a été goûté, senti, et tout en riant, on était attendri, on vous sentait encore là. Et n'y êtes-vous pas toujours? Est-ce que nous ne vivons que dans notre corps? est-ce que nous n'habitons pas la lune et le soleil et toutes les étoiles, dès que notre pensée nous y transporte? est-ce qu'on ne s'y occupe pas de nous comme nous nous occupons d'eux. Nous qui rêvons toujours d'aller les y rejoindre? Eux? qui? ils disent la même chose de nous et sans nous connaître ils nous aiment. Et puis, ne nous connaissent-ils pas? Où est notre cher grand Delacroix à cette heure? Mais où êtes-vous vous-même à l'heure où je vous écris, sur quelle route, dans quel véhicule, dans quelle disposition d'esprit? L'absence et la mort ne diffèrent pas beaucoup, donc on ne se quitte pas, on se perd de vue, mais on sait bien, que n'importe où, on se retrouvera. Aussi je ne dis jamais adieu dans le sens de: Dieu nous sépare, mais dans le sens: à revoir en Dieu sur cette terre ou sur une autre. Est-ce que l'on ne fait pas des progrès tant qu'on veut vivre et tant qu'on croit à l'idéal? est-ce que l'idéal ne sert qu'à cette vie d'un jour ou deux sur la terre? ne croyez pas cela. Nous emportons avec nous ce que nous avons acquis, et nous l'emportons pour l'accroître dans l'éternité. Qu'importe que dans une ou deux de nos existences nous n'ayons pas été assez encouragés, si nous avons entretenu le feu sacré en nous et dans les autres? Ne comptez pas pour rien ces heures où vous donnez avec votre âme celle des grands maîtres à vos amis, tout cela c'est un échange entre eux, vous et nous de ce qu'il y a de meilleur et de plus élevé dans le sanctuaire commun. Ecrivez-nous, cher ami, dites-nous comment vous avez voyagé, comment vous avez retrouvé les sœurs, la nièce, les montagnes, le pays du sel et les montagnards artistes.

Toute la famille d'ici vous embrasse. Maurice, que la mort de Delacroix a beaucoup affecté, surtout par la pensée qu'il est mort sans famille autour de lui, Lina, qui vous présente son poupon à baiser, Manceau qui vous adore (lui comme le plus brutal est le plus aimant de tous), Mme Lambert qui ne cesse de parler de vous, son mari, qui vous étudie rétrospectivement avec une sympathie délicate, Marie Lambert qui pleure pour un rien, mais qui aime beaucoup, Calamatta, qui ne dit plus rien contre Delacroix et qui le regrette comme homme, sans l'avoir jamais compris comme peintre, voilà tout le monde .. non il y a la grande Marie, une nature d'élite sous sa blanche cornette et tous vous aiment et vous crient: Revenez.

George Sand.

Revenez avec de beaux lieders pour moi de vous.
15 Aôut 63.

II.

Nohant, 5 juillet 66.

Mon Favilla a donc pensé à moi pour mon anniversaire de la 62ième. J'en suis bien touchée, excellent ami. Vous ne dites rien de votre santé, votre cœur absorbe tout et il est navré des dangers de la patrie. Nous comprenons ça, nous qui sommes italiens, mais pas prussiens du tout. Quelle effroyable mêlée est sortie de ce petit démêlé du Holstein! et où est l'issue? Votre pays fût-il écrasé, peut-il être rayé de la carte du monde où il tient une si grande place? Trouvez-vous malheureux pour lui qu'il vienne à perdre la Vénétie? L'Italie n'a-t-elle pas toujours été une ruine et un danger, un boulet à son pied, comme maintenant l'Algérie au notre. On ne s'assimile jamais des nationalités aussi tranchées. On comprend mieux l'assimilation des pays slaves, quoique difficile encore. Mais que faire à tout cela? Le moment semble venu, où il faut que les conquêtes soient des fléaux. La France s'en mêlera-t-elle? pour qui, avec qui? On la voit bien soutenant l'Italie, on ne la conçoit pas aidant la Prusse. Et ici nul ne sait, si elle aidera

quelqu'un. Le chef de l'état est d'autant plus impénétrable, qu'il vil, dit-on, au jour le jour dans sa pensée, et qu'on ne peut deviner des projets, qui n'existent pas. Je vous dis ce qu'on dit. Je suis loin de tout ici et ne sais rien par moi-même. Je vois pousser ma petite fille qui est belle et douce et qui se console autant que possible de la cruelle mort de son frère. Mes enfants sont aussi heureux que possible après cette douleur, et moi qui ai perdu mon pauvre ami, je me réconforte auprès d'eux. Nous jouissons d'un été horrible, tempêtes diluviennes, chaud écrasant, froid tout à coup. Pauvres soldats, pauvres blessés, pauvres morts de toutes nations, quels qu'ils soient, c'est un spectacle désespérant, et on n'ose se réjouir de rien, même dans le coin tranquille où on vit. Vous faites de la musique triste, j'en suis sure et pleine de rêves déchirants. Venez à nous qui vous aimons et qui plaignons toutes les souffrances. J'ai entendu massacrer le Don Juan à l'opéra de Paris, du théatre lyrique on l'a escamoté au profit de quelques brillantes individualités et d'une belle mise en scène. Tout cela ne valait pas le Don Juan de Chrishni au piano, celui-là c'était le vrai et le bon. L'entendrai-je encore? c'est mon rêve, ne me l'ôtez pas.

Tout le monde ici vous embrasse et vous aime.

G. S.

III.

Nohant, 5 Juillet 68.

Comme c'est aimable à toi, mon Chrishni, de ne pas oublier ce 5 Juillet qui a beau m'ajouter des années, il me réjouit toujours comme s'il m'en ôtait puisqu'il me renouvelle le doux souvenir de mes amis éloignés. Si fait, va, nous nous reverrons. On n'est pas plus vieux à 70 ans qu'à 30, quand on a conservé l'intelligence, le cœur et la volonté. Tu n'as rien perdu de tout cela; la seule infirmité dont tu te plaignes, c'est l'affaiblissement de la vue. Cela ne t'empêche pas de voir la nature et de me ramasser de très petites fleurettes, la Linaria Pellissiérana; et d'apprécier le magnifique spectacle de ton lac et de tes montagnes.

Oui, c'est beau, ton pays et je te l'envie, d'autant plus qu'il soutient contre l'intolérance et l'ambition cléricale une lutte qui humilie la France. Quant au déclin de l'art chez toi et chez nous, oui c'est vrai, mais c'est une Eclipse. Les étoiles ont des défaillances de lumière, les hommes peuvent bien en avoir! Ne désespérons jamais, mon ami, tout ce qui s'éteint en apparence est un travail occulte de renouvellement — et nous-mêmes aujourd'hui et toujours vie et mort, sommeil et réveil. Notre état normal résume si bien notre avenir infini!

J'ai aujourd'hui 64 printemps. Je n'ai pas encore senti le poids des ans. Je marche autant, je travaille autant, je dors aussi bien. Ma vue est fatiguée aussi, je mets depuis si longtemps des lunettes, que c'est une question de N^ro^ voilà tout. Quand je ne pourrai plus agir, j'espère que j'aurai perdu la volonté d'agir. Et puis, on s'effraie de l'âge avancé comme si on était sûr d'y arriver. On ne pense pas à la tuile qui peut tomber du toit. Le mieux est de se tenir toujours prêt et de jouir des vieilles années mieux qu'on n'a su jouir des jeunes. On perd tant de temps et on gaspille tant de la vie à 20 ans! Nos jours d'hiver comptent double; voilà notre compensation. Ce qui ne passe ni ne change c'est l'amitié. Elle augmente au contraire, plus qu'elle s'alimente de sa durée. Nous parlons bien souvent de toi, ici. Mes enfants t'aiment avec réligion, nos deux petites filles sont charmantes. Aurore parle comme une [grande] personne. Elle est extraordinairement intelligente et bonne. Tu la verras. Tu reviendras. Tu nous charmeras encore avec ton piano. Nous t'aimons, cher Maëstro, nous t'aimons bien, tu voudras nous embrasser encore et jamais pour la dernière fois. Ce mot n'a pas de sens. G. Sand.

IV.

Cher Favilla bien aimé, ton écriture est superbe, tu vois; mais tu souffres encore, puisque tu dis que tes yeux vont mal; espérons que la guérison viendra vite; ton petit bouquet est encadré dans ma chambre à côté de ses pré-

décesseurs. C'est toujours une joie pour moi de le voir arriver. C'est la marque de la jeunesse toujours florissante de ton cœur et mes enfants me demandent chaque année au 5 Juillet, si j'ai reçu les fleurs d'Ischl; tout mon monde t'aime et te serre la main avec tendresse. Le temps humide nous rend tous un peu malades, j'espère que nous touchons à la fin de ce déluge qui a fait tant de mal à nos pauvres provinces du midi. Avez-vous aussi ces pluies torrentielles dans vos montagnes? Tourguenef m'a dit que tu faisais des vers charmants et parfois très beaux, est-ce vrai? que je suis bête de ne pas savoir un mot d'allemand! Je te lirais avec tant de plaisir. Ecris-moi quand tu le peux sans te fatiguer et crois à l'inaltérable tendresse de ta vieille sœur

G. Sand.

Nohant, 6 Juillet 75, 71 ans.

308, 5 Eugène Delacroix ſtarb 1863.

309, 4 „Salzland", das Salzkammergut.

309, 6 Moriz Dudevant (als Schriftſteller Maurice Sand), der Sohn von George Sand.

309, 8 Lina, eine Enkelin.

309, 9 Manceau, ein junger, kränklicher Künſtler, den George Sand unterſtützte.

309, 14 Luigi Calamatta, italieniſcher Kupferſtecher, in Paris ausgebildet, lebte in Brüſſel. Seine Tochter war die Frau von Maurice Sand.

316, 14 „Paquita", Oper in 3 Akten. Text von Otto Prechtler.

316, 25 „Dominga oder die Schmuggler in den Pyrenäen", komiſche Oper in 3 Akten. Text von Alexander Baumann.

12. Gedenke mein! Taſchenbuch für 1848. Siebenzehnter Jahrgang. Mit ſechs Stahlſtichen. Wien. Verlag von Pfautſch & Voß (Seitzergaſſe Nr. 423). S. XV—XXVI Anton Alex. Graf von Auerſperg, genannt: Anaſtaſius Grün. (Auszug aus einer biographiſchen Skizze.) Unterzeichnet: B. *(G.)*

Album österreichischer Dichter. Nikolaus Lenau. Anastasius Grün . . . . . Mit 12 Porträten. Wien 1850. Verlag von Pfautsch & Voß. S. 57—64. Anastasius Grün. Unterzeichnet: Bauernfeld. *(A.)*

Bauernfeld wurde vom Buchhändler Pfautsch darum ersucht, Auerspergs Biographie für das Taschenbuch „Gedenke mein!" zu schreiben. Er wandte sich an den befreundeten Dichter mit der Bitte um Unterstützung und Anast. Grün gab in einem Brief vom 22. April 1847 die nötigen Daten. Im Mai wurde die Skizze beendet. Die Zensur strich große Partien von Bauernfelds Biographie, die im Jahre 1850 in das „Album", das Pfautsch herausgab, hinübergenommen wurde. Die lange Einleitung blieb weg, dafür konnten nun die ehemals gestrichenen Stellen gebracht werden; der Schluß wurde entsprechend umgearbeitet.

Vgl. Jahrbuch V 134, 160, 214; Nord und Süd II (1877), 382 ff., 389.

328, 2 — 336, 3] fehlt *A*.

336, 17 Anton — 21 durfte] fehlt *G*.

337, 5 bei — 6 herrschte] fehlt *G*.

337, 25 zum Teil] fehlt *G*.

339, 5 voll — 17 Mund] die öffentliche Meinung schrieb die geheimnisvollen Blätter bald unserem Anastasius zu *G*.

341, 17 Anastasius — 342, 3 fand] fehlt *G*.

342, 3 die Zeit jener Kammerherrn-Legende] diese Zeit *G*.

342, 4 Der — 14 „Nibelungen"] Sie *G*.

343, 11 umstimmen!] folgt *G*: Gebt ihr das Verlangte, das Gewohnte, gebt ihr zum dritten, vierten Mal, was zum Ersten und Zweiten behagte und sie wird Euch auf's Neue wieder zujubeln. Immer dasselbe zu singen und zu sagen, ist ja zuletzt doch das ganze Geheimnis so mancher Schriftstellerei!

344, 5 Die neueste Zeit — 346, 7 Leier] Dies auf unsern Dichter angewendet ist mir um seine poetische Zukunft nicht bange. Wo so viel Produktionskraft und Gesinnung, da ist weder ein künstlerisches noch sittliches Erlahmen zu besorgen, und das politische Gewissen wird

durch die Zeit ſelbſt wach erhalten, und wir wollen's hoffen, nach und nach zu höherem Bewußtſein gebracht. Sollte dennoch der kaſtaliſche Quell in Anaſtaſius Grün verſiegen — aber ſo manches deutet darauf hin, daß er eben in friſcher Strömung begriffen iſt — ſo begnügen wir uns mit den klaren Fluten, mit denen er uns bis jetzt erfriſcht hat, und deren hell ſprudelnde Gewalt vollkommen hinreicht, dem deutſchen und öſterreichiſchen Vaterlande zur Ehre zu gereichen. *G.*

Personenverzeichnis.

Beiläufig erwähnte Personen haben keine Aufnahme in dieses Register gefunden, bloß aufgezählte Namen nur dann, wenn ihre Zusammenstellung von Bedeutung ist.

Alxinger, J. B. v. 142, 371.
Angelus Silesius 329.
Aristoteles 179.
Arouet, F. M., s. Voltaire.
Auersperg, Anton Alex. Graf, s. Grün Anast.
Auersperg, Marie Gräfin 340.
Ayrenhoff, C. H. v. 142, 371.

Bach, Alex. 368.
Bäuerle, A. 159, 374.
Baumann, Alex. 287, 378.
Beaumarchais, P. A. C. 236 f.
Beaumont, Fr. 178, 211.
Bellini, V. 303.
Blumauer, A. 142, 371.
Börne, L. 109 f., 184.
Bohl, O. E. 158, 374.
Boutet, A. F., s. Mars.
Braun v. Braunthal, J. C. 158, 164, 373.
Bürger, G. A. 330.
Byron, G. N. G. 332.

Casper v. Lohenstein, D. 329.
Castelli, J. F. 158, 163, 373.
Cavaignac, L. E. 63, 75, 368.
Claretie, J. 231 ff.
Clauren, H. 228.
Collin, H. v. 145, 227, 256, 270, 372.
Cornelius, P. (der Maler) 270 ff., 274, 280.

Deinhardstein, J. L. 158, 228, 373.
Denis, J. M. C. 141, 371.
Desclée, A. O. 232, 377.
Dessauer, J. 277, 287, 301, 302 bis 327, 380 ff.
Devrient, Ed. 226.
Dietrichstein, Moriz Graf 256.
Dräxler-Manfred, K. F. 162, 374.
Dudevant, A., s. Sand, George.
Duller, E. 158, 162, 373.
Dumas, Alex., d. J. 233 f.
Dupin, A., s. Sand, George.

Ebert, K. E. 158, 164, 373.
Endlicher, St. 351.
Enk, Mich. 172, 375.

Feuchtersleben, Ernst Frh. v. 172, 375.
Fichtner, K. 220.
Fletcher, J. 178, 211.
Fourier, Ch. 90 ff., 368 f.
Frankl, L. A. 162, 374.
Franul v. Weißenthurn, J. 158, 373.
Franz I. v. Österreich 238.
Franz Karl, Erzherzog 351.

Gebler, T. Ph. Frh. v. 144, 371.
Gellert, Chr. F. 255, 330.

Gleich, J. A. 159, 374.
Gleim, J. W. L. 329.
Goethe, J. W. 72 f., 143, 152, 180, 188, 209, 230, 247 ff., 256, 257, 331.
Gottfried v. Straßburg 244.
Gottsched, J. Chr. 255, 329.
Grabbe, Chr. D. 264.
Grillparzer, F. 149 ff., 165, 184, 230 f., 253, 262, 293, 300, 333, 375.
Grün, Anastasius 165 f., 301, 329 bis 346, 375, 385 f.
Gryphius, A. 255.
Guizot, F. P. G. 101, 369.
Gutzkow, K. 193.

Hafner, Ph. 144, 371.
Halirsch, L. 165, 375.
Halm, Fr. 193, 228, 253, 262, 263, 377.
Hamerling, R. 271.
Hammer-Purgstall, J. v. 165, 375.
Hartmann, Ed. v. 243 ff., 377.
Hebbel, Fr. 262, 263, 271.
Heine, H. 246, 306, 332 f., 380.
Heinrich IV. v. Navarra 117.
Herder, J. G. 330, 334.
Hermann v. Hermannsthal, F. 163, 374.
Heufeld, F. v. 144, 371.
Heun, C., s. Clauren, H.
Hölty, L. H. Chr. 330.
Hofmann v. Hofmannswaldau, Chr. 329.
Holbein, F. v. 228.
Horn, F. 178, 376.
Hornboſtel, A., s. Bohl O. E.
Houwald, E. 126.
Hügel, Cl. Frh. v. 28 bis 53, 70, 352 bis 368.
Hye, A. v. 351.

Jenull, Seb. 351.
Iffland, A. W. 210, 227, 263.
Jonson, B. 178.
Joſef II. 21, 143, 144.
Jünger, J. F. 144, 372.

Karl VI. 20.
Kaulbach, W. v. 268, 297, 300.
Kleist, E. v. 329.
Kleist, H. v. 245, 248, 252, 262.
Klinger, F. A. 152.
Klopstock, F G. 329.
König, Leander 272.
Körner, Th. 146, 256, 332, 372.
Kolowrat, F. A. Graf 351.
Korn, Max. 145, 254, 372.
Kotzebue, A. v. 96 f., 146, 207, 210 f., 227, 263, 372.
Kuffner, Chr. 158, 373.

Lachner, F. 279.
Laffitte, J. 106, 369.
Laube, H. 193, 231.
Leitner, C. G. v. 163, 164, 374.
Lenau, N. 165, 166 ff., 272, 281 ff., 316, 333, 335.
Leſſing, G. E. 144, 147, 179 f., 183, 210, 246, 262 f., 330.
Liſzt, F. 267, 290, 294, 298.
Lohenstein, s. Caſper v. Lohenstein.
Louis Philippe 82.
Ludwig I. v. Bayern 286.
Ludwig XVI. 117.
Ludwig, Erzherzog 351.
Ludwig, O. 262, 263.

Mailáth, J. Graf 158, 374.
Makart, H. 275, 298, 379 f.
Maria Thereſia 21.
Marmont, A. F. L. V. de 336.
Mars, Mlle. 232, 377.
Marſano, W. 158, 374.
Maſtalier, K. 142, 371.
Max, Gabriel 272.
Mayrhofer, J. 163, 164, 375.
Meisl, K. 159, 374.
Menzel, W. 173, 375.
Metternich, Cl. Fürſt 82 f., 351, 367.
Milton, J. 329.
Molière 236 f.
Montalambert, M. R. de 121, 369.

Moser, G. v. 263, 377.
Müller, J. F. H. 144, 372.
Müllner, Ad. 150.
Münch-Bellinghausen, E. Frh. v., s. Halm, Fr.

Napoleon I. 117.
Niembsch v. Strehlenau, N., s. Lenau, N.

Opitz, M. 329.

Pannasch, A. 158, 374.
Passy, A. 163, 375.
Pezzl, J. 142, 371.
Pius IX. 121, 369.
Platen, A. Graf 332.
Poquelin, J. B., s. Molière.
Prechtler, O. 256.
Pyrker, J. L. 161, 230, 374.

Raimund, F. 159, 267.
Ratschky, J. F. v. 142, 371.
Raupach, E. 191, 228.
Redwitz, O. v. 257.
Retzer, J. F. v. 142, 371.
Rückert, F. 332.

Sachs, Hans 328, 334.
Sand, George 302, 305 f., 307 bis 314, 327, 380 bis 385.
Saphir, M. G. 127, 375.
Schack, A. F. Graf 266.
Scheffler, J., s. Angelus Silesius.
Schiller, Fr. 72, 180, 188, 209, 215, 237 f., 250 ff., 256 ff., 260 f., 331, 334.
Schlechta-Wssehrd, Fr. Frh. v. 163, 375.
Schlegel, A. W. 241.
Schlegel, J. E. 255.
Schleifer, M. L. 163, 375.
Schramel, Albin 319.
Schreyvogel, J. 128, 146 ff., 185, 212 ff., 220, 238, 372.
Schröder, F. L. 144, 210 f., 372.
Schröder, Sofie 222.
Schubert, F. 267, 278 f., 284, 294, 317.
Schuselka, F. 352.
Schwind, M. 266 bis 301, 315, 321, 377 f.
Seidl, J. G. 163.
Seydelmann, K. 193, 376.
Shakespeare, W. 72, 96 f., 143, 144, 145, 178, 215, 240 ff., 259 f.
Sonnenfels, J. v. 143, 371.
Steigentesch, A. Frh. v. 148, 373.
Stephanie, G., d. J. 144, 372.
Stubenrauch, M. v. 351.

Tomaschek, W. J. 303.
Treitschke, F. 158, 374.

Uhland, L. 331.

Voltaire 246.

Wagner, Rich. 271, 290 f., 298 f., 317.
Weidmann, F. C. 158, 374.
Weiße, Ch. F. 255.
Welden, L. Frh. v. 131, 370.
Werner, Zach. 146, 372.
Wieland, Ch. M. 329.
Wilbrandt, Ad. 263, 377.
Wilczek, H. Graf 319.

Zedlitz, J. Chr. Frh. v. 157, 184.
Zelter, K. F. 230 f.
Zerr, Anna 316.
Ziegler, F. W. 146, 372.

Corrigenda.

S. 2, Z. 23 lies: Barthenheim statt: Barthemhein
„ 115, „ 19 „ gelten, „ gelten;
„ 256, „ 19 „ hatte; „ hatte,
„ 280, „ 8 „ mäßigen „ mächtigen
„ 315, „ 12 „ Gloſſen „ Kloſſen
„ 351, „ 18 füge hinzu: Gutzkow, Geſammelte Werke, Frankfurt a. M. 1845, III 309.

PT 1816 .B5 A19 1905 C.1
Gesammelte Aufsatze.
Stanford University Libraries
3 6105 037 463 895

PT

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.